187

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR

INDIVIDUALPSYCHOLOGIE

ARBEITEN AUS DEM GEBIETE DER PSYCHOTHERAPIE
PSYCHOLOGIE UND PÄDAGOGIK

12. JAHRGANG 1934



SWETS & ZEITLINGER N.V.
AMSTERDAM - 1968

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR
INDIVIDUALPSYCHOLOGIE

ARBEITEN AUS DEM GEBIETE DER PSYCHOTHERAPIE, PSYCHOLOGIE UND PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

DR. ALFRED ADLER

PROFESSOR AM LONG ISLAND MEDICAL COLLEGE, NEW YORK

12. JAHRGANG 1934

SWETS & ZEITLINGER N.V.
AMSTERDAM - 1968

Nachgedruckt mit Genehmigung des Vereins für Individualpsychologie, Wien.

Inhalt des XII. Jahrganges.

I. Artikel

Die Formen der seelischen Aktivität.

Ein Beitrag zur individualpsychologischen Charakterkunde.

Von Dr. ALFRED ADLER,
Professor am Long Island Medical College, New York.

Unter andern wichtigen Tatsachen legt die Individualpsychologie in ihrem Bestreben, aus der Haltung eines Individuums zu den stets sozialen Lebensfragen ein Bild seiner Ganzheit zu gewinnen, besonderen Wert auf den *Grad seiner Aktivität,* mit der er seine Probleme aufgreift. Tatsachen, wie die der zögernden Attitüde, der Selbstblockade, der Ausbiegung und der verringerten Aufmarschbreite, des jähen Angriffs mit folgender Erschlaffung, das Umspringen von einer Aufgabe zur andern, habe ich schon vor längerer Zeit als typische Formen des Fehlschlags bei verminderter Fähigkeit zur Mitarbeit klargelegt. Es ist mir auch nicht entgangen, daß jede dieser fehlerhaften Gangarten in ihren tausenderlei Varianten einen geringeren oder größeren Grad von Aktivität aufweist. Dieser verschiedene Grad der Aktivität wird von der Persönlichkeit in der frühesten Kindheit mit einer gewissen Willkür erzeugt, wobei freilich hereditäre und Umweltsfaktoren, sicher nicht kausal, aber im Sinne einer Wahrscheinlichkeit, eine Rolle spielen. Die Individualpsychologie ist auch in der Lage, den in der Kindheit erworbenen Grad der Aktivität als *dauernden Bestand für das ganze Leben* festzustellen, und hat auch scharf darauf hingewiesen, daß diese Tatsache unwidersprochen bleiben muß, obwohl in vielen Fällen der bleibende Grad nur bedingungsweise in Erscheinung tritt, z. B. in Fällen, in denen das Individuum sich in günstigen oder ungünstigen Umständen befindet.

Die *Konstanz des Aktivitätsgrades* läßt sich wohl kaum ziffernmäßig erfassen. Ein Kind, das seinen Eltern davonläuft, ein Junge, der auf der Straße Händel anfängt, wird mit einem höheren Aktivitätsgrad zu klassifizieren sein als ein Kind, das gerne zu Hause sitzt und Bücher liest.

Ich muß aber mit Nachdruck darauf hinweisen, daß man Aktivität nicht mit *Mut* verwechseln darf, wenngleich es Mut ohne Aktivität nicht gibt. Als Mut kann man nur die Aktivität eines Individuums bezeichnen, das mitgeht, mitarbeitet, mitlebt. Auch im Falle festgestellten Mutes soll man die zahlreichen Varianten und Mischfälle nicht vergessen, sowie die Fälle, in denen Mut nur bedingungsweise auftritt, z. B. im Falle äußerster Not oder unter Beihilfe anderer.

Wer sich von der Konstanz des Aktivitätsgrades, ganz entsprechend der von der Individualpsychologie nachgewiesenen Konstanz des individuellen Bewegungsgesetzes, d. h. des Lebensstiles, überzeugt hat, wird der Feststellung des individuellen Aktivitätsgrades die größte Aufmerksamkeit

zuwenden müssen. Denn die Einsicht in dieses Problem eröffnet eine gänzlich neue und wertvolle Perspektive für die psychiatrische Behandlung, für Erziehung und für Prophylaxe. Denn unsere Feststellung besagt nicht weniger, als daß wir aus den kleinsten Zügen und Ausdrucksbewegungen der Kindheit voraussagen können, mit welchem Grad von Aktivität dieses Kind später einmal den Lebensproblemen gegenüber stehen wird.

Freilich wäre ein solcher, immerhin wertvoller Ausblick praktisch unvollkommen, wenn wir ihn nicht mit einer weiteren Feststellung der Individualpsychologie verbinden würden, nämlich mit der Feststellung der gleichfalls bewiesenen *Konstanz des Gemeinschaftsgefühls* im vorliegenden Falle. Beide zusammen erst, wobei der Grad der Kooperationsfähigkeit die Richtung gibt, lassen voraussagen, ob die Gefahr eines Fehlschlages vorliegt und welcher Art dieser Fehlschlag sein würde.

Nicht aus dem Auge zu verlieren ist aber, daß ein Fehlschlag erst angesichts eines schwer zu bewältigenden Problems sichtbar würde, anläßlich einer exogenen Schwierigkeit, ganz allgemein gesagt, unter ungünstigen Bedingungen. Solcher ungünstiger Bedingungen gibt es eine große Anzahl. Nur darf man kein objektives Maß daranlegen und muß auch von der häufigen irrtümlichen Überschätzung von Schwierigkeit Kenntnis haben, da ganz allgemein Aufgaben aller Art demjenigen schwieriger erscheinen, der das größere Minderwertigkeitsgefühl hat.

Dazu kommt auch die Imkompatibilität jeder individuellen Lebensform mit Aufgaben, die dem angestrebten *Ziel der Vollkommenheit* widersprechen. Ist der Lebensstil eines Individuums mehr oder weniger nach dem Ziel gerichtet, unter allen Umständen der erste zu sein, so wird automatisch eine immer affektbetonte Ausschaltung aller unüberwindlichen Situationen erfolgen. Ist in einem andern Falle das Ziel der Überlegenheit gesucht in der Herabsetzung des andern, dann gestaltet sich der Lebensraum entsprechend dieser konstanten, unabweislichen Forderung. Wenn einer immer nur der Enthüllung seiner vermeinten Wertlosigkeit aus dem Wege zu gehen trachtet, dann wird sich gedanklich, gefühlsmäßig und stellungsmäßig sein Verhalten darauf einrichten, alle Fragen ungelöst zu lassen, um so wenigstens den Schein und die Möglichkeit einer Überlegenheit in der Reserve zu haben. Ist einer ein richtiger Mitarbeiter, so wird dies zur Leitlinie seines Lebens und wird in allen Lebensaufgaben durchdringen.

Und in allen diesen Fällen mit ihren Millionen von Varianten wird stets auch die gleiche Art der Aktivität festgestellt werden können.

In der Regel wird man den Grad der Aktivität auch aus der Größe der Aktivitätssphäre, die für jeden Menschen verschieden ist, wahrnehmen können. Es wäre eine verlockende Aufgabe für einen Psychologen, sich graphisch Ausbreitung und Form des individuellen Lebensraumes vor Augen zu führen.

Ich will in dieser Arbeit nur jenen Anteil meiner Untersuchungen und Feststellungen vorlegen, der sich auf die Konstanz und Identität des Aktivitätsgrades von „Fehlschlägen" und deren Kindheit bezieht. Ich muß dabei an die traditionelle Auffassung von Typen der „Fehlschläge" anknüpfen, obwohl ich alle Fehlschläge nur als Symptome eines

mangelhaften Gemeinschaftsgefühles qualifizieren kann. Und ich muß hinzufügen, daß jeder einzelne Fall innerhalb der typischen Gruppe Qualitäts- und Quantitätsunterschiede zeigt, soweit es sich um seine Aktivität handelt.

Eine genaue Kenntnis der Struktur jedes typischen Fehlschlags ist notwendige Voraussetzung einer solchen Untersuchung. Diese Kenntnis dient der Individualpsychologie zur Beleuchtung des Gesichtsfeldes, auf dem wir den Einzelfall zu finden erwarten. Die typischen Fehlschläge will ich in folgender Weise auseinanderhalten und einteilen in: schwererziehbare Kinder, Neurosen und Psychosen, Selbstmord, Verbrecher, Trinker und Morphinisten etc., Sexualperversionen, Prostitution.

Einen Anfang zur Feststellung des Aktivitätsgrades habe ich bereits im Jahre 1908 gemacht, in einer Arbeit über den „Aggressionstrieb im Leben und in der Neurose“ (veröffentlicht in „Heilen und Bilden“, Verlag Bergmann, München, III. Auflage). Diese Arbeit hat nicht nur zu einer Grundanschauung der Individualpsychologie geführt, sondern hat auch einen verhängnisvollen Einfluß auf die Entwicklung der Psychoanalyse ausgeübt.

Heute kann ich wohl feststellen, daß schon bei schwererziehbaren Kindern der Unterschied in ihrer Aktivität deutlich hervortritt und entsprechende, verschiedene Erziehungsmaßnahmen bedingt. Wilde, übermütige, trotzige, diebische, streitsüchtige Kinder zeichnen sich sichtlich durch einen größeren Aktivitätsgrad aus als scheue, verschlossene, ängstliche, von andern abhängige Kinder. Der Aktionskreis der ersteren ist sichtlich größer als der der zweiten. Suchen wir den für beide verschiedenen Fehlschlag auf, so läßt sich leicht nachweisen, daß dem schwächeren Aktivitätsgrad in der Kindheit der schwächere Aktivitätsgrad der Neurose und der Psychose im späteren Leben entspricht. Freilich ist auch in diesen Krankheitstypen und Symptomen der schwächere Aktivitätsgrad qualitativ und quantitativ verschieden, höher z. B. bei der Zwangsneurose und in der Melancholie, niedriger in der Angstneurose und in der Schizophrenie.

Ein etwas höherer Aktivitätsgrad charakterisiert Selbstmörder und Trinker von Kindheit an und liegt auch der Struktur dieser Fehlschläge zugrunde. Ihr Aktionskreis ist deutlich größer, aber ihre Aktivität entfaltet sich auf dem Umweg der Schädigung ihrer eigenen Person. Als Kinder, wie fast alle Fehlschläge, verweichlicht, empfinden sie ihre eigene Person so wertvoll, daß ihnen der Angriff gegen die eigene Person als ein Angriff gegen ihre nächste und weitere Umgebung erscheint.

Die Sexualperversionen zeigen sich unter diesem Gesichtspunkt in einer Skala von niedrigster bis zur höchsten Aktivität, in der am einen Punkt etwa der Masturbant oder der Fetischist steht, am andern etwa der Lustmörder, beide auch schon von Kindheit an durch den entsprechenden Aktionskreis und durch mangelhaftes Gemeinschaftsgefühl charakterisiert.

Am stärksten zeigt sich die Aktivität beim Verbrecher, und zwar in Abstufungen je nach der Art der Verbrechensneigung. Am untersten

Punkt der Aktivitätsskala etwa der Betrüger und Taschendieb, am höchsten Punkt der Aktivitätsskala der Mörder.

Ganz irrig wäre es, die Verschiedenheit der Aktivität oder des Gemeinschaftsgefühls, das der Aktivität die Richtung gibt, auf angeborene Faktoren zurückführen zu wollen. Nicht nur deshalb irrig, weil wir keine Möglichkeit haben, jemals die Auswirkungen angeborener Ausdrucksformen aus dem Gewordenen herauszuschälen; sondern deshalb, weil das Kind alle angeborenen Faktoren und ihre Auswirkungen in seinem individuellen Sinn erlebt, nicht nach mathematischen oder kausalen Gesetzen. Dasselbe gilt aber auch für die Umweltfaktoren und für die Einflüsse der Erziehung. Aus allen diesen Eindrücken, die das Kind erlebt, bildet es wie in einer Eingebung seinen Lebensstil, der als wichtigste Strukturen einen bestimmten Aktivitätsgrad und einen bestimmten Grad des richtunggebenden Gemeinschaftsgefühls in sich trägt. Als weitere, den Lebensstil charakterisierende Struktur habe ich eine vorwiegende Betonung von Anteilen der psychomotorischen Sphäre gefunden, eine Betonung, die uns nicht der Aufgabe enthebt, die mitschwingenden andern Bewegungsformen der Psyche gleichzeitig in Betracht zu ziehen. Man kann sich leicht davon überzeugen, daß es Menschen gibt, bei denen eine Betonung oder Überbetonung der gedanklichen und begrifflichen Sphäre im Vordergrund steht, so daß sie ihre Aktivität dem Leben gegenüber gedanklich zum Ausdruck bringen. Auch in diesem Falle hängt der Wert ihres Lebensstils davon ab, wieviel Gemeinschaftsgefühl sie aufbringen können. In günstigem Falle kooperiert die Gefühlssphäre und die Stellungnahme zur Mitarbeit soweit mit der gedanklichen Verarbeitung, daß die richtige Vorbereitung zu den Lebensfragen gesichert ist. In ungünstigem Falle, bei mangelndem Gemeinschaftsgefühl, ergeben sich kalte, schwätzerische, wortklauberische Lebensformen, die, wie ich gezeigt habe, eine Annäherung an die Zwangsgedankenneurose aufweisen können.

Infolge dieser einseitigen Akzentuierung scheint ein grundlegender Teil des seelischen Ablaufes oft wie im „Unbewußten" gelagert. In Wirklichkeit fehlt aber das *Verständnis für den Zusammenhang mit der individuellen Lebensform*, wie z. B. wenn ein Zwangsneurotiker sich Wortgrübeleien hingibt, wie: was ist der Mensch? warum heißt er Mensch? ohne den Zusammenhang mit der stets vorhandenen Gefühlserregung und Stellungnahme zu erfassen.

Noch deutlicher wird der Mißbrauch des Begriffs des Unbewußten anläßlich der Untersuchung von Menschen, bei denen das gefühlsmäßige Erfassen und Erleben überbetont ist, so daß die gedankliche und begriffliche Begleitung ebenso wie die immer vorhandene Stellungnahme verschwunden zu sein scheint. Es kann dann leicht bei oberflächlicher Betrachtung der Eindruck erweckt werden, sobald man den Gefühlsprozeß und die Stellungnahme ins Begriffliche umsetzt, als ob man etwas aus dem Unbewußten ins Bewußte gehoben hätte, so etwa bei jeder Erziehung, wenn es sich darum handelt, durch Erklärungen und durch Zurückführung auf die Ursachen einer Verfehlung Zusammenhänge begrifflich zu beleuchten und verständlich zu machen.

Auch die Stellungnahme des Individuums, seine Haltung zum Leben in all seiner Eigenartigkeit und im Zusammenhang mit seinem individuellen Lebensstil bleibt fast immer unverstanden, wird höchstens unter dem Druck des Lebensstils als gerechtfertigt empfunden. In anderen Fällen, eines Mitspielers oder eines Gegenspielers, kann gerade die Stellungnahme, d. h. die individuelle Aktivität, die sichtbare Hauptachse des Lebens sein und als solche gewertet werden. Auch die Individualpsychologie betont in erster Linie die durch genügendes Gemeinschaftsgefühl gerichtete Aktivität, die, wenn abwegig, durch verständnisvolles Erfassen des fehlerhaften Aufbaues der Lebensform verbessert werden kann. „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen."

In dieser Gesamtbetrachtung steht wohl die im Sinne der richtigen Evolution wirkende Aktivität voran. Diese Forderung ist nur dann festgegründet, wenn sie gleichzeitig verbunden ist mit einer weitreichenden, begrifflichen, geistigen Erfassung des Werdens eines Individuums in seiner Haltung zu den Lebensfragen. Daß in der Individualpsychologie die Gefühlssphäre besser zu ihrem Recht kommt als in einer einseitig konstruierten Triebpsychologie oder Affektpsychologie, geht aus der strengen Forderung der Individualpsychologie hervor, dem Gemeinschaftsgefühl die größtmöglichste Ausdehnung zu geben.

So stellt sich auch die Individualpsychologie als die schärfste Gegnerin einer unkritischen, selbstschmeichlerischen Hereditätpsychologie dar. Zugleich deckt sie schonungslos alle Irrtümer auf, die verheerend einer *Verstärkung des Gemeinschaftsgefühls* im Wege stehen, mittelbar oder unmittelbar das Gemeinschaftsgefühl der gegenwärtigen und der nächsten Generationen drosseln. Der ehrliche Psychologe kann seine Augen nicht davor verschließen, daß es Zustände gibt, die das Eingehen des Kindes in die Gemeinschaft, sein Sichzuhausefühlen verhindern und es aufwachsen lassen wie in Feindesland. Deshalb muß er aufklärend wirken auch gegen schlecht verstandenen Nationalismus, wenn dieser die allmenschliche Gemeinschaft schädigt, gegen Eroberungs-, Rache- und Prestigekriege, gegen das Versinken des Volkes in Hoffnungslosigkeit infolge weitverbreiteter Arbeitslosigkeit, und gegen alle andern Störungen der Ausbreitung des Gemeinschaftsgefühls in der Familie, in der Schule und im sozialen Leben.

Wer ist unheilbar?[1]

Frage und Antwort.

Von HAVEN EMERSON, New York.

Die Euthanasie tritt nun wieder als Neuentdeckung auf. Euthanasie, das „schöne und leichte Sterben" oder der Tod zur Entlastung der Gemeinschaft ist nicht neu, sondern stammt aus primitiven Zeiten. Unter den Eingeborenen gewisser Stämme ist es Sitte, daß man die Alten, die

[1]) Übersetzt von *Martha Holub* (Wien).

Krüppel und die sogenannten Unheilbaren sterben läßt oder daß diese freiwillig den Stamm verlassen, in die Wildnis gehen und dort den Tod durch Verhungern oder Aussetzung erwarten, nachdem sie vorher ein Narkotikum zu sich genommen haben. Bei manchen unterbleibt auch dies. Die Spartaner sahen in der Euthanasie ein Prinzip der Staatsklugheit und wandten sie praktisch an, indem sie jenen Teil des Nachwuchses aussetzten, der ihnen untauglich schien.

Wie stellt sich die Kultur dazu?

Die Tendenz der Kultur verläuft jedoch in völlig entgegengesetzten Bahnen. Die Wertschätzung des einzelnen Individuums gewinnt immer mehr an Bedeutung. Die Gesellschaft ist ständig auf dem Wege, immer mehr Verantwortung für alle körperlich minderwertigen Menschen zu übernehmen, ob es sich nun um Aussätzige handelt, die früher verbannt wurden, jetzt aber oft der Heilung zugeführt werden, ob um Wahnsinnige, die man einst in Ketten legte, jetzt aber in Spitälern unterbringt, ob um Körperbehinderte, die man früher betteln gehen ließ, jetzt aber als wertvoll anerkennt, ob um die sogenannten „Unheilbaren".

Beachten Sie, daß ich sage: die „sogenannten Unheilbaren", denn damit wird eine Reihe der wichtigsten Fragen angeschnitten, die immer schon von einzelnen Ärzten aufgeworfen wurden, die gegen die Anwendung der Euthanasie waren, auch dann, wenn der Patient und die Familie ernstlich für sie eintraten.

Wer ist unheilbar? Wie können wir wissen, daß jemand unheilbar ist? Wer kann das beurteilen?

Wenn wir die Unheilbaren umbringen oder ihren Tod beschleunigen würden, was würde den Beitrag ersetzen, der darin besteht, daß durch ihre Behandlung und Beobachtung Wege der Verhütung und Heilung ihrer Krankheiten gefunden werden können? Was würde geschehen, wenn das, was die sogenannten Unheilbaren zur Humanität, Kunst, Wissenschaft, Literatur, Industrie und Zivilisation beigetragen haben, fehlen würde? Wer weiß schließlich, was noch alles zur Höherentwicklung der ganzen Rasse von jenen Menschen beigetragen werden kann, über die jetzt oder in Zukunft das Urteil „unheilbar" verhängt werden kann? Es ist schwierig, eine Prognose zu stellen.

Die ersten drei Fragen können mit einem Satze beantwortet werden; niemand kann heute sagen, was morgen als „unheilbar" angesehen werden wird. Niemand kann voraussagen, welche Krankheit verhängnisvoll oder dauernd unheilbar ist, solange die Medizin sich weiterentwickelt und nicht unfruchtbar ist.

Jemand muß einmal der Erste gewesen sein, dessen Kehlkopfkrebs durch Radiumemanation behandelt und dessen Leben dadurch gerettet worden ist; bis zu diesem Zeitpunkt ist dieser Mensch und alle anderen an Kehlkopfkrebs Leidenden als unheilbar angesehen worden.

Der verstorbene Chef des Gesundheitsamtes von England erzählte mir einst, daß er zwei Schwestern habe, von denen die eine durch Zukkerkrankheit, die andere durch perniziöse Anämie-Krankheiten, die bis vor wenigen Jahren als unheilbar angesehen worden sind, zu frühzeitigem Tode verurteilt sei. Dieser Mann erlebte es, seine beiden Schwe-

stern gerettet zu sehen, die eine durch Dr. *Bantings* Erfindung des Insulins im Jahre 1922 und die andere durch die in das Jahr 1926 fallende Erfindung der wirksamen Methode der Lebertherapie, die den Bostoner Ärzten *Minot* und *Morphi* zu verdanken ist.

Noch zu Lebzeiten unserer Großeltern galt ein Kind, bei dem Tuberkulose diagnostiziert worden war, als dem Tode verfallen. Heutzutage weiß jeder, daß die meisten Fälle von Tuberkulose heilbar sind. Jeder von uns hat Freunde, Bekannte, Verwandte, die gesund, fröhlich und leistungsfähig sind, und die einmal als unheilbar krank angesehen worden sind. Krebs gilt noch immer bei den meisten Menschen als ein unheilbares Leiden und doch wurden gerade in dem Augenblick, als man daran ging, die Euthanasie ernstlich vorzuschlagen, von der Chicagoer chirurgischen Station Berichte über 15.000 geheilte Fälle von Krebs, unter denen sämtliche Erscheinungsformen dieses Leidens waren, veröffentlicht. Allerdings hatten sich alle diese Fälle in einem frühen Stadium der Behandlung unterzogen.

Um uns präzise auszudrücken, müßten wir den Ausdruck „unheilbar“ fallen lassen und ihn durch die Bezeichnung „chronische Erkrankung“ ersetzen. Aber auch diese Bezeichnung stößt auf ein weitverbreitetes Mißverständnis. Eine erschöpfende und wertvolle Untersuchung über dieses Thema findet sich in einer kürzlich erschienenen Arbeit, die das New Yorker Wohlfahrtsamt gemeinsam mit den 200 Fürsorgestellen der Stadt herausgegeben hat. Es handelt sich vor allem um zwei Irrtümer in der Auffassung des Begriffes „chronische Erkrankung“, denen wir, wie diese Untersuchung zeigt, sehr häufig begegnen: 1. daß die Erkrankung für immer unheilbar sei, und 2. daß sie vor allem die alten Menschen betreffe.

„Gerade das Gegenteil ist der Fall“, sagt *Mary C. Jarett*, die diese Untersuchung angeregt hat, „die chronische Erkrankung erfaßt Personen aller Altersstufen und kann zu jedem Zeitpunkt des Lebens auftreten.“ Die Bezeichnungen „alt“ und „chronisches Leiden“ sind von denjenigen, die sich mit Altersfürsorge beschäftigen, so oft angewandt worden, daß meist angenommen wird, daß diese Begriffe zusammenfallen. Daß diese Annahme vollkommen unrichtig ist, ist bei einer Zählung von chronisch Leidenden zutage gekommen, die unter dem Schutze der Fürsorgestellen von New York stehen. Das Ergebnis der Zählung war, daß sich unter ungefähr 21.000 Menschen beinahe 7000 Kinder unter 16 Jahren befanden, mehr als die Hälfte der chronisch Leidenden hatten das Alter von 45 Jahren noch nicht erreicht und nur ein Fünftel der Gesamtzahl hatte das 70. Lebensjahr überschritten.

„Obzwar man im allgemeinen annimmt, daß nur wenige von einer chronischen Krankheit befallen werden“, heißt es in dem Bericht des Wohlfahrtsamtes, „ist es tatsächlich ein Problem, das alle angeht. Es gibt kaum einen Menschen, der nicht eine Zeit lang selbst an einem Übel leidet oder dadurch in Mitleidenschaft gezogen ist, daß ein ihm nahe Stehender davon betroffen wird. Es wird nur wenige Familien geben, in denen nicht zumindest ein Mitglied an einer chronischen Erkrankung leidet und jeder kennt die Mühe und das Leid, das damit verbunden ist.“

Eine kürzlich erschienene Übersicht, die aus Massachusetts stammt, zeigt, daß zumindest eine unter 10 Personen angibt, eine Zeit lang an einer chronischen Krankheit gelitten zu haben, wenn diese auch nicht in allen Fällen zur Arbeitsunfähigkeit geführt haben muß. Man kann wohl annehmen, daß die Verhältnisse in New York ungefähr die gleichen sind.

Wenn wir von der in Massachusetts vorgenommenen Zählung absehen und nur die Ergebnisse der vom New Yorker Wohlfahrtsamt angestellten Untersuchungen in Betracht ziehen, die durchaus keinen Überblick über die Gesamtzahl ergeben, stellt sich heraus, daß sich unter je 310 Einwohnern ein Mensch befindet, der chronisch leidend und auf die Fürsorge der anderen angewiesen ist. Daraus allein ergibt sich schon, wie lächerlich der Vorschlag ist, diesen Teil der Bevölkerung auszusetzen. Wenn die Euthanasie nur auf die von den anderen abhängigen chronisch Leidenden angewandt würde, müßten wir heute schon 20.700 Männer, Frauen und Kinder unserer Stadt töten und an jedem neuen Tage würde es neue Opfer geben.

Es ist berechnet worden, wie sich das Zahlenverhältnis in New York gestalten würde: daß das Verhältnis von 1 zu 310 nur ein Drittel der chronisch Erkrankten darstellt, da in der Untersuchung des Wohlfahrtsamtes nur jene Patienten berücksichtigt wurden, die unterstützungs- und fürsorgebedürftig sind. Wenn die Euthanasie bei *allen* chronisch Kranken angewandt werden sollte, so käme auf je 100 Personen eine, die ins Jenseits befördert werden müßte, das sind also ungefähr 70.000 Menschen. In dieser Zahl sind aber noch nicht einmal die Tuberkulösen, die Blinden, die Tauben und die Geisteskranken mit eingeschlossen, weil auch diese bei der Untersuchung des Wohlfahrtsamtes nicht berücksichtigt wurden.

Wie absurd dieser Vorschlag ist, wird noch einleuchtender, wenn wir einen Moment innehalten und darüber nachdenken, welche Persönlichkeiten sich unter den sogenannten Unheilbaren, oder besser gesagt, chronisch Kranken, befinden. *Pasteur* hat 15 Jahre vor seinem Tode einen Schlaganfall erlitten und schrieb in dieser Zeit eines seiner bedeutendsten Werke. *Robert Louis Stevenson*, *Trudeau* und *Steinmetz* würde man auch unter die Unheilbaren eingereiht haben. Ebenso sind Schriftsteller wie *Gorki* und *Gerhard Hauptmann*, die heute Weltruhm genießen, als chronisch Kranke anzusehen. *Helen Keller* würde höchstwahrscheinlich in ihrer Kindheit als hoffnungslos unheilbar angesehen worden sein, und doch hat sie nicht nur die Schwierigkeiten, die darin bestanden, daß sie weder sehen, sprechen, noch hören konnte, überwunden, sondern sie hat durch ihre Leistungen auch zahllose andere gleichfalls behinderte Menschen ermutigt, so daß alle diese die Gemeinschaft nicht nur nicht belastet, sondern sogar zu ihrer Förderung beigetragen haben. Warum den Lebensfaden eines Menschen durchschneiden, der sich durch Anpassung zu einem nützlichen und glücklichen Dasein durchringen kann?! Ist nicht die Fähigkeit, glücklich sein zu können, der wahre Beweis dafür, daß wir zu leben verstehen? Und kennen wir alle nicht Leute, die durch Überwindung größter körperlicher Schwierigkeiten einen hohen Grad von Glück erreichen und auch noch zum Glück anderer beitragen? Es

gibt zahllose Beispiele, die beweisen, daß wir diesen Menschen ihren Wert zuerkennen müssen und wenn auch *Helen Keller* das leuchtendste Beispiel ist, so wissen wir, daß tausende andere in nicht zu großem Abstand von ihr stehen.

Wir sind nicht geneigt, das Leben von Menschen zu vernichten, bloß weil sie eine Bürde für uns darstellen. Eine große Anzahl von Ärzten hat gefunden, daß an einer chronischen Krankheit leidende Menschen oft die Seele des Hauses sind. Wir wollen auf keinen Fall weitergehen, als einer sehr begrenzten Gruppe Schwachsinniger und Krimineller zu sagen: „Mit Eurer Einwilligung und mit der Zustimmung derer, die Euch am nächsten stehen, wollen wir es durch Sterilisation verhindern, daß Ihr der künftigen Generation dieselben Hemmungen auferlegt, die Euch selbst auferlegt worden sind. Ihr sollet nicht eine Nachkommenschaft erzeugen, deren Geist und Körper untauglich ist."

Jemanden als unheilbar erklären, würde heißen, eine Diagnose stellen, welche keineswegs unfehlbar ist. Es gibt viele Familien, die sich eines Mitgliedes rühmen können, über das ein Arzt einmal das Todesurteil ausgesprochen und das den Arzt überlebt hat. Aber auch bei einer richtigen Diagnose kann man niemals wissen, wie lange eine bestimmte Krankheit unheilbar bleibt.

Die Euthanasie kann, in welcher Form immer sie angewandt werden möge, mißbraucht werden. Der Vorschlag allein steht im Gegensatz zur ganzen Philosophie und zum Idealismus der Medizin. Wenn man auch aus rein intellektuellen Gründen dazu gelangen könnte, die Anwendung der Euthanasie in gewissen, vorsichtig ausgewählten Fällen vernunftgemäß zu rechtfertigen, so hält uns doch die ärztliche Erfahrung davon ab. Eine Unzahl von Krankengeschichten zeigt uns, wie viele als unheilbar angesehen worden sind, die noch lange nachher Unvergängliches zur Kultur beigetragen haben, und so wollen wir auch davon absehen, sie auf ein eng begrenztes Gebiet anzuwenden. Unser ganzes menschliches Fühlen lehnt sich dagegen auf.

Der schwerwiegendste Einwand gegen die Euthanasie ist aber vielleicht der, daß durch ihre Anwendung etwas aus der Medizin verschwinden würde, das durch nichts ersetzt werden könnte und was für die zukünftige Entwicklung der Rasse außerordentlich wichtig ist. Das ist die Möglichkeit, durch das Studium von chronischen Fällen zu Erfindungen, Heilmethoden und zur Verhütung der Krankheiten zu gelangen, was sich durch Pflege und Behandlung der chronisch Kranken, inklusive der hoffnungslosen Fälle, ergibt. Wir müssen zugeben, daß ein großer Teil der chronisch Kranken deshalb leidet, weil es uns noch nicht gelungen ist, wirksame Vorbeugungsmaßnahmen zu finden. Unsere größten Erfolge und besten Leistungen auf dem Gebiete der Medizin haben wir bisher dadurch errungen, daß wir Herr über akute Krankheiten geworden sind und sie ausrotten konnten. Nun sehen wir Tausende, deren Leben wir in ihrer Jugendzeit retten konnten, durch chronische Erkrankungen, die sie um die Mitte des Lebens und im Alter befallen, bedroht. Nur wenn wir jetzt imstande sind, die chronisch Kranken und die sogenannten Un-

heilbaren zu studieren, können wir einen Fortschritt in der Hinsicht erreichen, daß die Zahl solcher Opfer bei der zukünftigen Generation sinkt. In Amerika ist man weit davon entfernt, das Problem der chronisch Kranken durch Euthanasie zu lösen.

Obwohl schon sehr viel dazu beigetragen worden ist, diesem Problem auf andere Art beizukommen, weist Dr. *Ernst I. Boaz*, Präsident des Wohlfahrtsamtes, darauf hin, was in dieser Hinsicht noch getan werden müßte. Die Vernachlässigung und nicht genügende Berücksichtigung der Frühstadien chronischer Krankheiten wirkt schädlich und zerstörend, ob man nun vom Standpunkt der Bewertung des einzelnen Individuums ausgeht oder von nationalökonomischen Gesichtspunkten. Wenn auch eine große Anzahl dieser chronischen Krankheiten jetzt noch nicht verhütet werden kann und vielleicht Jahrzehnte noch verstreichen werden, bevor die Medizin für den Kampf gegen diese Krankheiten gerüstet sein wird, so gibt es doch heute schon genug Möglichkeiten, der Leistungsunfähigkeit, die diese Krankheiten mit sich bringen, entgegenzuwirken. Es mag sein, daß es manchmal nicht möglich ist, einen Menschen zu heilen, aber er kann deshalb doch leistungsfähig sein und die Freuden des Lebens genießen. Man müßte in gemeinsamer Arbeit zu den besten medizinischen Maßnahmen gelangen und jeden chronisch Kranken darüber belehren, wie er am besten vorwärtskommen könnte. Das würde ihn nicht nur von dem Druck befreien, zu den Leistungsunfähigen zu gehören, sondern auch sehr viel zur Wohlfahrt und zum Glück der anderen beitragen. Hier sind zum weitreichenden Auswirken reiner Menschlichkeit fast ebensolche Möglichkeiten vorhanden, wie wir sie auf dem Gebiet der Prophylaxe finden.

*

Die Individualpsychologie hat immer darauf hingewiesen, wie jede Grausamkeit innerhalb unseres sozialen Lebens, Krieg, unverschuldetes Elend, unverschuldete Arbeitslosigkeit mit ihren Folgen, die Todesstrafe, Roheiten gegen Menschen und Tiere, Rassen- und Religionsvorurteile, dem wachsenden Geist des wachsenden Kindes unfehlbar den Eindruck einer feindlichen Welt vermitteln. Diese Beziehungen, sowie die gewaltsame Drosselung des Gemeinschaftsgefühles, die zwangsläufig daraus erfolgt, führen das Kind zu gesteigerter Eigenliebe und erzeugen bei ihm einen Mangel an Fähigkeit zur Kooperation und zur Mitmenschlichkeit, der durch sein weiteres Leben andauert, es für die Dauer seines weiteren Lebens vom Aufbau einer besseren, höheren Zukunft ausschaltet. Die pseudowissenschaftlichen, oben so richtig gekennzeichneten Lehren der Hereditarier und deren Wünsche und Barbareien sind geeignet, einem Teil der Menschheit den Weg nach oben zu verlegen, zeigen aber dem hoffentlich größeren Teil, wie notwendig es ist, die Wissenschaft freizumachen von allem Druck und von ihr zu fordern, daß sie der Entwicklung der Menschheit zu höheren Zielen zu dienen hat.

Zur Kasuistik der funktionellen Magen-Darmstörungen.

Von Dr. med. RUDOLF DREIKURS, Wien.

Es war mir in letzter Zeit aufgefallen, daß funktionelle Magen-Darmstörungen im Verlaufe der Psychotherapie oft erstaunlich rasch schwinden, obwohl es sich manchmal um hartnäckige, langjährige Krankheitsprozesse handelt, bei denen vor der psychotherapeutischen Behandlung die verschiedensten anderen, vor allem interne Therapien vollkommen ergebnislos geblieben waren. Dabei hatte das chronische Leiden, das von keinen nennenswerten Remissionen unterbrochen war, bei psychologisch nicht entsprechend vorgebildeten Kollegen oftmals den Eindruck einer rein organischen, also nicht funktionellen Erkrankung hervorgerufen. Bei der psychotherapeutischen Behandlung konnte man dann aber erkennen, daß die Krankheit ein Ausweichen vor gewissen Schwierigkeiten des Lebens bedeutete, wobei man diese Schwierigkeiten nur dann verstehen konnte, wenn man den *Lebensplan* des Kranken und seinen Widerspruch mit der *Logik des menschlichen Zusammenlebens* erfaßt hatte. Ich behalte mir die ausführliche Besprechung dieser Zusammenhänge für eine größere Arbeit vor und möchte heute nur einen einschlägigen Fall mitteilen.

Die Patientin, Ende der Dreißiger, steht seit über 1½ Jahren wegen ihres Magen- und Darmkatarrhs ständig in ärztlicher Behandlung. Sie hat seit dieser Zeit niemals normale Verdauung, nimmt ständig Medikamente, bei Aufregungen treten zu den Verdauungsstörungen noch Schmerzen hinzu. Sie hat im letzten Jahr sehr stark abgenommen. Laut internen Befundes besteht Achylie.

Die neurologische Anamnese ergab eine ziemlich hochgradige Störung des seelischen Gleichgewichtes. Patientin ist leicht erregt, reizbar, zittert dann, bei Aufregungen bekommt sie Kopfschmerzen, ist zeitweise schlaflos, ständig deprimiert, hat nervöse Angstzustände mit verschiedenen ängstlichen Vorstellungen, die ihre Umgebung betreffen, fühlt sich einsam, lebt wie auf einer Insel. Sie ist seit einigen Jahren geschieden. Die Beziehungen zu ihren Verwandten sind teilweise recht getrübt, sie hat keine Freunde. Sie bemüht sich, viel körperlich zu arbeiten, um über ihre Gedanken hinwegzukommen, auch über ihre Sehnsucht nach Liebe und Wärme. Sie ist mißtrauisch, schüchtern und zurückhaltend, hat schon viele Enttäuschungen mit Freunden erlebt.

Die Entwicklung der Patientin vollzog sich auf folgende Weise: Sie ist das vorletzte von fünf Kindern. Vor ihr zwei Brüder und eine Schwester (als älteste), die aber zeitig starb. Unmittelbar vor ihr ein um drei Jahre älterer Bruder, nach ihr eine um fünf Jahre jüngere Schwester. Der Vater war sehr streng, aufbrausend, bevorzugte die Brüder; sie fürchtete sich vor ihm. Solange die Mutter lebte, kränkte diese sich sehr darüber, daß Vater sie so drückte. Mutter weinte sogar deshalb. An ihrer Mutter hing Patientin sehr, obwohl sie glaubte, daß der etwas ältere Bruder der Liebling der Mutter sei.

Ihre ersten *Kindheitserinnerungen* betreffen vor allem Vorgänge mit

der Mutter. Das erste, an was sie sich erinnert, ist der Tod der ältesten Schwester. Die Mutter, die sehr verstört war, nahm sie auf den Friedhof mit. Patientin freute sich darüber sehr, empfand das als Auszeichnung. Die Mutter konnte ihre Freude nicht verstehen. Schon diese Erinnerung zeigt, daß Patientin gerade die Schwester, also das bis dahin einzige Mädchen in der Familie außer ihr, vielleicht doch mehr als Konkurrenz empfunden hatte, denn den Bruder. Zu dieser Annahme werden wir umso mehr verleitet, als sie ja angab, daß der Vater die Brüder bevorzugt hätte. Eine weitere Bestärkung ergibt sich aus der Tatsache, daß die Mutter gerade nach dem Tode der ältesten Schwester sich sehr kränkte über Patientin, weil diese mit Vorliebe Hosen anzog und ein Bub sein wollte. Dieses Verhalten, welches dem Konkurrenzkampf mit dem älteren Bruder entstammte, wird später noch ausführlicher zu besprechen sein. Hier wollen wir nur festhalten, daß es der Mutter anscheinend doch an den Mädchen, jetzt nach dem Tode der andern Schwester besonders an Patientin gelegen war.

Dafür sprechen auch die weiteren Erinnerungen unserer Patientin aus der Kindheit: Sie wollte der Mutter beim Backen zusehen, fiel aber dabei mit dem Fuß in einen Topf mit kochendem Wasser. Infolge ihrer Verletzung wurde sie dann sehr verwöhnt. An dieser Erinnerung fällt nicht nur die Hervorhebung der *Verwöhnung* auf, sondern vor allem auch *die Tendenz, bei der Mutter zu sein.* Noch viel deutlicher erscheint diese in einer dritten Kindheitserinnerung: Die Mutter war im Sanatorium, Patientin wurde auch krank, es hieß, aus Sehnsucht nach der Mutter. (Über die Bedeutung der ersten Kindheitserinnerungen brauche ich hier wohl keine Worte zu verlieren. Ich kann wohl als bekannt voraussetzen, daß in diesen jene Ereignisse festgehalten werden, an denen sich der Lebensplan eines Menschen orientiert.)

Als kleines Kind war sie sehr wild, zum Ärger der Mutter, sekkierte die Brüder, war sehr ehrgeizig, wollte fortwährend lernen. Dabei fürchtet sie sich vor der Schule, aus Angst, etwas nicht zu wissen. Aus demselben Grunde hatte sie Angst vor dem Lehrer, sie schämte sich, eine unrichtige Antwort zu geben.

Aus diesem Verhalten der Patientin ersehen wir vor allem den ungeheuren *Drang nach oben.* Sie kämpft gegen einen Druck und orientiert frühzeitig ihr Leben an einem Maß von *Vollkommenheit,* das naturgemäß mit den realen Lebensverhältnissen nicht übereinstimmen kann. Ein Kind, das es nicht ertragen zu können glaubt, einmal eine unrichtige Antwort zu geben, muß, an diesem Ziel einer absoluten Vollkommenheit gemessen, immer enttäuscht werden. Und so war sie anscheinend von Kindheit auf immer enttäuscht, obwohl die anderen, die sie nicht verstanden, dafür keinen Grund hätten angeben können. Sie fühlte sich durch ihren älteren Bruder zurückgesetzt bei ihrer Mutter, obwohl diese offenbar auf ihrer Seite war. Sie stand anscheinend nicht nur gegen ihn im Konkurrenzkampf, weil er der Ältere und infolge seiner 3 Jahre Vorsprung in allen Fertigkeiten überlegen war. Als dann später die jüngere Schwester kam, drohte ihr auch hier die Gefahr der Zurücksetzung, die sie später auch sehr drückend empfand. Patientin litt daneben wahrschein-

lich auch unter allgemeiner *Überschätzung der männlichen Rolle*, nicht nur an dem Beispiel der älteren Brüder, sondern vor allem an dem des tyrannischen, die Familie beherrschenden Vaters. Ihr Versuch, sich als *Bub* aufzuspielen, der sich in ihrer *Wildheit* und in ihrer Neigung zu *Bubenkleidern* ausdrückte, stellt einen Protest dar gegen die scheinbar minderwertige Rolle der Frau. Sie stand überhaupt in einer *Kampfstellung*; dies drückt sich nicht nur darin aus, daß sie die älteren Brüder sekkierte; sie machte auch immer *Eßschwierigkeiten*, wobei es ihr angenehm war, daß sich andere über sie Sorge machen mußten. Wie alle besonders ehrgeizigen Schulkinder verweigerte sie vor allem das *Frühstück*, nicht ohne auch dabei über die sich sorgenden Angehörigen einen Triumph zu feiern. Es ist recht eigenartig und für das Verständnis dieser Patientin besonders wichtig, daß sie später davon überzeugt war, ***nie in ihrem Leben jemand anderen Schwierigkeiten und Sorge bereitet zu haben.***

Wir können es auch verstehen, daß sie trotz aller Macht und aller Berücksichtigung, die sie als Kind genoß, immer mit sich unzufrieden war, nie etwas von sich hielt, weil doch alles gemessen an ihrem Vollkommenheitsideal wertlos war. Schon von Kindheit auf habe sie die „Sinnlosigkeit des Lebens“ erkannt. Die ersten Selbstmordgedanken hatte sie bereits mit 5 Jahren anläßlich eines Streites zwischen den Eltern, bei dem sie die unschuldige Ursache war. Dieser Wunsch zu sterben trat später immer wieder auf.

Ihre Neigung, sich benachteiligt und verkürzt zu fühlen, wurde durch ein entscheidendes Erlebnis noch verschärft. Die Mutter starb, als sie 11 Jahre alt war. Damals gab sie ihr vielleicht den stärksten Beweis ihrer besonderen Liebe und ließ sie damit die nachherige Verlassenheit umso schmerzlicher empfinden. Sie sagte ihr nämlich, sie habe um die andern Kinder keine Angst, nur um Patientin. Die Mutter hatte ihr zum Schluß auch noch gesagt, Patientin soll immer an sie denken und sich fragen, was die Mutter bei allem, was sie tue, meine. Damit wurde die enge Verbindung mit der Mutter auch über deren Tod hinaus in verhängnisvoller Weise festgehalten.

Es war also begreiflich, daß sich Patientin von da ab vollkommen einsam fühlte. Der Vater hielt zu den Buben. Wenn sie ihn etwas fragte, beschimpfte er sie, wieso sie es nicht wisse. (Sie galt als besonders gescheit, als Vorbild für die anderen, ohne dies aus ihrem Gefühl der Kleinheit begreifen zu können.) Die Erzieherinnen standen auf seiten der jüngsten Schwester, sie hatten Mitleid mit dieser, weil sie so klein und ohne Mutter war. Die Schwester tyrannisierte die Erzieherin und den Vater, war aber auch gegen Patientin aggressiv, verdarb ihr jedes Vergnügen wo sie nur konnte, provozierte immer Streitigkeiten, wobei die Erzieherinnen immer der Schwester recht gaben.

Nun veränderte Patientin ihr Verhalten, das im Wesentlichen von da ab bis jetzt gleich blieb. Aus ihrer Wildheit wurde eine besondere, ja auffällige Ruhe. Sie saß immer bei Büchern und las, lernte viel. Ihre Kampfstellung trat nie mehr *offen* in Erscheinung. Deshalb blieb sie aber weiter vorhanden und ist für den Kundigen leicht zu erkennen. Ihr Vollkommenheitsideal, an dem gemessen nicht nur sie, sondern auch die ande-

ren Menschen, ja das ganze Leben klein und unwichtig erscheint, führt sie dazu, alles zu *entwerten*. Ihr stark ausgebildeter *Gerechtigkeitssinn* läßt sie jedes Unrecht bei ihren Nebenmenschen sofort erfassen, was sofort zum Zwecke der Entwertung verwendet wird. Allen will sie helfen und ist böse darüber, daß sie dabei immer enttäuscht wird, weil sie nicht weiß, wie sehr sie dabei den Anderen zu vergewaltigen versucht. In der Fremde hielt ihr einmal eine Erzieherin — wohl mit Recht — vor, daß sie zuviel von den anderen erwarte, aber zu wenig selbst dazu beitrage und sich dann von den andern zurückziehe. Daß ihre Ehe nach diesen Voraussetzungen mißlang, ist wohl nicht zu verwundern. Wobei man Patientin ohne weiters zubilligen kann, daß ihre Angaben über die Fehler der anderen zutreffen. Denn ihr Verlangen, der Andere müsse ein Engel sein, kann wohl von keinem Menschen erfüllt werden. Sie konnte sich von ihrem Mann, der sich von ihr abwendete, nur mit Mühe losreißen. Nach dieser größten Niederlage ihres Lebens traten auch die ersten manifesten nervösen Symptome auf. Sie traute sich jetzt gar nicht mehr an die Menschen heran, zog sich ganz zurück in einen engen Kreis abseits lebender Freunde.

Zum Verständnis ihrer Angst vor einer neuen Verbindung mit einem Mann, vor einer Befriedigung ihrer starken *Sehnsucht* nach Liebe und Wärme, die sie seit ihrer Verwöhnung durch die Mutter niemals verließ, soll noch kurz darauf hingewiesen werden, wie neben der mangelnden Vorbereitung zum Zusammenleben mit andern Menschen überhaupt noch die *Angst vor der Sexualität* hinzutrat. Als Patientin mit 10 Jahren die Mutter fragte, woher die Kinder kämen, nahm diese ihr das Versprechen ab, nie mehr danach zu fragen, bis sie es nicht an sich selbst erfahre. Patientin hielt das Versprechen. Bei der Menarche war sie sehr unglücklich, sie war vollkommen unvorbereitet, wußte nichts davon, kränkte sich sehr darüber. Mit 17 Jahren schwärmte sie einen fremden Mann von weitem an und hatte dabei Angst, sah das als Unrecht und Sünde an. Ihr Mann war der erste, dem sie einen Kuß gab; deshalb hatte sie sich zur Heirat verpflichtet gefühlt.

Wir können nun das Leben, das Patientin bis jetzt führt, gut begreifen. Mit den Menschen wird sie nicht fertig, sie fühlt sich wertlos; steht in einer Abwehrstellung vor Niederlagen und Enttäuschungen, ohne zu wissen, daß sie sich infolge ihrer übermäßigen Erwartungen und ihrer Entwertung der anderen dieses Schicksal selbst bereitet. Ihre eigene Feindseligkeit gegen die Menschen erkannte sie nicht, hielt vielmehr die anderen für ihre Feinde, reagierte auch auf jedes geringste Unrecht, das man ihr antat, mit maximaler Abwehr. So kam es auch im kleinsten Kreis ihrer Umgebung zu scharfen Differenzen. Dieses allgemeine Gefühl der Unannehmlichkeit, der Verbitterung und Freudlosigkeit wurde nun auf einmal vor 1½ Jahren durch das Auftreten der Magen-Darmstörungen empfindlich verschärft. Woher kamen nun diese?

Nach der Ursache des Leidens befragt, gab Patientin an, sie habe sich einmal den Magen verdorben und seit damals hätten die Beschwerden nicht aufgehört. Nun stellt sich aber bei eingehenderer Befragung folgender Tatbestand heraus: Patientin war vor 1½ Jahren auf das

Drängen ihrer Bekannten einmal versuchsweise aufs Land, in einen Kurort, gefahren, mit der eingestandenen Absicht, einmal aus der Enge ihres Lebens herauszukommen, sich abzulenken und etwas zu unterhalten. Am ersten Abend war bereits die Magenverstimmung aufgetreten, die so arg war, daß sie das Bett hüten mußte und in den nächsten Tagen den Ort verließ. Daß seither kein neuerlicher Versuch, mit dem Leben in Kontakt zu treten, gemacht wurde, versteht sich nach diesen Erfahrungen von selbst. Und hier ist auch der Sinn dieses Symptoms zu suchen. Auf diese Weise konnte Patientin allen Notwendigkeiten und allen Ratschlägen, ja selbst ihrer eigenen Einsicht zu Trotz das Leben der Einsiedlerin, abseits von den Menschen in einem freudlosen und inhaltslosen Dasein weiterführen. An ein geselliges Leben war bei der absoluten Unfähigkeit, irgendeine Verpflichtung zu übernehmen (wegen der jeweiligen Beschwerden) nicht zu denken.

Es gelang, der außerordentlich intelligenten Patientin diese Zusammenhänge in auffallend kurzer Zeit klar zu machen. Sie sah ein, daß weniger das Leben ihr, als sie dem Leben alles schuldig geblieben war. Sie sah auch ein, daß sowohl ihre sonstigen nervösen wie speziell ihre Verdauungsstörungen nicht als Schicksalsschlag anzusehen seien, sondern vielmehr *Sicherungsmaßnahmen*, jedenfalls aber *aktive Leistungen ihrerseits* darstellen. Und sie bemühte sich vor allem, ihre Irrtümer, ihre Charakterfehler, von denen sie bisher keine Ahnung hatte, zu korrigieren, ihre Mitmenschlichkeit, die sie bisher als selbstverständlich angenommen hatte, besser zu entwickeln.

Dieser Prozeß der inneren Umwandlung geht natürlich noch weiter. Was sich aber sofort bemerkbar machte, war nicht nur das Gefühl einer Befreiung von einem Druck, erneute Hoffnungsfreudigkeit, erste Versuche, wieder Anschluß an Menschen zu suchen und zu finden. Das Auffälligste war wohl, daß nach *ganz kurzer Zeit Magen und Darm auf einmal klaglos funktionierten*, wobei alle Medikamente ausgesetzt wurden. Einmal, anläßlich einer etwas unangenehmen Belastung der Patientin von seiten ihrer Umgebung, traten Verdauungsbeschwerden auf, zugleich mit der Neigung der Patientin, ihre alte Haltung den Menschen und dem Leben gegenüber wieder einzunehmen. Sobald sich aber Patientin auf diesem Versuch eines Rückzuges ertappte, seine Unrichtigkeit einsah und ihn wieder aufgab, waren sofort wieder die Verdauungsvorgänge in vollkommner Ordnung.

Ich möchte zum Schluß nur noch darauf hinweisen, daß wir es bei den funktionellen Magen-Darmstörungen wahrscheinlich auch mit einer Störung der *vegetativen* Funktion zu tun haben. Verschiedene Beobachtungen weisen aber darauf hin, daß gerade die *Gleichgewichtsstörungen im vegetativen System durch die psychische Zuwendung oder Abwendung von der Außenwelt entscheidend beeinflußbar sind.* Jedenfalls gilt dies nach meinen Beobachtungen für die *Störungen des Verdauungstraktes*, wie es auch im vorliegenden Fall zu erkennen ist.

Die Weiblichkeit in der Psychoanalyse.[1])

Von Dr. ERWIN O. KRAUSZ, Wien.

Wir haben uns mit der „Probe einer analytischen Detailarbeit" zu beschäftigen, auf die *Freud* (S. 155 ff.) sehr großes Gewicht zu legen scheint. Es wird sich zeigen, daß die psychoanalytischen Vorstellungen über „Die Weiblichkeit" alles andere eher als vorurteilslos und unvoreingenommen sind. Es wird auch leicht zu belegen sein, daß sie ständig von einer unterirdischen *Höherbewertung* und *Privilegierung des Mannes* und damit einer *Herabsetzung* und *Entwertung der Frau* durchflossen sind. Eine solche Einseitigkeit aber kann unmöglich wissenschaftlich objektiv sein und neigt dazu, beobachtete Tatbestände zu verzerren und zu verfälschen, teils zugunsten des Systems, teils zur Stützung einer Grundkonzeption, die selbst noch von *wesentlich neurotischen Komponenten* determiniert ist.

Freud versichert, in der steten Angst vor dem Vorwurf mangelnder Naturwissenschaftlichkeit, daß dieses Kapitel „nichts als beobachtete Tatsachen, fast ohne Beisatz von Spekulation" (155) bringe, und so wollen wir uns darauf beschränken, das „Rätsel Weiblichkeit" in der Form zu betrachten, die der „Eigenart der Psychoanalyse" entspricht und mit ihr untersuchen, „wie sich das Weib aus dem bisexuell veranlagten Kind entwickelt" (160). „Wir haben", sagt *Freud*, „darüber einiges in letzter (!) Zeit erfahren, dank dem Umstande, daß mehrere unserer trefflichen Kolleginnen in der Analyse begonnen haben, diese Frage zu bearbeiten. Die Diskussion darüber hat aus dem Unterschied der Geschlechter einen besonderen Reiz bezogen, denn jedesmal, wenn eine Vergleichung zuungunsten ihres Geschlechtes auszufallen schien (!), konnten unsere Damen den Verdacht äußern, daß wir, die männlichen Analytiker, gewisse tief eingewurzelte Vorurteile gegen die Weiblichkeit nicht überwunden hätten, was sich nun durch die Parteilichkeit unserer Forschung strafte". War dieser Verdacht wirklich so unbegründet? Und wie half sich der „männliche Analytiker"? Was tat er, ihn zu entkräften? „Wir hatten es dagegen auf dem Boden der Bisexualität leicht, jede Unhöflichkeit zu vermeiden." Handelt es sich wirklich nur darum, eine „Unhöflichkeit zu vermeiden"? Und was wurde denn von „unseren Damen" als unhöflich empfunden, wenn nicht die Tatsache, daß *die Psychoanalyse letzten Endes eine Verteidigung des angemaßten Rechts des Mannes* darstellt, *die Frau als S e x u a l o b j e k t anzusehen* bzw. sie dazu zu erniedrigen? Die darin implizite enthaltene *Entwertung* kann freilich auch noch von analysierten Frauen als beleidigende, ihr Menschentum kränkende „Unhöflichkeit" empfunden werden. Wir werden noch darauf zurückkommen. Womit aber half sich der männliche Analytiker gegen den Anschein der Unhöflichkeit? Nun, „wir brauchten bloß zu sagen (!): Das gilt nicht für Sie.

---

[1]) Dieser Artikel ist der dritte Teil einer Studie des Verfassers über „Die Fehlerquellen der Psychoanalyse — Kritik ihres Wissenschaftsanspruches", deren erster Teil im Heft 6 des Jahrganges 1933 dieser Zeitschrift erschienen ist. Der zweite Teil der Arbeit, eine Kritik der psychoanalytischen „Triebhlehre", konnte derzeit in unserer Zeitschrift aus Raummangel nicht gebracht werden.

Sie sind eine Ausnahme, in diesem Punkte (sind Sie) mehr männlich als weiblich" (161). Schwer macht es sich der „männliche Psychoanalytiker" wirklich nicht. Er beschwichtigt einfach das berechtigte Mißtrauen seines weiblichen Diskussionsgegners, indem er die „Dame" bei ihrer privaten Eitelkeit packt (und damit verdummt), aber im Grunde bei seinen „tief eingewurzelten Vorurteilen" bleibt, ohne den Einwand, der ihn als Psychologen doch interessieren müßte, überhaupt ernst zu nehmen. Für die „weiblichen Kolleginnen" genügt eine Redewendung, die kaum mehr als ein Witz ist. Indessen: „Du redest viel, um zu versagen, der andere hört von allem nur das Nein!"

Freud fährt dann fort: „Verfolgen wir die Parallele (zwischen Knaben und Mädchen) von Anfang an. Gewiß ist schon das Material bei Knabe und Mädchen verschieden; um das festzustellen, braucht es keine Psychoanalyse. Der Unterschied in der Bildung der Genitalien wird von anderen körperlichen Verschiedenheiten begleitet, die zu bekannt sind, als daß sie der Erwähnung bedürfen." Und doch wird nur der Unterschied der Genitalienbildung erwähnt, obwohl er, sollte man meinen. doch mindestens ebenso bekannt ist. „Auch in der Triebanlage treten Differenzen hervor, die das spätere Wesen des Weibes ahnen lassen (161). Auch hier schon könnten Einwände erhoben werden. Auch hier ließe sich darauf hinweisen, daß diese organischen Unterschiede „auf dem Boden der Bisexualität" nicht bloß „beobachtete Tatsachen", nicht bloß wissenschaftliche Konstatierung bleiben, sondern zu einem *Unterschied der Bewertung* führen, der sehr bedeutsam ist, wird doch vor allem immer darauf hingewiesen, daß die Klitoris nur eine Verkümmerung des Penis, ein kümmerliches „Penisäquivalent" ist. (Wir werden ja hören, daß *Freud* von der „minderwertigen Klitoris" spricht.) Aber in erster Linie anfechtbar ist die Behauptung, daß auch in der Triebanlage Differenzen hervortreten, die das „spätere Wesen des Weibes ahnen lassen." Diese Behauptung wird axiomatisch aufgestellt, ist aber noch durchaus nicht als bewiesen anzunehmen. Beobachtungen, deren Befangenheit und Voreingenommenheit nicht a priori von der Hand zu weisen sind, können sehr wohl Sachverhalte zu verstehen meinen, die sich bei unbefangenerer Stellungnahme als *Täuschungen mangelnder psychologischer Einsicht* erweisen lassen. Solange es sich nicht einwandfrei beweisen läßt, daß die „Triebanlage" nicht individuell modifizierbar ist, wollen wir keine diesbezügliche Behauptung ungeprüft hinnehmen. Und dies um so weniger, als uns die Psychoanalyse selbst aus ihrem Tatsachenmaterial Hinweise liefert, daß es sehr leicht möglich ist, den Sachverhalt auch anders und, wie wir meinen, besser zu verstehen. Denn wie schaut die Differenz in der Triebanlage aus, die *Freud* im Auge hat? „Das kleine Mädchen ist in der Regel (!) weniger aggressiv, trotzig und selbstgenügsam, es scheint mehr Bedürfnis nach Zärtlichkeit zu haben, die man ihm erweisen soll, darum abhängiger und gefügiger zu sein" (161). Dieses Bild sieht allerdings sehr „weiblich" aus. Aber es läßt sich ohne weiteres annehmen, daß in das „kleine Mädchen" Eigenschaften hineingesehen werden, die das sogenannte normale Weib, das heißt, das vom Manne als normal angesehene Weib, auszeichnen *sollen*. Dabei ist es noch gar nicht

festgestellt, ob diese Triebanlagen nicht einfach die *Antwort* sind, die das kleine Mädchen auf die Art gibt, in der es, *als* Mädchen, *angesehen* wird. Wir wissen, daß diese Antwort bereits zu einem Zeitpunkt erfolgt, der der Fähigkeit, sich bewußt auszudrücken, lange vorauseilt. Und dieser Antwort haftet eine Intensität an, die aus der bisher nicht genügend gewürdigten Not und Nötigung jedes Individuums erfließt, sich in unverhältnismäßiger Eile und Hast in dieser fertigen Welt der Erwachsenen und ihrer Meinungen und Anschauungen zu orientieren. Daß diese Antwort falsch und fehlerhaft sein *kann*, liegt auf der Hand, aber weil sie falsch ist, schon vor ihr haltzumachen und sie als Triebanlage zu akkreditieren ist zum mindesten vorschnell. Hier muß doch schon jener (in Wahrheit wissenschaftliche) Zweifel einsetzen, mit dem wir alle axiomatischen Annahmen zu revidieren haben.

Wir hatten schon, a. a. O., Gelegenheit, die „frühen Phasen der Libidoentwicklung" zu erwähnen, die, wie *Freud* sagt, „beide Geschlechter in gleicher Weise durchzumachen scheinen" (162). Es sind nach psychoanalytischer Terminologie alles „prägenitale Phasen", also Phasen, die die Entwicklung des Individuums vor der sexuellen (organischen) Reifung beherrschen. „Die erste . . . heißen wir die orale, weil entsprechend der Art, wie der Säugling ernährt wird, die erogene Mundzone auch beherrscht, was man die sexuelle Tätigkeit dieser Lebensperiode nennen darf (?). Auf einer zweiten Stufe drängen sich die sadistischen und annalen Impulse vor, gewiß (!) im Zusammenhang mit dem Auftreten der Zähne, der Erstarkung der Muskulatur und der Beherrschung der Sphinkterfunktionen . . . Zu dritt erscheint die phallische Phase, in der bei beiden Geschlechtern das männliche Glied, und, was ihm beim Mädchen entspricht, eine nicht mehr zu übersehende Bedeutung gewinnt. Den Namen der genitalen Phase haben wir der endgültigen Sexualorganisation vorbehalten, in der erst das weibliche Genitale die Anerkennung findet, die das männliche längst (!) erworben hat" (136). Wie aus der letzten Bemerkung unschwer einzusehen ist, erfolgt die Orientierung dieses ganzen Einteilungsprinzips an der als übergeordnet angesehenen Bedeutung des männlichen Gliedes. Nun unterliegt es keinem Zweifel, daß die Verführung zu dieser Überschätzung seit jeher naheliegt. Alle die zahlreichen phallischen Kulte beweisen es hinlänglich. Daß sich aber eine Anschauung, die auf wissenschaftliche Objektivität Anspruch erhebt, dieser selben sagen wir parteilichen Voreingenommenheit schuldig macht, verdient immerhin schon Erwähnung. Gewiß erscheint jedem als wertvoller, was er am andern als Besitz vorhanden sieht, besonders wenn es ihm fehlt. Das will heißen, die Verlockung für das Mädchen zu neidartigen Empfindungen ist groß. Aber das ist nicht das Entscheidende. Entscheidend ist, daß nach der ganzen sozialen Anschauung vom Wert des Weibes gegenüber dem Wert des Mannes, die wie ein lähmender Hauch sich auf die frühesten Empfindungen des weiblichen Selbstgefühles legt, *das generelle Minderwertigkeitsgefühl des Mädchens gegenüber dem als privilegiert empfundenen Knaben nach Erklärungen für diese Zurücksetzung sucht* und sie *oft* in der genitalen Verschiedenheit zu finden *glaubt*. In der Höherbewertung des sozialen Ranges des Mannes liegt die

Wurzel für die Verführung zu Fehlurteilen und Fehlbewertungen, wie sie auch noch der Psychoanalyse unterlaufen. Die Erörterung der Frage, woher denn diese Höherbewertung des Mannes stamme, würde an dieser Stellung zu weit führen. Die Annahme nun, daß diese soziale Höherbewertung eben auf dem Besitz des Penis beruhe, involviert aber eine Haltung von seiten des Mannes, die das Weib zu einem *bloßen Sexualobjekt degradiert!*

„Man hätte erwarten können", sagt *Freud* in Konsequenz der Annahme, daß sich in der Triebanlage des kleinen Mädchens das spätere Weib ahnen lasse, „daß sich beim Mädchen bereits in der sadistisch-analen Phase ein Zurückbleiben der Aggression äußert, aber das trifft nicht ein." Ja, im Gegenteil: „Mit Eintritt in die phallische Phase treten die Unterschiede der Geschlechter vollends gegen die Übereinstimmung zurück. Wir müssen nun anerkennen, das kleine Mädchen sei ein kleiner Mann" (162). Ich wüßte nun nicht, was dies mit gutem Sinne anderes heißen soll, als daß die (derart auch von der Psychoanalyse konstatierte) *psychische* Unterschiedslosigkeit der Geschlechter erst im Verlauf eines seelischen Geschehens, das fraglos sozialen Einflüssen ausgesetzt ist, solange jener (das weibliche Selbstgefühl zermalmenden) Wirkung der verschiedenen Bewertung von Mann und Frau unterworfen wird, bis in diesen Prozeß die das „Rätsel Weiblichkeit" ausmachenden, psychischen Geschlechtsverschiedenheiten *resultieren.* Man trägt ja diese „Meinung" als gestaltende Erwartung auch schon an das weibliche Baby heran. Es ist nun hier nicht meine Aufgabe, die psychologischen (und ethischen) Konsequenzen dieser Erwartung zu kennzeichnen. Hier habe ich nur die voreingenommene Bewertung und Entwertung aufzuzeigen, die sich auch in die Tatsachenbeobachtung der Psychoanalyse einschleicht, und es nimmt uns nicht wunder, daß die „Weiblichkeit" gegen die Höherbewertung des Mannes und seine immerhin noch fragliche Superiorität in der Weise revoltiert, die *Adler,* vielfach mißverstanden, als *männlichen Protest* charakterisierte.

Aber zurück zu den der Psychoanalyse eigentümlichen Veränderungen des Blickfelds. „Wir müssen", sagt *Freud,* „nun anerkennen, das kleine Mädchen sei ein kleiner Mann." Nach *Adlers* Untersuchungen verstehen wir, was das bedeutet, daß die Mehrzahl der Mädchen, oft weit über die Pubertät hinaus, hofft, es könnte doch ein Mann sein, d. h. in dieser Richtung Illusionen nährt, weil ihnen die Männlichkeit als erstrebens*wert* erscheint. Diese Hoffnung erkennt die Psychoanalyse als phasenrichtig nur für die phallische Phase an. Die Entwicklung darüber hinaus, bis zur Aussöhnung mit der weiblichen Rolle, stellt sich der Psychoanalyse folgendermaßen dar: „Diese Phase ist beim Knaben bekanntlich dadurch ausgezeichnet, daß er sich von seinem kleinen Penis lustvolle Sensationen zu verschaffen weiß . . . Das nämliche tut das Mädchen mit ihrer noch kleineren (!) Klitoris. Es scheint, daß sich bei ihr alle onanistischen Akte an diesem Penisäquivalent abspielen . . . Wir dürfen daran festhalten, daß in der phallischen Phase des Mädchens die Klitoris die leitende erogene Zone ist. Aber so soll es nicht bleiben, mit der Wendung zur Weiblichkeit soll die Klitoris ihre Empfindlichkeit und

damit ihre Bedeutung ganz oder teilweise an die Vagina abtreten, und diese wäre die eine der beiden Aufgaben, die von der Entwicklung des Weibes zu lösen sind, während der glücklichere (!) Mann zur Zeit der Geschlechtsreife nur fortzusetzen braucht, was er in der Periode der sexuellen Frühblüte vorgeübt hat" (162). Das Mädchen wird also erst zum Weib, sobald es begreift, daß seine Klitoris kein Penisäquivalent und die Fortsetzung der Vorübungen der sexuellen Frühblüte ein Privileg des glücklicheren Mannes sei; wäre dies die Nachzeichnung eines seelischen Geschehens in seiner organischen Entsprechung, so wäre gewiß auch die leiseste Andeutung von Ironie unstatthaft. Aber wir haben es hier nicht mit unvoreingenommener „Tatsachenbeobachtung" zu tun, sondern mit einer mehr oder weniger gewaltsamen, metaphorisch-tendenziösen Übertreibung, die sachlich zu besprechen kaum möglich ist.

Die andere der beiden Aufgaben, „zu denen die Entwicklung des Mannes kein Gegenstück zeigt" (161), gehört auch zur „Vorgeschichte des Weibes" und ihre Entdeckung ist „eine Erwerbung der allerletzten Jahre". Sie besteht darin, daß das Mädchen außer der Klitoris gegen die Vagina auch noch das ursprüngliche Liebesobjekt gegen ein späteres zu vertauschen hat, die prä-ödipale Mutterbindung gegen die ödipale Vaterbindung, „die dann bei normalem Ablauf der Entwicklung vom Vaterobjekt aus den Weg zur endgültigen Objektwahl finden wird" (164). *Freud* stellt sich nun „die Frage, wie geht das vor sich, im besonderen: wie kommt das Mädchen von der Mutter zur Bindung an den Vater, oder mit anderen Worten: aus ihrer männlichen in die ihr biologisch bestimmte weibliche Phase?" (164).

„Aus mühevollen Untersuchungen, für welche wenigstens das Material leicht zu beschaffen war" (164), hat nun die Psychoanalyse eine Reihe von sie wieder einmal überraschenden Ergebnissen gewonnen. „Wir wußten natürlich, daß es ein Vorstadium von Mutterbindung gegeben hatte, aber wir wußten nicht, daß es so inhaltsreich sein, so lange anhalten, so viel Anlässe zu Fixierungen und Dispositionen hinterlassen könne. Während dieser Zeit ist der Vater der Rivale; in manchen Fällen überdauert die Mutterbindung das vierte Jahr. Fast alles, was wir später in der Vaterbeziehung finden, war schon in ihr vorhanden (!) und ist nachher auf den Vater übertragen (!) worden. Kurz, wir gewinnen die Überzeugung, daß man das Weib nicht verstehen kann, wenn man nicht diese Phase der *prä-ödipalen Mutterbindung* würdigt" (165). Es ist sonderbar, daß die Individualpsychologie das alles schon gewußt hat. Aber es lohnt sich, da *Freud* selbst dieser prä-ödipalen Phase eine solche Bedeutung zubilligt, sie ein bißchen der psychoanalytischen Nomenklatur zu entkleiden und zu untersuchen, welcher reale Tatbestand sich dahinter birgt. Die Erwähnung, daß diese sogenannte Mutterbindung noch über das vierte Jahr hinausreicht, weist uns, neben sonstigen Erwägungen, den richtigen Weg. In Kürze: *hinter dieser prä-ödipalen Phase ist nichts anderes zu suchen als die Periode der Verzärtelung, der nahezu alle Kinder in ihrer infantilen Hilfslosigkeit ausgesetzt sind. Die Annahme der prä-ödipalen Phase*, oder, richtig gelesen: der Verzärtelungsperiode, während der das kleine Mädchen „noch ein kleiner Mann" ist, *macht* aber

im weiteren Verlaufe das *ganze Gebäude der Ödipuskomplexe und Ödipuskomplikationen hinfällig, ja geradezu überflüssig*, so sehr auch die Psychoanalyse versucht, die Unvereinbarkeit der prä-ödipalen mit der ödipalen Phase durch denselben Jargon zu uniformieren. Schon aus diesem Grunde können auch wir nicht umhin, der prä-ödipalen Phase eine *besondere* Bedeutung zuzuschreiben, wenn auch, begreiflicherweise, in anderem Sinne als die Psychoanalyse.

Selbstverständlich müssen auch die prä-ödipalen Beziehungen des Mädchens zur Mutter libidinöser Natur sein. „Nun wollen wir gerne wissen, welches die libidinösen Beziehungen des Mädchens zur Mutter sind. Die Antwort lautet (nebenbei, nicht sehr erschöpfend), sie sind sehr mannigfaltig . . . drücken sich durch orale, sadistisch-anale und phallische Wünsche aus“ (165). Wie denn sonst? „Sie sind überdies vollambivalent, ebensowohl zärtlicher als feindselig-agressiver Natur? (166). „Es ist nicht immer leicht, die Formulierung dieser frühen Sexualwünsche aufzuzeigen; am deutlichsten drückt sich der Wunsch aus, der Mutter ein Kind zu machen, wie der ihm entsprechende, ihr ein Kind zu gebären, beide der phallischen Zeit angehörig, befremdend genug, aber durch die analytische Beobachtung über jeden Zweifel festgestellt“ (166). „Der Reiz dieser Untersuchung liegt in den überraschenden Einzelfunden, die sie uns bringen“, meint *Freud*. Die naheliegendste Forderung wäre nun, die Bedeutung der Einzelfunde nicht unvorsichtig zu verallgemeinern, oder wenigstens die Annahme, daß in diesen Äußerungen kleiner Neurotikerinnen als Ausdruck des „männlichen Protests“ eine Identifikation mit dem Vater vorliege, aber derlei Annahmen würden weder die völlige Erotisierung oder Libidinisierung der Triebe noch die Entwicklung des Ödipuskomplexes ermöglichen, und bleiben daher auch ausgeschaltet. Hingegen erinnert *Freud* an die Phantasien hysterischer Patientinnen über die Verführung durch den Vater in ihrer Kindheit, die *Freud* „später“ als den „Ausdruck des typischen Ödipuskomplexes beim Weibe erkennen“ konnte, und fährt dann fort: „Und nun findet man in der prä-ödipalen Vorgeschichte der Mädchen die Verführungsphantasie wieder, aber die Verführerin ist regelmäßig die Mutter. Hier aber berührt die Phantasie den Boden der Wirklichkeit (!), denn es war wirklich die Mutter, die bei den Verrichtungen der Körperpflege Lustempfindungen am Genitale hervorrufen, vielleicht sogar zuerst erwecken mußte“ (166). Und wir unsererseits fragen uns nun, welcher, wenn auch mißdeutete Sachverhalt, welche Wirklichkeit liegt diesen psychoanalytischen „Einzelfunden“ zugrunde?

Unsere Paraphrase kann ziemlich kurz sein. Es ist die Regel, wir betonen: die Regel, die in den unendlichen Varianten des menschlichen Lebens natürlich auch Ausnahmen zuläßt, daß die Mutter, sowohl bei den primitiven wie bei den zivilisatorisch höher stehenden Gruppen, den Kleinkindern beiderlei Geschlechtes ein bestimmtes, wenn auch schwankendes Maß an Liebe, Sorgfalt und Verzärtelung angedeihen läßt. Dazu braucht man noch nicht einmal irgendwelche besonderen Triebe, Gefühle oder Instinkte in Betracht zu ziehen. Es wäre einfach sinnlos und sinnwidrig, würde die Mutter, wenn sie einmal einem Kinde Leben gab, nicht

auch das tun, was es braucht, um es am Leben zu erhalten. Jedenfalls bezeichnet man jede Mutter, die es nicht tut, als entmenscht und bezweifelt ihren gesunden Menschenverstand. Aber wie dem auch sei, soll das Kind am Leben bleiben und gedeihen, so ist ein Maß von spezieller Aufmerksamkeit auf seine Bewegungen und Regungen notwendig, das ihm innerhalb jeder Gemeinschaft eine *privilegierte* Stellung einräumt. Je nach der Größe dieser Aufmerksamkeit ergibt sich auch in dieser „prä-ödipalen Phase“ ein verschieden starkes Maß an Mutterbindung und damit auf seiten des Kindes ein weiterer Anspruch auf Fortbestand dieser Privilegierung, die es dort suchen wird, wo es sie am leichtesten zu finden glaubt: also eben bei der Mutter, und es wird sich später, an denjenigen Elternteil anschließen, dessen Verhalten ihm eine größere Privilegierung zu versprechen scheint. Das Verlangen danach ist nun nicht durch eine „Lustprämie“ bedingt, sondern durch eine ungenügende Schulung der Kontaktfähigkeit mit der Umwelt, die gleichzeitig ein Maßstab für die Entwicklung des Gemeinschaftsgefühles ist und eine genaue Entsprechung des „neuen“ psychoanalytischen Befundes der prä-ödipalen Mutterbindung. Daß dies für beide Geschlechter gilt, versteht sich von selbst und erklärt auch hinreichend, sowohl bei Knaben wie bei Mädchen, die feindselige Aggression, sobald der Verdacht auf Verlust oder Bedrohung dieser Privilegierung auftaucht, widerspricht also durchaus nicht *unseren* Erwartungen. Mit anderen Worten: der Fortbestand der Mutter- oder Vaterbindung ist durch den Grad des als privilegierend empfundenen Verhaltens des einen oder anderen Elternteiles bestimmt, und in jedem einzelnen individuellen Falle ist *zuerst*, ohne *vorgefaßte* Meinung oder Annahme sexuell bestimmter Neigungen oder Hinneigungen, festzustellen, auf welcher Elternseite das Kind ein größeres Entgegenkommen gegenüber seinen Privilegierungsansprüchen entweder tatsächlich fand oder wenigstens zu finden vermeinte. Hat man dies einmal festgestellt, so erklärt es sich in jedem individuellen Falle, und wir wollen ja Psychologie des Individuums treiben und nichts sonst, warum eine bestimmte Bevorzugung des jeweiligen Elternteiles seitens des Kindes vorliegt. Schematisch freilich kann und soll man, falls wissenschaftlich unvoreingenommene Genauigkeit des Befundes erstrebt wird, nicht verfahren. Die scheinbare sexuelle Untermalung dieser Bevorzugung ist erst ein Produkt späterer und verschiedenartiger Auffassungen und Meinungen, ein Produkt einer bereits sexuellen, das heißt nach der Gegensätzlichkeit und nicht bloß nach der Verschiedenheit der Geschlechter orientierten Umdeutung des sozialen Geschehens, die ja im einzelnen Falle schon sehr frühe einsetzen *kann*. Ihr zu widerstreben, sind ja nicht einmal unsere Wissenschaftler kräftig genug, der Fall der Psychoanalyse ist hierfür ein allzuberedtes Zeugnis, geschweige denn ein Kind, das sich, ungenügend vorbereitet, einer selbst desorientierten, in Vorurteilen und Irrtümern befangenen Welt gegenübersieht. Warum dann, auch für den nicht psychoanalytisch eingeschulten Beobachter, das Mädchen sich zum Vater, der Knabe zur Mutter hinzuwenden scheint, bedarf zur Erklärung noch lange nicht die Tatsachenverzerrung des Ödipuskomplexes.

Freud wendet also sein Interesse der Frage zu: „woran denn diese

mächtige Mutterbindung des Mädchens zugrunde geht ... Die Abwendung von der Mutter geschieht im Zeichen der Feindseligkeit, die Mutterbindung geht in Haß aus. Wir hören dann eine lange Liste von Anklagen und Beschwerden gegen die Mutter, die die feindseligen Gefühle des Kindes rechtfertigen sollen ... die wirklichen Quellen der Feindseligkeit haben wir zu finden ... (indem) ... ich Sie diesmal durch alle Details einer psychoanalytischen Untersuchung führe“ (168). Wir werden nun sehen, daß die Psychoanalyse zwar den Wahrheitsgehalt dieser Anklagen und Beschwerden bezweifelt, und trotzdem, genau in Übereinstimmung mit ihrer mechanistisch-kausalen Betrachtungsweise, sich durch sie verleiten läßt, nach einem realen Substrat zu suchen. Dieser irreführende Bezug auf die Inhaltlichkeit der Aussagen ist ihr nur möglich, weil sie es nicht versteht, oder ihren Vorstellungen gemäß nicht wahrhaben darf, daß diese von den einzelnen Individuen vorgebrachten Motive der Abwendung und Abneigung bereits den Ausdruck einer durch exogene Faktoren bewirkten Abänderung einer auf soziale Kooperation gerichteten Bewegung darstellen. Und unter diesen Faktoren figuriert in erster Reihe das früher berührte privilegierende Verhalten des einen oder anderen Elternteiles und das Ineinanderspielen der falschen Auffassungen, des unzureichenden Verstehens, der mangelnden Vorbereitung sowohl auf seiten des Kindes wie auf seiten der Eltern. Mit anderen Worten: es handelt sich hier um unschwer verständliche Schwankungen des Positions- und Wertgefühles jedes einzelnen der Beteiligten. Sie sind auch und sie allein das dynamische Substrat des Ödipuskomplexes. Ganz leise, oft kaum bemerkte Veränderungen wirken hier schon ausschlag- und richtunggebend. In der Erfühlung und dem Verständnis dieser individuellen Position, in der Festigung dieses Verständnisses durch Bewußtmachung der Irrtümer ist aber auch das beschlossen, was man psychologisches Interesse nennen darf und jede Erklärung darüber hinaus, sofern es sich um Psychologie, um Menschenkenntnis handelt, ein Unding.

Um es ganz klar zu sagen: *Verzärtelung bedeutet* nicht etwa allein Zärtlichkeit oder Verwöhnung durch Zärtlichkeit, sondern die *Privilegierung, von der Bewältigung eigener, dem spezifischen Lebensalter angepaßter Schwierigkeiten enthoben zu sein.* Von dem Grade der Privilegierung hängt es sodann ab, wie ein Kind eine weitere Absetzung, „Entthronung“, und damit eine Herabsetzung erträgt, auf die auch *Freud* Bezug nimmt. „Die nächste Anklage gegen die Mutter flammt auf, wenn das nächste Kind in der Kinderstube erscheint. Wenn möglich, hält sie den Zusammenhang mit der oralen Versagung fest ... Aber nicht allein die Milchnahrung mißgönnt das Kind dem unerwünschten Eindringling und Rivalen, sondern ebenso alle anderen Zeichen der mütterlichen Fürsorge“ (170). Richtiger wäre wohl die Formulierung: das Kind mißgönnt dem Rivalen alle Zeichen mütterlicher Fürsorge, unter anderem auch etwa die Milchnahrung. Aber *Freud* fährt fort: „Es fühlt sich entthront, beraubt in seinen Rechten geschädigt (lies Vorrechten, eben Privilegien!), wirft einen eifersüchtigen Haß auf das Geschwisterchen und entwickelt einen Groll auf die ungetreue Mutter, der sich sehr oft in einer unliebsamen

Veränderung seines Benehmens Ausdruck schafft. Es wird etwa ‚schlimm', reizbar, unfolgsam, und macht seine Erwerbungen in der Beherrschung der Ausscheidungen rückgängig. Das ist alles längst bekannt und wird als selbstverständlich hingenommen, aber wir machen uns selten die richtige Vorstellung von der Stärke dieser eifersüchtigen Regungen, von der Zähigkeit, mit der sie haften bleiben, sowie von der Größe ihres Einflusses auf die spätere Entwicklung" (170). Wir glauben nun, *Freud* und die Psychoanalyse könnten diesbezüglich völlig beruhigt sein, mehr Nachdruck auf die Bedeutung dieser Momente für die Persönlichkeitsentwicklung zu legen als es die Individualpsychologie tat und tut, ist wohl kaum nötig, und die Akzentuierung *Freuds* wird dadurch nicht neuer, daß sie des Anteils der Individualpsychologie in der Klärung dieser Fragen nicht gedenkt, ja gleichsam vorgibt, auf ein der Erforschung bedürftiges Neuland hinzuweisen.

Für die Psychoanalyse ist jedenfalls der Ödipuskomplex des männlichen Individuums eine unumstößliche Tatsache. Der Knabe, darin und auch sonst glücklicher als das Mädchen, hat es nicht nötig, das Objekt seiner präödipalen Bindung zu wechseln. Das Mädchen hingegen hat aus der präödipalen Mutterbindung in die ödipale Vaterbindung hineinzuwachsen, weil doch andernfalls die antithetische Entsprechungsreihe des Systems nicht stimmen würde. Also bedarf es noch eines entscheidenden Anstoßes, einer Ursache, eines „spezifischen Momentes", das „beim Knaben nicht oder nicht so vorkommt", um den „Ausgang der Mutterbindung beim Mädchen" zu erklären. Dieses spezifische Moment sieht *Freud* nun im „Kastrationskomplex" des Mädchens! „Eine Überraschung (!) aber war es, aus den Analysen zu erfahren, daß das Mädchen die Mutter für seinen Penismangel verantwortlich macht und ihr diese Benachteiligung nicht verzeiht" (172). *Das* also ist die letzte, tiefste Ursache der Wendung des Mädchens aus der Mutterbindung zur Vaterobjektbesetzung: „Der anatomische Unterschied muß sich doch in psychischen Folgen (!) ausprägen" (172). Wie sieht nun der Kastrationskomplex beim Mädchen aus, da er infolge des anatomischen Unterschiedes doch „nicht denselben Inhalt haben" kann wie beim Knaben, nicht Kastrations*angst* sein kann?

Beim Knaben, hören wir nun, „entsteht der Kastrationskomplex, nachdem er durch den Anblick eines weiblichen Genitales erfahren hat, daß das von ihm so hochgeschätzte (!) Glied nicht notwendig mit dem Körper beisammen sein muß. Er entsinnt sich dann der Drohungen, die er sich durch seine Beschäftigungen mit dem Glied zugezogen, fängt an, ihnen Glauben zu schenken, und gerät von da an unter den Einfluß der *Kastrationsangst*, die der mächtigste Motor seiner weiteren Entwicklung wird. Auch der Kastrationskomplex des Mädchens wird durch den Anblick des anderen Genitales eröffnet. Es merkt sofort den Unterschied und — man muß es zugestehen (!) — auch seine Bedeutung (!). Es fühlt sich schwer beeinträchtigt, äußert oft, es möchte ‚auch so etwas haben', und verfällt nun dem *Penisneid*, der unvertilgbare Spuren in seiner Entwicklung und Charakterbildung hinterlassen, auch im günstigsten Falle nicht ohne schweren psychischen Aufwand überwunden werden wird. Daß das Mädchen die Tatsache ihres Penismangels anerkennt, will nicht etwa besagen, daß sie

sich ihr leichthin unterwirft“ (173). Diese Darstellung ist nun ein Musterbeispiel für die psychoanalytische Methode theoretischer wie psychologischer Schlußfolgerung. Wir wollen sie ein wenig richtigstellen. Der Knabe schätzt also sein Glied sehr hoch ein. Woher stammt diese Einschätzung? Ist sie ihm angeboren? Das wird auch die Pschoanalyse nicht behaupten. Ihm wird aber vom ersten Tage seiner Geburt eine besondere, im Vergleich zum Mädchen höherwertige Rolle zugeschrieben, eine Höherwertigkeit, die nach Ursachen sucht, und sie, unter anderen, auch im Besitz des Gliedes zu finden glaubt, dies aber *nur nach* einer Reihe von Erfahrungen, die er auf dieser Suche nach einer Begründung seiner privilegierten Stellung zu machen Gelegenheit hat. Und umgekehrt *steht das Mädchen vom ersten Tag unter dem Druck einer geringeren Bewertung, wie sie ja durchlaufend auch noch der Psychoanalyse eigen ist.* Zuerst hat sie also einen Neid, oder ein Gefühl der Zurücksetzung, gegenüber der privilegierten Rolle des Mannes und dann *kann* sie, *wenn es stimmt,* diese Überlegenheit des Mannes mit dem Besitz des Penis identifizieren. Das verwöhnte Mädchen wird natürlich *alles* haben wollen, nicht nur den „hochgeschätzten“ Penis des „glücklicheren“ Knaben, und wird, *wenn* es verwöhnt und verzärtelt wurde, die ihm generell als Mädchen zugeschriebene *Minderwertigkeit* um so heftiger und aggressiver empfinden. Es wird gegen *diese* Benachteiligung rebellieren, wird, sofern es *sonst noch kooperationsbereit* ist, sofern also im individuellen Falle seine Entmutigung nicht zu groß ist, sich in die ihm vom Manne zugewiesene „weibliche“ Rolle fügen, ohne aber den Kampf gegen diese als minderwertig angesehene Funktion aufzugeben, und wird dem Manne als „Rätsel Weiblichkeit“ zu schaffen machen. Lange schon *vor* der „phallischen Phase“ erfährt das Mädchen, was es *wert* ist, was es als Mädchen im Gegensatz zum Knaben tun und lassen darf, lange schon ist es mit Ressentiment getränkt, man könnte sagen, schon mit der Muttermilch, und wird in ungünstig entwickelten Fällen *noch* im spätesten Alter, zur emotionellen Verstärkung seines „männlichen Protestes“, die Gründe für seine Benachteiligung als Weib *schon* in der frühesten Kindheit suchen. Ist das Mädchen noch überdies ein verwöhntes Kind, das heißt, steht ihm *seine* eigene, private Lust im Vordergrund seines Interesses, so wird es natürlich aus seiner Sexualität mehr machen, als das Mädchen, das sich bemüht, sich den Anforderungen des Lebens besser anzupassen, und wird mehr daraus machen, als sich mit einer gedeihlichen Koorperation verträgt. Um zu resumieren: *diesen ganzen, von der Psychoanalyse mißverstandenen und von ihr über- und verzeichneten Komplex, von ihr Kastrationskomplex benannt, hat Adler wiederholt und erschöpfend als den „männlichen Protest“ beschrieben, das heißt, als Protest des spezifisch weiblichen Minderwertigkeitsgefühls gegen die scheinbare männliche Superiorität.* Und wie sollte die Seele des kleinen Mädchens, das schon von den Knaben mit Spott und Hohn von so vielen Spielen ausgeschlossen wird, nur weil es ein Mädchen ist, dem von den Eltern und Erziehern so viele Funktionen untersagt werden, bloß weil es ein Mädchen ist, Funktionen, die an sich durchaus nicht durch die anatomischen Geschlechtsunterschiede bedingt sind, sondern durch Konventionen der Meinung

darüber, was als für den Mann und die Frau schicklich *angesehen* wird, wie sollte dessen Seele sich nicht mit Kummer und Leid und der Sehnsucht des von den Privilegien des Lebens Ausgeschlossenen, also mit Neid und Eifersucht füllen? Haben wir schon ein Überwiegen dieser Eigenschaften zu konstatieren, so hängt ihre Ätiologie wohl mit der Tatsache der Geschlechtsverschiedenheiten und ihrer sozialen Bewertung, nicht aber mit der Geschlechtlichkeit, der Sexualität, an sich zusammen: der „anatomische Unterschied" *muß* sich „in psychischen Folgen" eben *nicht* „ausprägen". Kein Mädchen ist zum Penisneid gezwungen, weil es etwa sein Leben ohne das Glied kümmerlich fristen muß, es sei denn schon sonst neidisch, zu einer neidischen Stellungnahme durch die Faktoren seiner sozialen Position vorher *verlockt* worden. Dann aber hat der Neid wieder nichts mit dem Penis zu tun, dann ist der Penisneid nicht eine Folge des Penismangels, sondern die symptomatische Indikation eines viel tiefer sitzenden, *viel generelleren Minderwertigkeitsgefühles*, das, abgesehen von individuellen Varianten, durch die Gesamtsituation des Weibes verstärkt wird. Das alles will die Psychoanalyse aber nicht wahr haben, sie bleibt mit aller „Entschiedenheit" dabei: „Die Entdekkung seiner Kastration ist ein Wendepunkt in der Entwicklung des Mädchens" (175).

Freud fährt sodann fort: „Drei Entwicklungsrichtungen gehen von ihr (von dieser Entdeckung) aus; die eine führt zur Sexualhemmung oder (!) Neurose, die nächste zur Charakterveränderung im Sinne eines Männlichkeitskomplexes, die letzte endlich zur normalen Weiblichkeit" (175). Wir können hier die „Charakterveränderung im Sinne eines Männlichkeitskomplexes" nicht unvermerkt lassen und konstatieren mit Befriedigung, daß der männliche Protest auch in der Psychoanalyse Eingang gefunden hat, ein Teil seines Begriffes wenigstens, in versteckter Form und natürlich als Komplex. Wenn die Psychoanalyse ihn auch noch in der Sexualhemmung und der Neurose zu differenzieren sich entschließen wird, wird sie zwar noch immer in fundamentalen Belangen von der Individualpsychologie verschieden bleiben, aber gewisse Unterschiede, auf die sie ihre Existenzberechtigung vornehmlich stützt, werden zu schwanken beginnen, auch für denjenigen, der weniger kundig, um was es eigentlich geht, sich von ihrem Wissenschaftsanspruch einschüchtern läßt. Aber hören wir weiter. Wie also sieht die normale Entwicklungsrichtung aus? „Durch den Vergleich mit dem um so viel besser (!) ausgestatteten Knaben in seiner Selbstliebe gekränkt verzichtet es . . . das kleine Mädchen, welches bisher männlich gelebt hatte (das heißt in psychoanalytischer Terminologie), sich durch Erregung seiner Klitoris Lust zu verschaffen wußte . . . auf die masturbatorische Befriedigung an der Klitoris . . . Die Abwendung von der Mutter . . ." erfolgt aber erst mit „der Entdeckung, daß die Mutter kastriert ist", was wohl heißen soll, auch nur ein minderwertiges, weibliches Wesen ist. So „wird es möglich, sie als Liebesobjekt fallen zu lassen . . Das heißt also, daß durch die Entdeckung der Penislosigkeit das Weib dem Mädchen ebenso entwertet (!) wird, wie dem Knaben und später vielleicht dem Manne" (176). Hier ist wenigstens die „Minderwertigkeit" des Weibes offen zu-

gestanden und zwar, worauf es ja ankommt, eine *Minderwertigkeit in der Auffassung des Mannes.* An anderen Stellen bricht diese fundamentale Grundanschauung nicht so offen durch. Daß sie aber kräftig genug ist, ein sogenanntes wissenschaftliches Weltbild zu einer Karrikatur der Tatsachen zu verzerren, dafür ist die obige Auslese ein Zeugnis, das für sich selbst spricht. Die Vorstellung, daß das kleine Mädchen zu onanieren aufhört, weil die Beschäftigung mit einem zweitklassigen Requisit es nicht mehr freut, ist wohl nur erheiternd.

Aber noch ist das Mädchen, auch wenn es „die Empfindlichkeit (der Klitoris) und damit ihre Bedeutung ganz oder teilweise an die Vagina abgetreten" hat, nicht auf dem Wege zu dem, was sich die Psychoanalyse als „weiblich" vorstellt. Damit das Weib auch weiblich sei, muß es *passiv* werden. Aktivität wäre ein Rest von Bisexualität, der weg muß, am besten durch die Analyse, in der die Frau lernen soll, nicht mehr dagegen zu räsonieren, daß sie „*nur*" ein Weib sei. „Mit dem Aufgeben der klitoridischen Masturbation wird auf ein Stück Aktivität verzichtet" (177). Das heißt, das Mädchen verzichtet darauf, männlich zu sein. „Die Passivität hat nun die Oberhand. Sie erkennen, daß ein solcher Entwicklungsschub, der die phallische Aktivität aus dem Weg räumt, der Weiblichkeit den Boden ebnet" (178). „Die Wendung zum Vater", die nun einsetzen soll, „ist wohl ursprünglich der Wunsch nach dem Penis, den ihr die Mutter versagt hat und den sie nun vom Vater erwartet. Die weibliche Situation ist aber erst hergestellt, wenn sich der Wunsch nach dem Penis durch den nach dem Kind ersetzt . . . Das Glück ist groß, wenn dieser Kinderwunsch später einmal seine reale Erfüllung findet, ganz besonders aber, wenn das Kind ein Knäblein ist, das den ersehnten Penis mitbringt . . . So schimmert der alte männliche Wunsch (aus der ‚phallischen' Phase) nach dem Besitz des Penis noch durch die vollendete Weiblichkeit durch. Aber vielleicht sollten wir diesen Peniswunsch eher als einen exquisit weiblichen anerkennen" (178). Wenn wir diesen Gedanken zu Ende denken, wenn wir die enttäuschte Wut des Mädchens dazuhalten, darüber daß ihr der Penis versagt ist, so wäre es leicht, in diesem Stile ad infinitum weiter zu räsonieren. Etwa: der Peniswunsch in Legierung mit dem Destruktionstrieb müßte eigentlich in dem „unbewußten" Wunsch der Frau ausmünden, dem Penis seine Stärke zu nehmen, den Mann zu schwächen, impotent zu machen, zu entmannen, seinen Kastrationskomplex zu aktivieren, und in der Tat fürchte sich der Mann vor dieser Art von Kastration, vor dieser Art der Selbstvernichtung, eigentlich aber vor dem Vernichtungstrieb des Weibes, und den Niederschlag dieser Furcht sehe man ja noch in Mythen, Hexenprozessen usw. Sagte sie es in dieser Art, so müßte sie sich freilich ad absurdum führen, und daher verfährt sie viel primitiver, viel unbekümmerter, und verhängt über das Weib weiter das Urteil, und wenn man will: den beschimpfenden Fluch der Minderwertigkeit. Nur um dies nachzuweisen, weil es die objektive Berechtigung der Psychoanalyse auf Wissenschafts-Geltung zutiefst erschüttert, wurde hier die Erörterung der psychoanalytischen Darstellung des weiblichen Ödipuskomplexes eingegangen.

„Mit der Übertragung des Kind-Penis-Wunsches auf den Vater", sagt

Freud, „ist das Mädchen in die Situation des Ödipuskomplexes getreten . . . Der Ödipuskomplex des Mädchens hat uns lange den Einblick in dessen prä-ödipale Mutterbindung verhüllt, der doch so wichtig ist und so nachhaltige Fixierungen hinterläßt“ (179). War es wirklich nur der Ödipuskomplex, der diese verspätete Erkenntnis verschuldet hat oder nicht vielmehr die vorgefaßte Theorie, die so lange nicht aufgegeben wurde, bis der „neue“ Fund recht und schlecht in die alte Formel überstreckt wurde? Aber *Freud* nimmt den Ödipuskomplex auch zum Anlaß, um eine kulturelle Minderwertigkeit des Weibes zu erklären. Den Knaben zwingt die Kastrationsdrohung zur Aufgabe seiner phallischen Sexualität, an Stelle des Ödipuskomplexes tritt „als sein Erbe ein strenges Überich“ (179). Beim Mädchen geschieht „beinahe (!) das Gegenteil“. Hier tritt der Ödipuskomplex an Stelle des Kastrationskomplexes, in umgekehrter Reihenfolge also als beim Knaben. Der „anatomische Unterschied“ bringt es mit sich, daß das Mädchen eben keine Kastrations*angst* zu haben braucht, also braucht es doch kein strenges Überich, also bleibt *die Entwicklung zur Sozialität beim Mädchen rudimentär*. Oder wie *Freud* es weniger deutlich ausdrückt, weil man ja zögern muß, eine Beleidigung, wenn auch nur in mildester Form „wissenschaftlicher“ Feststellung auszusprechen: „Die Bildung des Überichs muß unter diesen Verhältnissen leiden, es kann nicht die Stärke und die Unabhängigkeit erreichen, die ihm seine kulturelle Bedeutung verleihen und — Feministen hören es nicht gerne, wenn man die Auswirkungen dieses Moments für den durchschnittlichen (!) weiblichen Charakter hinweist“ (180). Auf die Gefahr hin, nicht zu den Feministen gezählt zu werden, muß ich gestehen, daß ich es geradezu gerne höre, weil es mir wieder den Nachweis erleichtert, daß die Psychoanalyse einem ebenso banalen wie populären *Wert*urteil, das in der Wissenschaft oder wenigstens in einer Psychologie nichts zu suchen hat, dadurch eine scheinbar wissenschaftliche Untermauerung zu verleihen sucht, daß sie, ohne richtiges psychologisches Interesse, ohne „Psychologie des menschlichen Individuums“, die viel kompliziertere, viel diffizilere Ätiologie der Neurosen und des neurotischen Verhaltens auf *eine* Wurzel zu bringen sich bemüht. Das heißt, *der Vorwurf, den sie gegen die Individualpsychologie erhebt, fällt auf sie selbst zurück*. Und nun wird man auch vielleicht die Vehemenz meiner Kritik der Psychoanalyse verstehen: solange, behaupte ich, und dies im Einklang mit den Befunden *Adlers*, *solange die Herkunft des Werturteils über die Frau psychologisch nicht richtig verstanden wird, so lange ist auch nicht daran zu denken, daß die neurotische Spannung zwischen den Geschlechtern*, die noch in den letzten Überraschungen der psychoanalytischen Untersuchungen nachzittert, *abebben und einer gesunderen Auffassung weichen kann. Wir kämpfen daher*, da dieses Werturteil bezw. seine psychologische Provenienz, eine der wichtigsten Wurzeln der Neurose, einer der exogenen Faktoren ist, an denen die Bildung des weiblichen Wertgefühls immer wieder zerschellt, *für die richtige Auffassung dessen, was eine Neurose wirklich ist.* Wir bekämpfen die Psychoanalyse, weil sie dieser richtigeren Auffassung im Wege steht, und weil sie auch dadurch nicht akzeptabler wird, wenn sie individualpsychologischen Be-

sitzstand als eine „Erwerbung der letzten Jahre“ rezipiert. *Dieses Werturteil über die Frau,* das die Psychoanalyse gleichsam achselzuckend unterschreibt, so als wollte sie bedeuten, das ist nun einmal Schicksal, Kismet, Fatum und da kann man nichts machen, *ist selbst neurotischer Herkunft, neurotischer Natur,* und dieser Ursprung erklärt so manche Unzulänglichkeit der psychoanalytischen Theorie und Methode.

Es bleibt mir noch übrig, kurz mit *Freud,* „die zweite der möglichen Reaktionen nach der Entdeckung der weiblichen Kastration“: „die Entwicklung eines starken Männlichkeitskomplexes“ zu erwähnen. „Als äußerste Leistung dieses Männlichkeitskomplexes erscheint uns die Beeinflussung der Objektwahl im Sinne einer manifesten Homosexualität“ (181). „Was kann für diesen Ausgang entscheidend sein?“ fragt *Freud* (180). „Wir können uns nichts anderes (!) vorstellen, als einen konstitutionellen Faktor, ein größeres Ausmaß von Aktivität, wie es sonst für das Männchen charakteristisch ist“ (!)[1]). Bei der Besprechung des weiteren Verhaltens der Weiblichkeit „durch die Pubertät bis in die Zeit der Reife“ gelangt *Freud* andererseits wieder zu der Annahme, die an sich nicht unrichtig ist, daß es keine spezifisch „weibliche Libido“ gäbe, daß aber „die Natur ihren Ansprüchen weniger sorgfältig Rechnung trägt als im Falle der Männlichkeit . . ., daß die Durchsetzung des biologischen Ziels der Aggression des Mannes anvertraut und von der Zustimmung des Weibes einigermaßen unabhängig (!) gemacht worden ist“ (183). Also wieder einmal, man wende sich, wie man wolle, ist die Frau übler dran. Auch die „sexuelle Frigidität des Weibes, deren Häufigkeit diese Zurücksetzung (!) zu bestätigen scheint, ist ein erst ungenügend verstandenes Phänomen. Manchmal psychogen und dann der Beeinflussung zugänglich, legt sie in anderen Fällen die Annahme einer konstitutionellen Bedingtheit, selbst den Beitrag eines anatomischen Faktors, nahe“ (183). Mit anderen Worten: wo es sich der psychoanalytischen Einsicht verschließt, daß es gerade die tendenziöse Bewertung des Weibes und seine Revolte dagegen, die *Adler* den „männlichen Protest“ benannte, ist, welche diese von der Psychoanalyse „ungenügend verstandenen Phänomene“ nach sich zieht, *da muß* ein konstitutionsbedingter Faktor zugestanden werden. Daß die therapeutische Beeinflussung durch die Psychoanalyse gerade im Falle der weiblichen Homosexualität und Frigidität zu versagen scheint, ist vorstellbar. Dies hat seinen Grund darin, *daß die Anschauung der Psychoanalyse,* die darauf hinausläuft, *die Frau zum Sexualobjekt zu degradieren, den „Protest“, den Widerstand der Frau, das heißt: ihren Abstand von der artgemäßen Kooperation nur noch verstärkt.* Sie treibt die Frau bei starker Entmutigung nur noch tiefer in ihre neurotische Isolierung hinein. Eliminiert die Frau im Falle der Homosexualität. ihrem „Protest“ gemäß, den Mann als Grund der Demütigungen des weiblichen Wertgefühles überhaupt, so wird in dem zwangsneurotischen Verhalten, das als weibliche Frigidität bezeichnet wird, der Mann zu einem Impotenzler degradiert, der die Frau eben nicht zu befriedigen,

---

[1]) Mehr Aktivität als etwa die Vorstellung einer Xanthippe, Furie, Megäre, Hexe, eines Weibsteufels oder Vampyrs impliziert, ist wohl kaum erforderlich, um diese Behauptung als mindestens unreal zu entkräften.

nicht aus der vollen weiblichen Passivität zu erwecken vermag. So wird die Frau zwar die männliche Rolle als überlegen und daher erstrebenswert anerkennen, gleichzeitig aber dagegen revoltieren, daß sie ihr versagt bleibt. Schließlich weicht sie, ihrem individuellen Bewegungsgesetz folgend, indem sie frigid *wird*, im typisch neurotischen Schwanken, das *Adler* so eindeutig beschrieben hat, dem Nachweis aus, und zwar so lange, *bis* er ihr *gelingt*, daß sie *nur eine Frau*, das heißt also, *nichts wert oder minderwertig* sei. Ein Gefühl nebenbei, das kein Mensch erträgt, auch nicht die zur „Passivität" entwickelte Frau. Es ist allerdings eine leichtere „Gedankenoperation", sich in solchen Fällen pessimistisch auf unabänderliche konstitutionelle Bedingtheiten zu berufen, als die Mängel und Fehler der eigenen Theorie und Methode einer immerhin schmerzhafteren Revision zu unterziehen. Es ist eine Zumutung, die „Durchsetzung des biologischen Ziels" und das heißt hier wohl, der Koitus, sei von ihrer „Zustimmung einigermaßen unabhängig gemacht". Es ist auch eine Zumutung, diese Wertlos- und Überflüssigkeitserklärung könne von irgend jemandem, sei es Mann oder Frau, überdies noch jene zustimmende Kooperationsbereitschaft erwarten, die sowohl zum Gelingen einer sozialen Aktion wie des Koitus als auch zum Gelingen einer psychotherapeutischen Kur notwendig ist.

Der Frau überdies noch eine kulturelle Minderwertigkeit zuzuschreiben, die der Mann mit der ganzen Präpotenz seiner Privilegien aufrechtzuerhalten sucht, ist wohl auch nichts weniger als „gerecht". Aber die Psychoanalyse bringt es zustande, zu meinen: „Daß man dem Weib wenig Sinn für Gerechtigkeit zuerkennen muß, hängt wohl mit dem Überwiegen des Neids in ihrem Seelenleben zusammen . . . wir sagen auch von den Frauen aus, daß ihre sozialen Interessen schwächer und ihre Fähigkeit zur Triebsublimation geringer sind als die der Männer." Die Erklärung, die *Freud* hierfür findet, muß aber wohl als gänzlich ungenügend, ja geradezu als falsch bezeichnet werden. „Das erstere (das geringere soziale Interesse) leitet sich wohl vom dissozialen (!) Charakter ab, bei allen Sexualbeziehungen unzweifelhaft (!) eignet. Liebende finden aneinander Genüge und noch die Familie widerstrebt der Aufnahme in umfassendere Verbände" (187). Das impliziert wohl: da die Frau vornehmlich Sexualwesen ist, so gelange der dissoziale Charakter in die Sexualbeziehungen eben durch sie hinein, und da sie Sexualwesen mit dissozialen Tendenzen ist, erkläre es sich, warum sie geringeres soziales Interesse hat. Erklärt sich der sogenannte Mangel an sozialem Interesse bei der Frau wirklich auf diese Weise? Die Absonderungsbestrebungen der Liebenden schon als dissozial zu bezeichnen, ist jedenfalls möglich, wenn man außer acht läßt, daß eine Liebesbeziehung nur zustande kommt unter der Voraussetzung einer gemeinschaftliches Handeln ermöglichenden sozialen oder besser soziativen Tendenz. Die Behauptung von dem dissozialen Charakter der Sexualbeziehungen ist also nur möglich, wenn man, aus begreiflichen Gründen, aus der ganzen kausal-mechanistischen, unpsychologischen Auffassung heraus, den *Begriff der Sozialität zu enge* faßt. Man kann aber noch weiter behaupten:

der Mangel an sozialem Interesse erklärt sich auch, ungezwungen, daraus, daß es der Frau, die als Sexualobjekt, als Besitz des Mannes betrachtet wird, verwehrt wird, seit jeher und in allen Zonen, eine soziale Rolle zu spielen und daß ihr das soziale Interesse gründlichst verübelt, wenn nicht ausgetrieben wurde. Und da, angesichts dieses Tatbestandes, sollte die Frau noch den Mut aufbringen, der zu sozialem Interesse ebenso wie zum Erfinden und Entdecken gehört? Und, angesichts dieses Tatbestandes, sollte die Familie, das angebliche Herrschaftsgebiet der Frau, unter der angeblichen Leitung von sozial verschüchterten Wesen die „Aufnahme in umfassendere Verbände" erstreben, wo doch der Mann seinerseits und überdies ein Aufgehen „seiner" Familie, seiner Frau, also seines Besitzes in „größere Verbände" als eine Gefährdung seiner eigenen Privilegien geradezu fürchtet?

Freud beschließt nun dieses Kapitel folgendermaßen: „Das ist alles, was ich Ihnen über die Weiblichkeit zu sagen hatte. Es ist gewiß unvollständig und fragmentarisch, klingt auch nicht immer freundlich. Vergessen Sie aber nicht, daß wir das Weib nur insofern beschrieben haben, als sein Wesen durch seine Sexualfunktion bestimmt wird. Dieser Einfluß geht freilich sehr weit, aber wir behalten im Auge, daß die einzelne (!) Frau auch sonst ein menschliches Wesen sein mag" (188). Ich will diesem letzten Satz, man lese sich ihn nur nochmals genau durch, nichts hinzufügen. Ich glaube, dieses „auch sonst ein menschliches Wesen sein mag" verdient es, nicht vergessen zu werden. Ich glaube, es bestätigt in vollem Umfang die These, die ich zu verfechten unternahm, daß es der Psychoanalyse als wissenschaftlicher Psychologie an jener Objektivität gebricht, die für eine Wissenschaft charakteristisch ist oder sein soll, daß es ihr vor allem an jener Objektivität gebricht, die dem Objekt der Psychologie, und das ist das menschliche Individuum, gleichgültig ob Mann oder Weib, in seiner vollen Subjektivität adäquat ist. Kraft ihrer Herkunft von naturwissenschaftlich orientierten Forschungsmethoden, die ich a. a. O. zu beleuchten versuchte, gelangt sie gar nicht dazu, die Frau auch als Sexualsubjekt in voller Aktivität und Kooperationsbereitschaft zu verstehen, von deren Zustimmung jedwede soziale Kooperation und somit auch die sexuelle abhängig ist. In unkritischem Dogmatismus, der seine eigenen Grundlagen nicht in wissenschaftlichen Zweifel zieht und in selbst noch neurotisch determinierter Verengung, sieht sie und versteht sie die Frau nur oder vornehmlich als Sexualobjekt. Natürlich versteht sie eben deswegen auch die Funktionen des Mannes unrichtig und diskreditiert sich damit als Wissenschaft mehr und mehr. *Es ist indessen nicht das erstemal in der Geschichte der menschlichen Erkenntnis, daß sich ihr eine intensiv neurotische, emotionell akzentuierte Konzeption tyrannisch und entwicklungshemmend auflagert.* Es wird, leider, nicht das letztemal, es wird aber auch niemals Wissenschaft sein! Wir aber wollen uns nicht weiter verwirren lassen.

Evangelischer Christ und Individualpsychologie.

Von KURT SCHRÖDER, Düben a. M.

Wir bringen diese Arbeit als einen Beitrag zur Feststellung des Liz. *Ernst Jahn* (in „Religion und Individualpsychologie“ von Liz. *Ernst Jahn* und Dr. *Alfred Adler*, 1933, Verlag Dr. Rolf Passer, Wien—Leipzig), wonach die Individualpsychologie manche vergessene Position der christlichen Seelenführung wiederentdeckt habe. Grundsätzliche Darlegungen und Stellungnahme *Alfred Adlers* zur Frage der Beziehungen der Individualpsychologie zur Religion sind in dem erwähnten Werke enthalten.

Durch die Individualpsychologie ist der Begriff der „seelischen Erkrankung“ der ganzen Kulturwelt deutlich vor Augen gestellt. Es ist ihr gezeigt worden, daß seelisch krank nicht nur die Insassen der Irrenanstalten und Nervenkliniken, sondern zum großen Teil sie selber ist. Die Erkenntnis dieser Tatsache dürfte wohl nicht allzuschwer sein. Sie dürfte es eigentlich nicht, aber es wird wohl der Individualpsychologie des nächsten Jahrzehnts vorbehalten sein, zu beweisen, daß die Gleichgültigkeit und Ablehnung gegen sie selbst ebenfalls neurotische Züge trägt. Es berührt direkt komisch, daß, wenn man in bürgerlichen Kreisen von seelischen Erkrankungen spricht, man oftmals selbst für nicht ganz gesund angesehen wird. Eine gewaltige Aufgabe erwächst der Individualpsychologie als Bewegung — denn eine Bewegung ist sie, fähig die Menschen zu Gliedern einer Gemeinschaft zu erziehen und auch Führer und Leiter von Gemeinschaftszellen, ob große oder kleine, spielt keine Rolle, zu bilden und zu erhalten — darin, daß ihre Ideen soweit den breiten Volksschichten zugänglich gemacht werden, daß sie nach mit den Gedanken *Alfred Adlers* vertrauten Ärzten verlangen. Daß sie auch verlangen, daß ihre Seelsorger um die Wissenschaft von der Seele wissen und vor allem sie auch anwenden. Daß der Stand der Pfarrer in immer stärkerem Maße dazu erzogen wird, Seelsorger im wahrsten Sinne des Wortes zu sein.

Mir wurde zu diesem Thema von Geistlichen vorgehalten, daß sie ja dann nur Sprechstunden abzuhalten hätten; von Predigten und Bibelstunden wäre doch bei mir gar nicht die Rede. Dem ist nun so: Der Bauer muß auch erst sein Feld bestellen, ehe er den Samen ins Land gibt. Genau so muß der Geistliche die ihm anvertrauten Seelen ins Gleichgewicht bringen, ehe er das Wort Gottes in sie zu pflanzen sucht. Wenigstens soll er das versuchen. Der Versuch allein wird schon gute Früchte tragen. Wenn man es immer wieder erlebt, daß selbst Menschen, die sich Tag für Tag mit der Bibel beschäftigen, innerlich fast zerbrechen, sich mit Selbstmordgedanken plagen und an Minder- oder auch Überwertigkeitskomplexen leiden, dann wird man von der Idee *Alfred Adlers* gepackt, man gebraucht sie als Werkzeug, andere Menschen zum Glück, zur Zufriedenheit bringen zu können.

Das Verhältnis der Individualpsychologie zum Christentum wird ja immer ein sehr enges bleiben, weil beide für *die* Gemeinschaft kämpfen. Das freilich nach menschlichem Ermessen unerreichbare Ziel der Kirche ist doch das Reich Gottes auf Erden, die Gemeinschaft der Heiligen, die identisch ist mit der Herrschaft jener seelischen Gegebenheit, die *Alfred Adler* als das *Gemeinschaftsgefühl* bezeichnet hat. Freilich muß man die Größe und Abgeklärtheit dieses Begriffs, der im „Vater unser" allem anderen voraus gestellt wird, zu erfassen suchen. Kann doch das Wollen und Tun, die Lehre *Alfred Adlers* in die Worte „Dein Reich komme" gefaßt werden. Auch dann, wenn die Lehre *Alfred Adlers* mit Religion nichts unmittelbar zu tun hat. Von dieser Seite her wird der Begriff des Gemeinschaftsgefühles auch nicht als unklar oder verschwommen zu bezeichnen sein. Wir haben aber auch nicht diese Erkenntnis über alles zu werten und anzubeten, sondern wir können sie nur dankbar als Werkzeug gebrauchen, damit wir uns selbst und vielleicht auch andern helfen können, daß das Reich auch zu ihnen komme.

Umerziehung in der Schule.

Ein Gespräch.

Von FERDINAND BIRNBAUM, Wien.

Der Jüngere: Ihr Individualpsychologen behauptet, daß Ihr das Geheimnis in Händen habt, wie man schwererziehbare Kinder umerziehen könne. Ich bin Lehrer an einer öffentlichen Schule und ich muß gestehen, ich habe starkes Interesse, mich mit eurer Umerziehungstechnik in der Schule auseinanderzusetzen. Könnten Sie mir in ganz kurzen Worten das Allerwesentlichste eurer Technik mitteilen?

Der Ältere: Da ist es das beste, wenn Sie sich in eine unserer vielen Erziehungsberatungsstellen begeben und dort aufmerksam zuhören. Wenn Sie noch nebstbei ein paar Bücher lesen, werden Sie von selbst auf die Fährte kommen.

Der Jüngere: Das alles habe ich schon getan. Ich kann auch sagen, daß mir dabei der eine und der andere Fall in meiner eigenen Praxis klarer geworden ist. Ich will aber nicht verschweigen, daß ich mir von einer einmaligen Unterredung mit dem Kind und mit seinen Eltern nicht allzuviel verspreche.

Der Ältere: Da haben Sie natürlich durchaus recht! Ebendeshalb sind meine Freunde und ich im Einverständnis mit dem Gründer der Individualpsychologie daran gegangen, *innerhalb der Schule selbst* die Beratungstechnik durch eine Behandlungstechnik zu vervollständigen.

Der Jüngere: Ja, eben die Behandlung ist es, die mich interessiert.

Der Ältere: Bevor ich nun versuche, Ihnen eine Skizze dieser Umstellungstechnik zu entwerfen, möchte ich eine kleine Bemerkung machen. Wir sind Lehrer an einer öffentlichen Schule wie Sie und da wissen Sie ja, daß das Gesetz von uns vor allem die Erfüllung unserer Lehr-

verpflichtung fordert. Wir mußten daher darauf bedacht sein, möglichst ökonomische Formen zu finden, die ganze Behandlung möglichst zu rationalisieren.

Der Jüngere: Das kann ich sehr wohl verstehen. Denn, selbst gesetzt den Fall, Sie könnten mit einem großen Aufwand an Zeit und Mühe viel für Ihre eigenen Schulkinder erreichen, so hätte doch das ganze Experiment keine besondere Bedeutung für die Allgemeinheit, weil niemand Lust hätte, ähnliche Wege zu gehen.

Der Ältere: Dann können wir ja gleich auf die Sache selbst eingehen! Unser Erziehungsapparat besteht aus drei Teilen: aus der *Klassenbesprechung* für alle Kinder, aus der *Einzelbesprechung* und aus der *Elternbesprechung*. Die Klassenbesprechung findet alle Wochen einmal statt. Sie hat neben den administrativen Aufgaben vor allem den Zweck, eine Aussprache von Mensch zu Mensch anzuregen und dabei den einzelnen Fall ins Licht der Allgemeinheit zu rücken. Es ist klar, daß diese Besprechung auf den verschiedenen Altersstufen ein verschiedenes Gesicht zeigen wird. Immer aber trachten wir darnach, die verschiedenen sozialen Probleme der vergangenen Woche auf eine allgemein menschliche Basis zu projizieren. Wenn ich versuchen will, eine Grundformel für sie zu finden, so möchte ich diese so aussprechen: „*Es geht uns allen so!*“ *Wir alle* weichen von Zeit zu Zeit den Schwierigkeiten aus, denen wir uns nicht gewachsen glauben. *Jeder* Pubertierende hat manchmal das Gefühl, von der erwachsenden Generation nicht verstanden zu werden. *Keiner von uns* kann ehrlich von sich gestehen, daß er nicht schon einmal wie der Fuchs in der Fabel die zu hochhängenden Trauben für sauer erklärt hätte. Es handelt sich also um Menschenkenntnis im allgemeinsten Sinne. Dabei lassen sich selbst unterrichtliche Fragen in diesem Sinne nutzbringend behandeln. So haben wir z. B. einmal über richtige und unrichtige Lerntechnik gesprochen. Jeder von den anwesenden Lehrern übernahm nun die Aufgabe, ein ihm unbekanntes Kapitel aus einem fachfremden Lehrgegenstand aus einem Lehrbuch vor den Schülern „vorzulernen“. Dabei sahen die Schüler zweierlei: daß auch die Erwachsenen und Geschulten ihre Kraft einsetzen müssen und nicht gleich alles können, und daß die Überlegenheit des Erwachsenen vor allem darin besteht, daß er den Stoff mit einer besseren Methodik erfaßt.

Der Jüngere: Ich weiß nicht, ob ich recht habe, aber ich fürchte, daß bei einem solchen kameradschaftlichen Verkehr von Schülern und Lehrern die Disziplin verlorengehen könnte!

Der Ältere: Ich bin Ihnen für diesen Einwand sehr dankbar. Wir lehnen es auf das entschiedenste ab, mit jenen verwechselt zu werden, welche von den Kindern erwarten, daß sie imstande seien, von selbst aus dem Chaos zum Kosmos zu gelangen! Es fällt uns nicht ein, den Stab über jene zu brechen, die im Nebel ihrer Begeisterung vor Jahren solche Versuche gewagt haben; aber wir haben gelernt; von diesen und von uns selbst; und wir wissen, daß jede wirkliche Umstellung von Kindern zunächst die Anerkennung des Erziehers durch den Zögling voraussetzt. Noch mehr: wir sind heute aus allen Kräften bemüht, gerade auf diesem Gebiet (mein Freund *Spiel* hat es als das Gebiet der „Alphapädagogik“

bezeichnet) neue Techniken zu entwickeln! Aber wir wissen freilich ebensogut, daß wir mit den Mitteln der „Alphapädagogik“ allein vor den tieferen Problemen der Erziehung, vor der Umerziehungsaufgabe versagen müßten. Diese tieferen Probleme aber können nur gelöst werden, wenn wir eine Plattform der Aussprache finden, die es uns gestattet, individuelle Fragen auf die Basis des Allgemein-Menschlichen zu transponieren.

Der Jüngere: Wenn Sie die Bedeutung des disziplinären Faktors nicht leugnen, wie ich nach der Fama vermutet habe, kann ich viel leichter Ihren Gedankengängen folgen.

Der Ältere: Die Basis des Allgemein-Menschlichen ist es nun, auf der sich die eigentliche Umstellung abspielt. Die Apparatur kennen Sie nun ja schon: sie besteht aus der Einzel- und aus der Elternbesprechung. Nun kommt eine ganz wichtige Sache: das Ineinandergreifen der einzelnen Besprechungen. Sie dürfen nicht glauben, daß wir für eine einzelne Besprechung viel Zeit opfern. Ganz im Gegenteil: wir suchen den ganzen Vorgang in einzelne „Injektionen“ aufzulösen. Heute einige Minuten, in ein paar Tagen wieder einige Minuten; aber die zweite Injektion *in engstem Sinnzusammenhang mit der ersten.*

Der Jüngere: Was sprechen Sie in diesen Besprechungen mit dem Kinde?

Der Ältere: Das läßt sich kurz sagen: über seine Beziehungen zur Gemeinschaft. Ich enthülle ihm seinen geheimen Lebensplan; ich versuche ihn anzuregen, daß er selbst das Band finde, das seine einzelnen Verhaltungs- und Erlebnisweisen zu einer Einheit verknüpft.

Der Jüngere: Heißt das nicht Seelenzerfaserung betreiben? Ich will gar nicht leugnen, daß es Kinder gibt, die aus solcher Zerfaserung Nutzen schöpfen; aber ob sie allen unterschiedslos zum Heile gereichen mag, könnte man sicher bestreiten.

Der Ältere: Sie haben da wohl die Psychoanalyse vor Augen? Nein, wir betreiben keine Psychoanalyse! Wir lassen das Kind einfach draufkommen, daß es die unfairen Mittel, deren es sich bisher zu bedienen zu müssen geglaubt hat, nicht nötig hat. Wir sagen ihm aber auch; besser, wir lassen das Kind *selbst* die Versuchungen *entdecken*, durch die es auf die unfairen Mittel der Neurose oder der Kriminalität gekommen ist.

Der Jüngere: Dann will ich meinen Vorwurf der Seelenzerfaserung zurückziehen, frage mich aber, ob es nicht ein reines Theoretisieren ist, das Sie treiben.

Der Ältere: Dieser Fehlgriff wird bei einem alten Hasen der Individualpsychologie kaum mehr vorkommen. Es kommt darauf an, daß der Erzieher den wichtigen Rat *Alfred Adlers* befolge, auf die *gesamtseelische Antwort* des Kindes achtzuhaben! Nach *dieser* Antwort müssen wir uns bei den weiteren Injektionen richten. Im übrigen sind wir eifrigst bemüht, alles Gleichnismaterial heranzuziehen, das wir irgendwo vorfinden, selbst neue Gleichnisse zu bauen und vor allem graphische Darstellungen zu suchen, auf welche die Kinder erfahrungsgemäß leicht ansprechen. Wenn ich an einem entscheidenden Punkt des Gespräches zur Tafel gehe und dort eine *winzige Eins* und eine *riesige Null* hinwerfe, um

zu sagen, daß es einen kleinen realen Erfolg verächtlich beiseite lasse, um sich an einem großen Scheinerfolg zu weiden, so versteht mich der Junge meist sofort.

Der Jüngere: Und Sie glauben nun, daß mit einer solchen Illustration das Verhalten eines schwererziehbaren Kindes wirklich zu ändern sei?

Der Ältere: Das kann geschehen und ist schon öfter geschehen, als Sie vielleicht denken. Aber wir wissen sehr gut, daß die Regel anders lautet. Wir wissen, daß das alte unrichtige Verhalten aus einem langen, langen Training quillt, und daß auch das neue Verhalten erst ein Training erfordert. Mit Recht hat einer unserer scharfsinnigsten Mitarbeiter, Dr. *Neuer*, einmal gesagt: „Das ganze Leben ist Training". Wir leben jeden Moment für den nächsten; das Bezugssystem unseres seelischen Lebens ist die Vorstellung, die wir uns von der Zukunft gemacht haben. Im Begriffe des Trainings liegen zwei Elemente: das eine ist das Element der Wiederholung, das andere ist das *Element der Vorbereitung*. Was wir mit unseren Injektionen beabsichtigen, ist nicht so sehr, dem Kind etwas zu erklären, *sondern es zu einer Änderung seiner Sehweise anzuregen*. Von der Art, wie es seine Zukunft sieht, hängt alles andere ab. Seine Eigenschaften sind nur Schattenbilder, das erzeugende Licht aber ist seine Vorstellung von seiner Zukunft. Hat es viel Sinn, an den Schattenbildern herumzuwerken?

Der Jüngere: Wenn ich Sie recht verstehe, so hält man in Ihren Kreisen sehr wenig vom Training, wie man es sonst versteht, von der Gewöhnung etwa?

Der Ältere: Gewiß nicht! Aber das äußere Training muß mit dem inneren verzahnt werden. Ich will es Ihnen an einem Beispiel zeigen. Ich habe einmal einen sehr zornmütigen Knaben parallel mit dem Gange der Einzelbesprechungen in eine ganz sonderbare Rolle gestellt: er wurde von mir zum „Zornbeobachter" ernannt und erhielt die Aufgabe, die Zornausbrüche anderer Kinder genau zu verfolgen und nach einem gewissen Schema in die einzelnen Phasen des Ablaufes zu gliedern. Ohne den Zusammenhang mit den Einzelbesprechungen, *die sich selbstverständlich auf die ganze Persönlichkeit* — nicht etwa nur auf das Zornsymptom erstreckten —, wäre nur eine etwas abstruse Form äußeren Trainings erzielt worden. Durch den Zusammenhang mit den Einzelbesprechungen aber gewann der Junge gerade in seinem äußeren Training ein neues Mittel, sich selbst schärfer zu sehen und an sich zu arbeiten. Kurz gesagt, wir halten von dem äußeren Training gerade soviel als es dem inneren Assistenz zu leisten imstande ist. Sofern uns die Schattenbilder helfen, Schlüsse auf die Lichtquelle zu ziehen, halten wir sie in allen Ehren, an sich gelten sie uns — als Schattenbilder. Wenn Sie uns daher bei der Umstellungsarbeit beobachten, so werden Sie viel von dem finden, was Sie auch anderwärts sehen können. Da wird ein Bock zum Gärtner gemacht, ein schlampiger Junge zum Kastenordner bestimmt, dort wird ein wenig sozialer Jüngling zum Helfer eingesetzt u. dgl. mehr. Aber *wir erwarten uns von diesen neuen Rollen allein noch keine neuen Menschen;* alle diese Kunstgriffe pädagogischer Regie stehen *im Dienste des inneren Trainings*. Es kommt ja vor, daß einmal ein Mensch von selbst „mit seinen

höheren Zwecken" wächst; dann vollzieht sich eben das innere Training ganz in der Stille und Tiefe der Seele. Aber sehr oft wird der Mensch zurückscheuen, wenn man ihm nicht hilft, zu einer neuen Apperzeption zu gelangen.

Der Jüngere: Jetzt verstehe ich, — daß man die Technik Ihres Kreises so leicht mißversteht! Der oberflächliche Beobachter sieht nur, wie geredet wird und hört die Worte. Er kann sich nicht vorstellen, daß Worte wirken sollen. Ich fange an, das Geheimnis zu begreifen, das hinter den Worten steht: die ganze Art hat etwas mit einem Drama gemein.

Der Ältere: Es *ist* ein Drama, das da gespielt wird, und wenn Sie einen Titel, einen schönen, mythologischen Titel für dieses Drama haben wollen, so kann ich einen vorschlagen. Es ist ein umgekehrtes *Antäus-Drama,* das da gespielt wird. Die kraftgebende Erde, das ist die *Gemeinschaft;* und Antäus, nun, das ist der *Schüler,* der mit uns spricht. Es ist ein Antäus, der die Wunder seiner Erde noch nicht kennt; ja, einer, der ihrer Herrlichkeit in der Tiefe seines Herzens schon entsagt hat; ja, einer, der ihre Wunder gar nicht mehr kennen lernen *will!* Und indem wir vorgeben, ihn mit sich selbst bekanntzumachen, machen wir ihn mit den Kräften bekannt, die in der Gemeinschaft verborgen liegen.

Der Jüngere: Ich verstehe sehr wohl, was Sie sagen wollen; gestatten Sie, daß ich es in der Sprache der jüngeren Generation noch etwas anders fasse: Ihre erklärenden Worte und Ihre hineinstellende Regie sind nichts als Methoden, mit denen Sie den jungen Menschen *in den Stromkreis der Gemeinschaft* einzuschalten sich bemühen.

Geschichtsforschung und Individualpsychologie.

Ein Freiheitskämpfer von 1848 in individualpsychologischer Beleuchtung.

Von Dr. OSKAR MEISTER, Graz.

I.

Im Jahrgang 1933 der „Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark" habe ich das Lebensbild des österreichischen Achtundvierzigers und Philanthropen *Josef Leopold Stiger* gezeichnet, der in Akten und Zeitungsberichten jener Zeit häufig genannt wird. Wenn ich sein Dasein auch an dieser Stelle behandle, so geschieht dies, weil es die Richtigkeit individualpsychologischer Grundsätze klar hervortreten läßt, mehr noch, weil ich bei jener geschichtlichen Arbeit den Wert der Individualpsychologie in ungeahnter Fülle erkannte. Hierüber einige Bemerkungen:

Die Psychologie ist zur unentbehrlichen Hilfswissenschaft des Historikers geworden, seit Geschichte Höheres als kahle Aufzählung von Geschehnissen oder gar Jahreszahlen bedeutet, und auch Ursachen, Zusammenhänge, innere Verknüpfung der Ereignisse aufhellen soll. Hiezu müssen wir uns in das Denken, Streben, Meinen der Spieler des Welttheaters einfühlen. Der Geschichtspsychologie harrt eine besondere Auf-

gabe, weil sie ihre Objekte fast nie lebendig sieht, sondern aus erhaltenen Reden, Taten, Briefen (Handschrift), Berichten das Seelenleben aufschließen soll. Dies gelingt umso besser, je gründlicher wir zunächst am „lebenden Material“ Versuche übten und Erfahrungen sammelten. Solche Studien unternehme ich seit Jahren. Ihre vollbefriedigende Anwendung auf geschichtliche Persönlichkeiten gelang mir erst, seit ich *Alfred Adlers* Werk kennen lernte; das war, als ich der fast verschollenen Persönlichkeit *Stigers* nachging. Vorher hatte ich bestenfalls bei meinen geschichtlichen Arbeiten gefunden, *was* eine Person in bestimmter Lage gewollt hatte, und mich mit diesem Erfolge begnügt. Über den Werdegang dieses Wollens hat mich erst die Individualpsychologie unterrichtet; sie gab mir auch das Netzwerk, nach dem die bisher ziemlich unsystematische seelische Prüfung vorzunehmen war.

Stiger kam 1816 als Drittgeborener unter sechs Geschwistern im Hause eines angesehenen Grazer Arztes zur Welt, war nach eigener Angabe von Geburt „gemütsleidend“. Sein Vater heiratete als Siebziger kurz vor dem Tode zum zweitenmale. Damals zählte unser Held 30 Jahre und stand in der Auditoriatspraxis. Die Prüfung als Militärrichter hat er trotz neunjährigen Volontierens nicht abgelegt, dagegen an den Ereignissen des Jahres 1848 tätigen Anteil genommen, wofür er zu zehn Jahren Kerker verurteilt wurde. Vorher hatte er sich bereits durch Flucht in Sicherheit gebracht, lebte mehrere Jahre in Amerika und starb nach kurzer Rückkehr in die Heimat einsam und unbeweibt 1880 zu Zürich, bis zum Tode als politischer Schriftsteller tätig.

Während der Revolution, die den Höhepunkt seines äußeren Lebens darstellt, zählt er zu den lautesten Schreiern, verfaßt Flugschriften, betätigt sich im Vereinsleben, ohne jedoch zu wirklicher Gewalttat überzugehen. Ebenso war es ihm ungleich manchem Demagogen ehrlich um die Sache des Volks zu tun; was er sagte, das glaubte er auch, und unterstützte seine Partei durch große Geldopfer.

II.

Stiger war ein stark affektiver Mensch, ein Außenseiter der Gesellschaft, mit neurotischen Zügen. Was die Frage von Organminderwertigkeiten anbelangt, so sind wir auf Laienberichte angewiesen. Er selbst spricht an einer Stelle von Unterleibsleiden und muß 1847 inmitten großer familiärer Aufregungen eine Kur in Gräfenberg unternehmen. *Stiger* war der Liebling des Vaters und verlor diese Position später infolge geschwisterlicher und schwägerlicher Umtriebe. Wer denkt hier nicht an das verwöhnte Kind?

Als ihm der Vater die Gunst entzieht, steht *Stiger* zwar bereits im Jünglingsalter. Auf seine starke, durch Krankheit gesteigerte Empfindlichkeit hat aber der Umschwung selbst in jenem Alter nachteilig gewirkt, zumal ihm Folgen der einstigen Verzärtelung bis in die Mannesjahre angehaftet haben dürften. Während der erwähnten Familienstreitigkeiten, denen sich nach des Vaters Tode umständliche Erbschaftsprozesse zugesellten, steht er fast allein. Bloß die jüngste Schwester hält

zu ihm. Seinen Platz in der Sippe füllt er also nicht aus. Im Beruf kommt er ebensowenig vorwärts, nimmt häufig monatelangen Krankheitsurlaub. Der *Gesellschaft* steht er gleichfalls feindlich gegenüber, bekämpft schließlich Behörden und Gerichte, die seine Klagen und Beschwerden verwerfen, in umfangreichen, allerdings meist erfolglosen Schriftsätzen. Individualpsychologisch bedeutsam ist, daß damals, als ihm wegen Widersetzlichkeit gegen Amtsorgane sogar ein Kriminalverfahren droht, sein vorgesetztes Militärkommando den „gebildeten, ruhigen, ordentlichen, fleißigen und geschickten jungen Mann" nicht „durch eine gerichtliche Vernehmung kränken" will und bloß zu einer schriftlichen Rechtfertigung verhält. Zwar wird durch andere Aktenstücke belegt, daß *Stiger* dieses große Lob nicht oder wenigstens nicht immer verdiente. Allein der hier eingeschlagene Weg der *Ermutigung*, die hier seitens eines Vorgesetzten gezeigte Hilfsbereitschaft ist uns aus der individualpsychologischen Behandlung von Neurotikern wohl bekannt. Sein Geltungsstreben ist kräftig entwickelt. Was Wunder, daß er das Jahr 1848 als sehnsüchtig erwünschten Anlaß zur „Selbsterhöhung" betrachtet und *mitten aus der Gräfenberger Kur* nach Wien reist, wo die Märztage bereits begonnen haben. In neuer Zeit und neuer Gesellschaft hofft er sich durchzusetzen und der Umwelt zu zeigen, daß er die ihm zuteilgewordene Geringschätzung nicht verdient und er Mann genug ist, erlittene Unbill abzuzahlen.

Zwei Fragen drängten sich mir auf:

1. Wieso wurde der angehende Militärrichter ein Revolutionär? Sein Lebensstil drängte ihn auf diesen „Nebenkriegsschauplatz", wo er die ersehnten Kompensationen fand. Das uns wohl bekannte Risiko bildete gesellschaftliche Ächtung und Verstoßung (Urteil und Flucht). Der Drang nach *Isolierung* läßt sich schon früher nachweisen: Bei Eintritt in den Militärdienst hatte S t i g e r zufolge der unerquicklichen häuslichen Verhältnisse, die er nicht zu besiegen vermochte, um Zuteilung nach zwei weit entfernten Garnisonen angesucht!

2. Individualpsychologisch bedeutsam ist folgender Umstand: Dieser Mann, der vom Heldentum schwärmte, legte sich in seinen ichbetonten, selbstbewußten und selbstgefälligen Aufrufen mehrmals den nichts weniger als heroischen Decknamen *„Der kropfige steirische Jokel"* bei. Auf die richtige Spur bringt uns *Adlers* Beobachtung des „Kasperls", der durch Betonen seiner Mängel die Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Während der Revolution spielt er einigermaßen die Rolle des „A-dabei". Er erzeugt geschäftig Flugschriften, hält sich in der Nähe der eigentlichen Lenker auf, fehlt nirgends, wo es stürmisch zugeht. Dies befriedigt sein Geltungsstreben und seinen Beschäftigungsdrang, aber er bleibt beim Säbelrasseln; diese Tatsache verrät uns, daß er sich auf der „unnützlichen Seite" doch nicht allzuweit aufstellt, weil seine gesellschaftlichen Bindungen zwar gelockert, jedoch nicht zerrissen sind.

Wir sprachen davon, daß er im Beruf und in der Liebe versagte. Zu letzterem Punkte sei ergänzt, daß er ein Rückkehrsgesuch aus Amerika auch mit der Sehnsucht begründet, eine heimische Frau heimzuführen. Allein tatsächlich hat er sich niemals an ein Weib gebunden, weder dies-

seits noch jenseits des Ozeans. Er verehrt die Frau in edler Weise, schreibt Bücher zu ihrem Ruhme, unterstützt u. a. Miß *Beecher-Stowe* in ihrem Kampfe gegen die Sklaverei; allein immer bleibt ihm die Frau in idealer Ferne. Er fürchtet aus engerem Verkehr wohl für seine Freiheit und Überlegenheit. Wenn sein Zeitgenosse und Landsmann *Grillparzer* die Frage nach dem Grund des Hagestolzentums damit beantwortete, daß er sich „nit getraut" habe, so müßte der kühne Umsturzmann und Weltenwanderer *Stiger* auf gleiche Frage gleiche Antwort geben.

Dieses „Ich hab' mich nicht getraut" kennzeichnet auch *Stigers* Stellung zur Gesellschaft. Seine Kindheitserlebnisse, seine späteren Streitigkeiten machen ihn zum Außenseiter. Da gibt ihm wie manchem anderen der staatliche Umbruch Gelegenheit zu reichlicher Kompensation. Der neuen Gesellschaft, die erst im Werden ist und der er sich anschließt, befriedigt überdies seine sozialen Bedürfnisse und ihr bringt er Opfer. Ihm dient die Revolution auch nicht dazu, um sich „großzügig" vorhandener Verbindlichkeiten zu befreien. Noch aus Amerika ersucht er seinen Grazer Anwalt, eine kleine Schuld bei einem Grazer Schneider zu begleichen. Man kann hier fast an Pedanterie, Kleinlichkeit denken, wie sie auch in seinen Schriftzügen, in dem reichen Kleidervorrat, mit dem er zu den Oktoberkämpfen nach Wien reiste, angedeutet wird.

Ein bei allem rüden Gehaben vorhandener Edelmut, daneben eine aus den geschilderten Kindheitserlebnissen erklärliche Entmutigung hält ihn vor blutiger „Propaganda der Tat" zurück. Es ist kennzeichnend, daß der Akademiker aus vornehmem Hause sich zum Hauptwirkungsfeld nicht die Kreise gleichgebildeter Studenten, Advokaten, Ärzte aussucht, — hier verkehrt er nur gewissermaßen als Gast und spielt zweite Rolle — sondern die Arbeiter und Proletarier, mit denen er Vereine gründet, wo er kraft seiner Herkunft unbestritten Ansehen genießt und doch als Klassenfremder einsam bleibt. Dieser Drang, auch inmitten der Gesellschaft, auch bei genauer und kritischer Beobachtung sozialen und politischen Lebens ein Dasein für sich zu führen, haftet ihm zeitlebens an. Aus Amerika zurückgekehrt, wirkt er zu Graz durchwegs in Vereinen, die zur staatlichen oder kirchlichen Macht im Gegensatz stehen (Deutschkatholische Gemeinde — und auch hier im radikalen Flügel!, Arbeiterverein) oder wo ihm seine Kenntnisse zu überragendem Einfluß verhelfen (Verein für Auswandererfürsorge). Selbst dem Gebirgsverein schließt er sich, wie eine polizeiliche Note von 1872 erraten läßt, vornehmlich deshalb an, weil er hier Gelegenheit zu *einsamen* Gebirgswanderungen findet. Dagegen hören wir nichts von Beziehungen zum großen steirischen Musikverein, dem sein Vater bis zum Tode angehört hatte.

In Amerika studiert *Stiger* Medizin und wird Farmer. Eingewurzelt hat er sich in diesen Berufen ebensowenig wie in der neuen, einst begeistert gepriesenen Gesellschaft. Für die Schwierigkeiten, die ihm das Berufsleben bot, ist bereits bedeutsam, daß er selbst in der neuen Umgebung nicht in *einem* Stande ausharrte. Und obwohl er mit führenden Amerikanern wie mit deutschen Schicksalsgenossen verkehrt, bleibt er auch hier innerlich einsam. Sonst hätte ihn die Sehnsucht nach der einst wenig geachteten Heimat nicht so stark geschüttelt. Aber diese „Lehr- und Wanderjahre"

sind doch für *Stigers* Entwicklung unschätzbar. Sie wirken als „Ermutigung“ und führen ihn dadurch zur Gänze auf die nützliche Seite zurück, mag immer er zeitlebens die Masse meiden. Wieder ist es ein gesellschaftliches Gebrechen, die *Sklaverei*, die seinem Geltungsdrang Betätigung ermöglicht. Dieser Kampf führt ihn, wie angedeutet, in die beste Gesellschaft Amerikas. Dies und das Bewußtsein, für eine hehre Menschheitssache zu kämpfen, die Möglichkeit, seine guten Anlagen geschätzt zu finden, arbeiten mächtig an seiner „Resozialisierung“ im Sinne *Adlers*. Und wie mancher neurotische Schicksalsgefährte unter günstigen Umständen den Lebensausgleich in der Kunst oder Wissenschaft fand, so kompensiert *Stiger* seine gesellschaftliche Scheu und Untüchtigkeit mit der Philantropie. Dem Fortschritt und Heil der Menschheit dienen fortab seine zahlreichen Schriften. Sogar ihr Reinertrag ist meist für Wohlfahrtszwecke gewidmet. Die Individualpsychologie weiß, daß Schwache, Entmutigte oft gerne mit noch Schwächeren verkehren, weil sie hier ihr Geltungsstreben eher befriedigen können. Sie weiß ferner, daß dieser Verkehr mitunter auf eine Beherrschung, Unterdrückung dieser erwählten Umgebung herausläuft. Sie rühmt aber jene Fälle besonders, wo die Gefahr vermieden wird, wo der Verkehr ein Emporheben, Betreuen, Befürsorgen, „Helfen“ bedeutet. Zu diesem Ausgleich ist *Stiger* gelangt und darum mündet sein Tun und Trachten schließlich auf der nützlichen Seite. —

In der Anklageschrift vor dem Kriegsgerichte hieß es: „Unstreitig gehört *Stiger* durch seine Aufrufe und durch sein Wirken als Demokrat unter die Zahl der Aufwiegler, wenn auch unter die minder gefährlichen, ***weil ihm jene Persönlichkeit abging, durch die allein sich ein solcher Verbrecher zu höherer Wirksamkeit emporschwingen kann.***“ Diese wertvolle Kennzeichnung legen wir dahin aus:

Von Kindheit verwöhnt, vielleicht durch Organminderwertigkeit behindert, zählte *Stiger* nicht zu jenen, die den geraden Weg zur Höhe steigen, da er auch hier sozialer Verantwortung gegenüber der nun gewonnenen Umgebung auswich, blieb er eben im zweiten Gliede stehen. Durch glückliche Lebensumstände ermutigt, hat er jedoch später sein Geltungsstreben in einer Art betätigt, die ihm ermöglichte, auf der nützlichen Seite zu wirken, ohne dabe mit der Gesellschaft in nahe Berührung zu kommen. Die wirkliche körperliche Eingliederung in die Gemeinschaft ist ihm zeitlebens mißlungen. Das Vaterland ächtete ihn als Feind der Gemeinschaft, aus der Fremde jagte ihn das Heimweh zurück, in die Geburtsstadt zurückgekommen, trieben ihn nach wenigen Jahren angeblich die „Verhältnisse, an die er sich nicht mehr gewöhnen konnte“, in die Schweiz, wo er einsam starb. Diese Redensart richtig auszudeuten, hat uns *Alfred Adler* gelehrt. Es ist jedenfalls bedeutsam, daß *Stiger* auch während seines kurzen Grazer Aufenthaltes wie später in der Schweiz regen Briefwechsel mit verschiedenen Größen seiner Zeit, zumeist mit Schicksalsgefährten und anderen Politikern führte. Und der von Geburt an „Gemütskranke“ verübt schließlich gewissermaßen noch eine Bosheit, indem er ein unruhvolles, aber auch fruchtbares Leben, zwar schon im 64. Jahre abschließend, doch alle seine polizeilich wohlbeschriebenen und von solider Wohlhabenheit umgebenen Geschwister und Schwäger überlebt.

Das Gericht bezeichnete *Stiger*, wie wir hörten, als *Verbrecher*. Ich habe mir diese Qualifikation nicht zu eigen gemacht, jedoch wiederholt von seiner Tätigkeit auf der unnützlichen Seite des Lebens gesprochen. Dieses Urteil habe ich noch zu begründen. Denn nur Banausen reihen jedermann, der eine geltende Gesellschaftsordnung bekämpft, unter die Unnützlichen ein. Unnützlichkeit beginnt in einem solchen Fall erst dann, wenn Ziel und Beweggrund dieses Kampfes unsachlich und unsozial sind (Rachsucht, Herrschsucht, Machtgier) und wenn Mittel gewählt werden, die wir auch als sozial verwerflich bezeichnen müssen. Von diesen beiden Fehlern hat sich der Revolutionär *Stiger* nicht ganz freigehalten und darum dürfen wir neben das moralisch-juristische Urteil des Strafrichters die individualpsychologische Kennzeichnung der Unnützlichkeit setzen, die allerdings eine von jenem getrennte Kategorie bildet. Dies geht schon daraus hervor, daß für den Richter der Übergang vom Hochverräter zum Philanthropen, den wir schilderten, unverständlich bleibt, während er, individualpsychologisch betrachtet, eine natürliche Entwicklungslinie bildet.

III.

Der „Fall *Stiger*" bildet eine schlichte Bestätigung der *Adler*schen Lehre; die Anforderung, die ich an die Geduld meiner Leser stelle, läßt sich nur dadurch rechtfertigen, daß sich selten *aus Amtsakten* Leitlinie und Lebensstil einer geschichtlichen Persönlichkeit so klar verfolgen läßt, wie in unserem Beispiele. Freundesbriefe, Tagebücher, die sonst als persönlichere Urkunden eine Wesenheit aufhellen, standen mir nicht zu Gebote. Wenn seine Persönlichkeit sich dennoch so befriedigend erschloß, daß man geradezu von einem Schulbeispiel reden darf, ist dies der in ihrer Einfachheit und Tiefe unerreichten Methode *Alfred Adlers* zu danken. Aus inneren wie äußeren Mängeln hätten mir weder Vererbungslehre noch Psychoanalyse die Fragen beantwortet: Wieso wurde der Militärrichter zum Umstürzler? und: Wieso wurde der Umstürzler zu einem gesellschaftlich wertvollen Menschen?

Dem Individualpsychologen bietet unsere Untersuchung nichts Neues. Allein vielleicht kann ich diesen Zeilen einiges Gewicht verleihen, wenn ich aus ihnen einige allgemeine Bemerkungen über den Wert der Individualpsychologie für die Geschichte ableite.

Der Satz, daß die Weltgeschichte das Weltgericht sei, wird zum mindesten in dem Sinne angegriffen, daß der einzelne Geschichtsschreiber kein zuverlässiger Richter ist, weil er sich *für* oder *gegen* die geschichtlichen Personen befangen zeigt und daher Gunst- und Ungunst-Maß nach seiner Weltanschauung oder gar willkürlich verteilt. Der Vorwurf wird nie ganz verstummen, weil sich gewisse Dinge immer von zwei oder mehr Seiten betrachten lassen. Er verliert aber stark an Umfang, wenn wir eine wissenschaftlich zuverlässige, subjektiver Unsicherheit oder Selbstherrlichkeit entrückte Entwicklungs- und Wertskala finden. Die *Individualpsychologie* weist uns nun die Punkte, nach denen ein Mensch zu beurteilen ist, sie schenkt uns Einblick in geist-körperliches Werden des Menschen, vor allem aber in seine *Ziele*, die ja bei geschichtlichen Gestalten besonders wichtig

sind. Denn diese leben nicht in den Tag hinein. Sie setzen sich Ziele. Dieselben zu verstehen, heißt auch den Menschen verstehen. Daher ist die teleologische Richtung, die der Individualpsychologie innewohnt, wichtig, ja grundlegend für die geschichtliche Psychologie. Sie erklärt uns, was die einzelnen historischen Menschen anstrebten, warum sie sich gewisse Ziele steckten und auf der nützlichen oder unnützlichen Seite verwirklichen wollten. Die letzte Formel gibt uns sogar, die Grenzen einer Psychologie sprengend, Anhaltspunkte zur Bewertung *objektiver* Tatsachen und Ereignisse. Wieviel unnützer, zeitraubender, verbitternder Kampf wäre uns erspart geblieben, hätte sich beispielsweise die *Luther*-Forschung der Individualpsychologie bedient!

Indem unsere Lehre ferner so stark die Notwendigkeit und Bedeutung der Eigenarbeit des Menschen, die Möglichkeit seiner Ermutigung und Werterfüllung betont, bricht sie der in ihrer Unbegrenztheit bedenklichen Ansicht, daß nicht die Menschen die Geschichte machen, sondern bloß ein Spiel der Geschehnisse seien, gefährliche und den Tatsachen ins Gesicht schlagende Auswüchse ab.

Geschichtsforscher aller Zeiten beklagen es, daß die Menschen aus der Historie nichts lernen, daß sich verhängnisvollste Irrtümer in allen Jahrhunderten wiederholen und Not, Elend, Blutvergießen über die Erde bringen. Eine Ursache dieser traurigen Tatsache liegt darin, daß die Geschichtskunde es den Schülern nicht immer ermöglicht, klare Schlüsse vom Geschehenen auf das Gegenwärtige oder gar Künftige zu ziehen, und nicht immer deutlich zeigt, die Elemente, aus denen sich die *Vorzeit* zusammensetzt, seien in der *unsrigen* die gleichen, und jedes Jahrhundert biete, bloß in verschiedenem Rahmen und verschiedener Technik, wenigstens bis zur Stunde, das gleiche Bild.

Auch diesen Fehler mindert die Individualpsychologie. Sie zwingt zur *Ganzheitsbetrachtung des Menschen*, gestattet nicht, daß wir sein privates Leben vom öffentlichen trennen, bietet wunderbares Strahlen zur Durchleuchtung des letzteren. Sie lehrt, daß wir an *Julius Caesar* oder *Napoleon* den gleichen Maßstab legen müssen, wie an uns und jeden einzelnen unserer Umgebung — was aber mit öder Gleichmacherei, Selbstgenügsamkeit und Selbstüberhebung nichts zu tun hat; denn vor solchem Irrwege richtet das *Gemeinschaftsgefühl* in individualpsychologischem Sinne Verbotstafeln auf. Sie hält uns weiter — und das ist lebenswichtig! — vor *Über*wertung fremder Begabung, fremden Genies und Talentes wie *Unterwertung* des Ich ab. Auch diese Einstellung zu eigenem, wie fremdem Erbgut bleibt gleicherweise davon entfernt, fremde Tüchtigkeit herabzusetzen wie eigenes Ungenügen — um mit *Schiller* zu sprechen — den „unglückseligen Gestirnen" *(Wallenstein)* der Geburt, Veranlagung und des Schicksals zur Last zu schreiben.

Solch nutzbringende Geschichtsschreibung gelingt selbstverständlich nur dort, wo die Quellen entsprechend reich rieseln. Dies ist aber, haben wir einmal individualpsychologisch schauen gelernt, häufiger der Fall, als erstes Schürfen annehmen läßt. Wir müssen uns bloß angewöhnen, neben den pragmatischen Urkunden und Denkmälern jene zu suchen, die uns jenes pragmatische Geschehen psychologisch deuten; da uns *Adler*

keine Irrwege führt, sondern ein „eisernes Netzwerk“ bietet, nach dem sich unsere Arbeit orientieren kann, so stellen wir auch ohne Säumnis den benötigten wissenschaftlichen Apparat zusammen. Selbst wo dies nur mühsam gelingt, ermöglichen uns wenigstens manchmal die Einsicht, die wir in uns und unserer Umwelt gewannen, und die nieversagenden, überzeitlichen grundlegenden Erkenntnisse der Individualpsychologie, intuitiv das Wesensbild des Helden zu zeichnen. Da und dort bereitet uns der neue Weg einige Mühe, allein er ist nie ein Irrweg: Denn an seinem Ende ragt das Ziel, die Geschichte mit der Wirklichkeit verschmolzen, als lebensbrauchbare, volksverbundene Wissenschaft gefördert zu haben [1]).

Bis heute gilt *Carlyles* Heldenkult, den er in dem Buche „On heroes, hero-worship and the heroic in history“ (1841) predigt, weiten Kreisen als Evangelium der Geschichtsschreibung. Und doch wissen wir, daß der Verfasser ein *ein*seitiger Biograph war, der seine Gestalten höchst subjektiv betrachtete, bloß einzelne Züge und keine Ganzheit beobachtete und sich nicht in fremdes Denken einzufühlen vermochte. Lernen wir an seinen Unvollkommenheiten eine richtige, *individualpsychologische* Geschichtsschreibung [2])! Individualpsychologie will zunächst heilen, erziehen, bilden. Geschichte begnügt sich mit dem *Nach*bilden. Aber auch sie soll gleich jenem Fache eine Wissenschaft vom *Menschen* und nicht von toten Dingen sein. Gelingt ihr dies, dann schafft ihr Nachbilden auch wertvolle *Vor*bilder!

Individualpsychologie und positivistische Soziologie.

Von Dr. OLIVER BRACHFELD, Barcelona.

Wenn man die Frage nach den gegenseitigen Beziehungen zwischen Individualpsychologie und Soziologie überhaupt aufwerfen will, so muß man historisch und aus hoher Vogelschau verhältnismäßig weit zurückgreifen, um die ersten Anhaltspunkte zu finden: bis zum Begründer der positiven Soziologie, *August Comte.*

Nach einer allgemein verbreiteten Meinung hätte *Comte* der Psychologie keinen positiv-wissenschaftlichen Charakter zuerkannt und ihr in seiner Hierarchie der Wissenschaften keinen selbständigen Platz zugewiesen; er hätte die Psychologie durch die damals sehr populäre, heute aber als einen „wissenschaftlichen Roman“ (Blondel) abgetane Phrenologie *Gall's* ersetzen wollen. „In dieser Beziehung war *Comte* von sehr bestimmten Überzeugungen erfüllt“ — schreibt in seinem bekannten Buch *Wilhelm*

[1]) 1928 veröffentlichte ich in der „Zeitschrift für Geopolitik“ einen Aufsatz „Die Auswanderung gerichtlich Verurteilter im Lichte der Geopolitik“, der sich stark mit dem Jahre 1848 befaßte. Ich hätte ihn psychologisch sehr vertieft, wäre mir damals bereits *Alfred Adlers* Lehre eingehend bekannt gewesen!

[2]) Wie umgekehrt eine gute, das heißt psychologische Geschichtsschreibung die Individualpsychologie anzuregen vermag, zeigen u. a. die Besprechungen verschiedener Geschichtswerke, die in dieser Zeitschrift erschienen sind.

Ostwald (*August Comte*, der Mann und sein Werk, Leipzig, Unesma, 1914) —, nach denen er die Psychologie als besondere Wissenschaft überhaupt nicht anerkennen wollte. Für ihn waren die geistigen Phänomene Vorgänge, die vollkommen vergleichbar etwa den mechanischen Vorgängen der Muskeln oder den chemischen der Drüsen sind, und die deshalb keine besondere Stellung in dem System der Wissenschaften beanspruchen durften, jedenfalls keine andere Stellung als jene genannten Vorgänge, die jedermann der Physiologie zuordnet."

Nun, kein Geringerer als *Lévy-Brühl* hat es unternommen, *Auguste Comte* von diesem schweren Vorwurf der Verachtung der Psychologie reinzuwaschen, umsomehr, als — wie er bemerkt — „nicht nur die zeitgenössische Soziologie, sondern auch wissenschaftliche Psychologie gewissermaßen aus ihm hervorgegangen ist" *(La Philosophie d'Auguste Comte).* Er sucht uns auch davon zu überzeugen, daß die *Gall*sche Phrenologie in den Gedankengängen *Comtes* bloß dazu berufen war, eine provisorische Rolle zu spielen: „die Rolle einer provisorischen Brücke, welche die positive Philosophie über den Abgrund zwischen der Biologie im engeren Sinne des Wortes und der Soziologie weghelfen soll. Sobald sie auf die andere Seite hinübergelangt ist, bricht die Brücke zusammen" (op. cit. S. 233). War dieser Brückenschlag im entschieden *biologisch* orientierten *Cours de philosophie positive* noch unumgänglich, so gelangte *Comte* in seiner späteren *Politique positive* zu einer gänzlich verschiedenen Auffassung, zur Forderung einer ihrem Wesen nach *soziologisch* eingestellten Psychologie, die nur *in zweiter Linie* auch die Biologie zu Worte kommen lassen soll. Denn, sagt *Comte*, woran es der Psychologie bisher gefehlt hat, waren nicht so sehr die ziemlich exakten Lokalisationen, sondern vielmehr eine vertiefte Analyse der intellektuellen und der seelischen Phänomene. Die konnten aber bisher ohne soziologische Kenntnisse nicht in Angriff genommen werden; „erst die Soziologie ist diesen höheren Funktionen gegenüber kompetent". Das fundamentale Prinzip einer positiven Seelenlehre erblickt er in einer *„inspiration sociologique contrôlée par l'appréciation zoologique"*. Die Lehre vom Gehirn und die Lehre von der Seele sollen nunmehr nicht *simultan* sein, erklärt er; die Psychologie soll ans Werk gehen ohne die Disposition des zerebralen Apparats mit in Betracht zu ziehen: *sans aucun égard à la disposition de l'appareil cérébral.* (Vgl. *Polit. posit.* Bd. I, 670—672.)

Diese *Comte*sche Forderung einer im wesentlichen *soziologisch* orientierten Psychologie, die auf die Heranziehung der Biologie und der Physiologie bis zu einem gewissen Grade verzichten kann, mußte lange Zeit hindurch ein platonischer Wunsch bleiben, bis sie endlich von *Alfred Adler* zum ersten Mal erfüllt worden ist. Die Entwicklung der *Adler*schen Ideen von der biologisch orientierten *Studie über Minderwertigkeit von Organen* bis zu seinem heutigen Standpunkt verlief mit der Entwicklung der *Comte*schen Ideen ganz parallel. Die Individualpsychologie überläßt die Probleme der Lokalisation und alles, was das Zustandekommen der psychischen Phänomene anbelangt, die *Comte*sche Forderung erfüllend, den anderen psychologischen Wissenschaften; sie fragt nicht mehr, wie z. B. der Akt des Sehens zustandekommt, oder z. B. wie ein Traum zustandekommt:

sie beschäftigt sich bloß damit, was wir im menschlichen Relationsleben mit dem Sehen anfangen, was wir mit dem Traume bezwecken. Das Leben ist für uns, wie für *Comte*, eine „Interaktion" des Organismus und des Milieus; wie für ihn, so besteht auch für uns das Seelenleben in der Beziehung zwischen Individuum und Umwelt. Auf den grundsätzlich sozialen Grundcharakter der drei *Adler*schen Lebensprobleme wurde mehr als einmal hingewiesen; selbst die von der Psychoanalyse als sexuell verkannte „Ödipus-Phase" vermögen wir sozial zu deuten.

Damit sind wir aber noch längst nicht zu Ende, was die Anrührungspunkte der Individualpsychologie mit der positiven Soziologie *Comte*'s anbelangt. Daß die Weiterführung der *Comte*schen Gedanken auf dem Gebiete der Pädagogik einen *Lafitte* z. B. schon zu individualpsychologisch anmutenden Äußerungen gebracht hat, wollen wir hier gänzlich außer acht lassen; auf den altruistischen Tendenzen der Individualpsychologie — *Comte* hat ja bekanntlich das Prinzip *„vivre pour autrui"* und sogar das Wort „Altruismus" geprägt — wollen wir ebenfalls nur kurz hinweisen. Wichtiger erscheint uns der Begriff des *consensus* bei *Comte*, den wir in unserer Terminologie mit „Leitlinie" wiedergeben können; der Begriff des „organischen *consensus*" dürfte *Comte* dem großen *Claude Bernard* entlehnt haben. Mit der Biologie erscheinen notwendigerweise die Begriffe des *consensus*, der Hierarchie, des Milieu, der Daseinsbedingungen, der dynamischen Zustandbeziehung zwischen Organ und Funktion. Mit einem Wort, von *einem* isolierten biologischen Phänomen zu sprechen, das hat keinen Sinn. *Ein* isoliertes biologisches Phänomen gibt es überhaupt nicht. Es kann nur aus dem Zusammenhang mit den anderen Phänomenen des Lebewesens heraus verstanden werden. Im Gegensatz zu dem, was sich auf dem Gebiete des Inorganischen abspielt, sind die Teile nur aus der Idee des Ganzen verständlich (vgl. *Lévy-Brühl*, S. 199). *Alfred Adler* hat diese biologische Ganzheitsbetrachtung, die ja auch bei den heutigen Neovitalisten wiederkehrt *(Driesch, Rignano)*, mit dem Begriff des psychologischen *consensus*, mit dem Begriff der Leitlinien notwendig und glücklich ergänzt.

Wenn wir noch auf den *melioristischen* Grundcharakter der beiden Disziplinen hinweisen, so sind wir mit unseren Ausführungen über die Beziehungen zwischen Individualpsychologie und positivistische Soziologie zu Ende. Auch die *Adler*sche Lehre ist charakterisiert durch den von *Comte* geprägten Grundsatz: *savoir pour prévoir, prévoir pour prévenir*. So kann es also nicht genügen, wenn man nach den wissenschaftstheoretischen Wurzeln der Individualpsychologie fragt, auf *James*' Pragmatismus und auf die Philosophie des „Als ob" *Vaihingers* hinzuweisen, wie es m. W. besonders in den Arbeiten einiger Londoner Freunde der Individualpsychologie früher geschehen ist; der *positive* Sinn der *Adler*schen Lehre soll ebenfalls hervorgekehrt werden.

Kind der Krise.

Von Dr. ALICE FRIEDMANN, Wien.

Bericht an den Hausarzt und die Schule in der Heimat nach dreijähriger individualpsychologischer Erziehung.

Als Mary 11½ Jahre alt nach Wien kam, war sie keineswegs reif, eine Mittelschule zu besuchen. Doch konnte man keinen Erfolg davon erhoffen, sie mit den Kleinen in eine Elementarschule zu schicken und ihr Minderwertigkeitsgefühl in der neuen Umgebung von neuem zu fixieren. Es war unsere Überzeugung, sie auf jeden Fall einen Unterricht nehmen zu lassen, der ihrem Alter entsprach. Da sie kein Wort Deutsch kannte, bauten wir darauf, es würde die Zeit, um sie etwas Deutsch zu lehren, auch genügen, um die ärgsten Lücken in ihrer Vorbereitung auszufüllen. Und tatsächlich ist ein gut Teil ihrer Fortschritte darauf zurückzuführen, daß sie ein normales Schulleben mit den Anforderungen aller Kinder führen konnte und Kameraden ihres Alters hatte, was zu Hause infolge ihrer Entwicklungsrichtung nicht der Fall gewesen war. Ihre Zeugnisse wurden zwar nicht besonders gut, aber ihre Lehrer stimmten mit uns darin überein, daß sie ihr Augenmerk mehr auf den Erfolg im allgemeinen gerichtet hielten als auf die Tatsache, daß Mary das Niveau der Klasse nicht erreichte. Und so betonen auch die letzten Berichte aller Lehrer nach drei Jahren Aufenthalt in Wien den Fortschritt im großen und ganzen.

Mary war — Mary ist in mancher Hinsicht noch — was wir einen Bluffer nennen. Erscheinung, Auftreten, erster Eindruck sind blendend. Sie gewinnt sehr leicht Kontakt, sie verwüstet ihn aber sofort, wenn der geringste Umstand ihr zeigt, sie werde die Rolle nicht spielen können, die sie verlangt. Das ist auch der Grund, warum sie es vorzog, mit jüngeren Kindern zusammen zu sein, mit Babys und Tieren. Dieses Überlegenheitsstreben war es hauptsächlich, das sie damals mit 11 Jahren zu sexuellen Versuchen verlockt hatte. Eine tiefe Begründung für ihr Gefühl der Zurücksetzung ist es, daß sie seit früher Kindheit weiß, ein Adoptivkind zu sein und niemandem zuzugehören, wie sie sagte. Das soll kein Vorwurf für die Eltern sein. Die Aufgabe, die sich gestellt hatten, war zu schwer. Die Mutter ist eine ausgezeichnete Frau, aber zu genau und zu ehrgeizig, der Vater scheint trotz seiner Beliebtheit weniger Einfluß auf die Kinder zu haben. Der ältere Bruder steht viel mehr in der Sonne, besonders in der Liebe der Mutter — auch ein Hindernis in Marys Entwicklung. Übersehen wir nicht, daß auch der Bruder, mit Mary keineswegs verwandt, intelligent, im selben Milieu aufgewachsen, ein sehr schlechter Schüler ist. Das kann als Beweis dafür gelten, daß diese Umgebung nicht geeignet war, die Kinder zum Lernen zu ermutigen. Die Eltern, speziell die Mutter, scheinen zu wünschen, daß diese angenommenen Kinder, für die sie so viel getan haben (und dieses Verdienst ist unbestritten) Muster sein mögen. Und Mary hatte das Unglück, sich in den ersten Jahren langsamer zu entwickeln. Sie konnte dann nicht mehr aufholen. Sie konnte keine Ermutigung dazu finden. Ein großes Hin-

dernis war ihr anziehendes Äußere. Es gab ihr den Eindruck, daß sie zu nichts Ernsterem gut genug sei als durch ihre Erscheinung zu bluffen. Ihre Umgebung und ungeschickte Pädagogen fixierten sie in dieser Auffassung. Schließlich war ihr Verhalten feindlich wie unter Feinden. Ihre größten Mängel waren damals ihr großer Rückstand in der Schule, ihre hemmungslose Neigung zu lügen und auch zu stehlen. Meine Ausführungen versuchen eine teilweise Erklärung.

Die Frage, ob ein normal begabtes Kind so zurückbleiben könne, daß es bis fast zu zwölf Jahren nicht lesen kann, ist sehr interessant. Aber schließlich hat sie in Wien lesen gelernt, sogar Deutsch lesen. Ihr Deutsch war, als sie uns verließ, ungefähr so gut wie ihr Englisch als sie kam, aber entschieden erwachsener, denn sie hatte viel mehr Erfahrungen. Jetzt liest sie englisch ganz gut und hat einige Kenntnisse in Mathematik und Geographie erworben, für die sie ein natürliches Interesse zeigt gegenüber der Wildheit und Willkür ihrer Vorstellungen von früher. Auch im Singen und in den Handfertigkeiten hat sie ein gewisses Niveau erreicht. Die erwähnte Willkür und Wildheit war nicht nur für ihre wissenschaftlichen Vorstellungen bezeichnend, sondern für die ganze Person. Das ist so weit überwunden, daß wir alle den Eindruck haben, sie werde jetzt auch zu Hause eine Schule besuchen können, die nicht zu ehrgeizig ist und sich damit zufrieden gibt, daß sie überhaupt Fortschritte macht. Glauben Sie nicht, daß die Bedingungen in Amerika für Kinder, welche anfangs durch eine langsame Entwicklung zurückbleiben, vielleicht zu hart sind? Ich habe schon öfter solche Fälle gesehen.

Mary hat jetzt vor allem viel mehr Selbstvertrauen und Selbsterkenntnis. Das zeigt sich z. B. im Sport, worin sie ein ausgezeichnetes und vielseitiges Training besitzt. Und früher war sie keine besonders mutige Schwimmerin. Sie ist noch immer lügnerisch. Aber sie lügt nicht mehr gar so viel. Im Gegenteil hat sie jetzt manchmal die Neigung, die Leute durch die Wahrheit zu verblüffen und ihre eigenen Fehler zu verkündigen. Es ereignete sich noch während des ganzen ersten Jahres, daß sie Dinge entwendete. Aber wir sind in der Lage zu erklären, daß das seither nicht der Fall ist. Das allein wäre nicht genug, wenn nicht der ganze Stand der psychologischen Verhältnisse zeigte, daß sie von der kriminellen Laufbahn, die eines Tages doch zu befürchten gewesen wäre, zu anderen Zielen abgelenkt ist.

Unsere Art, mit ihr umzugehen, war, keine bestimmten Pläne und Vorsätze zu zeigen, sondern mit dem kleinsten positiven Ergebnis auf irgend einem Gebiet zufrieden zu sein. Wir waren nicht immer darauf aus, ihre Fehler anzunageln und zwangen sie nicht, die Wahrheit zu sagen, wenn sie Lügen erzählte. Es wurde mehr im allgemeinen über die verschiedenen Probleme gesprochen und versucht, das Verständnis für die Fragen des menschlichen Zusammenlebens zu wecken. Wir erhofften uns nichts von irgend einer Art von Strafe. Der erste Schritt, das Stehlen aufzugeben, war so, daß sie zu erzählen begann, wenn sie gestohlen hatte. Es ist sehr wichtig, sie als eine Erwachsene zu nehmen und sie sorgfältig in acht zu nehmen, ohne sich etwas anmerken zu lassen. Man muß sie nicht immer allein ausgehen lassen und sie faßt das

auch als eine Art von Vernachlässigung auf. Mit immer größeren Anforderungen an die Umgebung wird sich jetzt die sexuelle Frage erheben, worin sie ihre festen Vorstellungen schon hatte, als sie nach Wien kam. Wir trachteten immer, ihre Freunde einzuladen und ihr in der Tanzstunde und anderwärts männliche Gesellschaft zu geben. Die Gefahr ist natürlich, daß auf diesem Gebiet die einzige Erfolgsmöglichkeit von ihr gesehen wird, ohne daß ihre bisherigen Vorbereitungen zu einer Lösung ausreichen. Und nur das Bewußtsein, daß sie in einer guten, aber auch sehr hilfreichen Umgebung lebt, wird Mary aufrecht erhalten. Sie zu isolieren, wäre von großem Schaden.

Es ist zu erwägen, ob es für sie und ihre Familie gut ist, sie zu Hause zu halten. Sie braucht sehr humane Ideen und Verständnis um sich. Sie stellt eine enorme Aufgabe dar, wenn sie auch kein hoffnungsloser Fall ist. Mit Humor, und wenn sie fühlt, beliebt zu sein, ist sie viel leichter zu nehmen. Doch muß man sie an den ernsten Fragen des Lebens teilnehmen lassen, sie hat für das Leben eine Art Talent. Es ist sehr wichtig, freundlich zu ihr zu sein, aber keineswegs schwach. Sie versteht intelligente Begründungen und hat eine Vorliebe für Erklärung. Sie gehört zu jenen Jugendlichen, welche durch ihre eigene Unzulänglichkeit sich stark betroffen fühlen. Sie brauchen eine hilfreiche Umgebung und bessern sich, sobald sie in eine unabhängige Position gelangen. Die Frage, ob es sich doch um eine Art Schwachsinn in diesem Falle handle, tritt zurück vor der Notwendigkeit, sie vorwärts zu bringen. Ich glaube, Mary wird einen Beruf ohne besondere Ansprüche erfüllen können. Vielleicht wird sie ihre ausgezeichneten sportlichen Fähigkeiten verwerten oder ein gewisses Organisationstalent, das sie öfter zeigt. Ihr Hauptinteresse ist den Sensationen der Freizeit zugewendet. Sicherlich spiegelt sich in diesem Charakter unsere kritische Zeit. Ihre Gesinnung ist eine Frucht der Wandlungen in der Rolle der Arbeit, der Auffassung der Liebe und Gesellschaft, des Schwankens und der Unsicherheit alter und neuer Werte.

Buchbesprechungen.

Dr. ALFRED ADLER: *Der Sinn des Lebens.* 1933. Verlag Dr. Rolf Passer, Wien. 205 Seiten.

Dieses neueste Buch unseres großen Lehrers und Freundes ist, abgesehen von seinen grundlegenden Werken und neben „Religion und Individualpsychologie“ und „Menschenkenntnis“ sein schönstes, größtes und zugleich persönlichstes Geschenk an seine Schüler. Seine seit mehr als zwanzig Jahren immer und immer wiederkehrende Auseinandersetzung mit dem Sinn des Lebens erscheint uns hier in einer bisher unerreichten Gedankenhöhe, in den herrlichsten, reifen, vollen Tönen, in Farbe und Tiefe wunderbar, in Form einfach und grandios, wie die majestätischen Werke *Beethovens.* Was er uns über das Gesetz des Menschenlebens sagt, die Worte, mit denen er uns den Sinn der Kooperation als des einzigen Weges, der zur Unsterblichkeit führt, darstellt, sollten an der Spitze der bedeutendsten Gesetzestafel aller Völker stehen. „Was geschah mit jenen Menschen, die nichts zum Wohle der Allgemeinheit beigetragen haben? Die Antwort lautet: sie sind bis auf den letzten Rest verschwunden. Nichts ist übrig von ihnen.

Sie sind leiblich und seelisch ausgelöscht. Die Erde hat sie verschlungen. Es ging mit ihnen, wie mit ausgestorbenen Tierspezies, die keine Harmonie mit den kosmischen Gegebenheiten finden konnten."

Die Wucht der Argumente, die *Adler* auf Grund seiner Erfahrungen, als Seelenarzt und als einzig dastehendes Genie der Menschenkenntnis, zur Begründung dieses „grausamen Gesetzes" aneinanderreiht, ist unwiderstehlich. Sie alle dienen dem Zwecke, uns die Einsicht näherzubringen, daß es einen Fortschritt der Menschheit, des Individuums wie der Masse, eingebettet in den großen, ewigen Strom der Evolution, nur auf dem Wege des aktiven Gemeinschaftsgefühls gibt. Es ist unmöglich, vom Reichtum dieses Buches auch nur ein blasses Bild zu geben. Jede Seite, jeder Absatz bringt neue und wieder neue Aspekte zum Verständnis der Tatsachen und der Mängel des Gemeinschaftsgefühls, zu dem Endziel: daß der Mensch Gemeinschaftsgefühl äußern soll, wie Atmen. Bis dahin — sagt *Adler* — bleibt nichts übrig, als diesen notwendigen Lauf der Dinge zu verstehen und zu lehren. Diese Aufgabe hat sich die Individualpsychologie gesetzt.

In noch stärkerer Betonung, als in „Religion und Individualpsychologie" wiederholt hier *Adler* seinen Standpunkt moralischen, religiösen oder politischen Anschauungen gegenüber: „Ich würde jede Strömung als gerechtfertigt ansehen, deren Richtung den unwiderleglichen Beweis liefert, daß sie vom Ziele des Wohles der gesamten Menschheit geleitet ist. Ich würde jede Strömung als verfehlt erachten, die diesem Standpunkt widerspricht oder durchflossen ist von der Kainsformel: „Warum soll ich meinen Nächsten lieben?" In unvergeßlichen Sätzen verficht *Adler* die Wahrheit der wissenschaftlichen Erkenntnisse der Individualpsychologie, als eines direkten Versuches, das Gemeinschaftsgefühl als Erkenntnis stärker zu entwickeln, um den Sinn des Lebens verwirklichen und dem „grausamen Gesetz entgehen zu können. Die unerhörte Fülle seiner praktischen Feststellungen, Ratschläge und Hinweise, ist nicht weniger überwältigend, als die innere Dramatik dieses Buches. Die Stellen, wo er von der Neigung der Kinder zur Kooperation spricht, wo er die Quellen des Lebensmutes aufdeckt und die Wege eines richtigen Trainings zeigt, sollte jede Mutter lesen. Das ganze Buch aber gehört der Jugend, die daraus lernen möge, in die Zukunft zu reichen.

Dr. *Ladislaus Zilahi* (Wien).

Dr. J. C. YOUNG: *Individual Psychology, Psychiatry, and Holistic Medicine.* The C. W. Daniel Company, London, 46 Bernard Street. 64 Seiten.

Das 11. Heft der von The Medical Society of Individual Psychology, London, herausgegebenen Individual Psychology Pamphlets bringt zwei sehr interessante Arbeiten *Youngs:* Die Unfruchtbarkeit der modernen Psychiatrie und Individualpsychologie und holistische Medizin.

Im ersten Artikel setzt sich Young theoretisch mit den Psychiatern und Neurologen auseinander, deren Hauptarbeit darin bestehe, die Krankheiten zu klassifizieren, ohne zu versuchen, dem Inhalt des vom Kranken gebotenen Zustandsbildes auf den Grund zu kommen; er sieht nur in der Individualpsychologie mit ihren Forderungen der sozialen Einordnung die Möglichkeit, nicht nur den psychisch Kranken zu helfen, sondern vor allem die psychische Erkrankung zu verhindern.

Der zweite Artikel nimmt seinen Titel vom Buche *Smuts':* Holism and Evolution; nur im Rahmen einer Ganzheitsbetrachtung ist Entwicklung möglich. Diese Ganzheitsbetrachtung, die aber in der Medizin infolge der ungeheuren Spezialisierung fast durchwegs vernachlässigt wird, ist im Falle einer Erkrankung unbedingt nötig, da mit der Organbehandlung meist nichts erreicht, vielfach sogar geschadet wird.

Young berichtet einige sehr interessante Fälle von Colitis mucosa und Epilepsie, die jahrelang in medikamentöser Behandlung standen, ohne daß auch nur der leiseste Erfolg zu verzeichnen gewesen wäre, während die Patienten, als sie erst einmal nach ihren privaten und familiären Umständen gefragt wurden, sehr erstaunt waren, daß bisher niemand darauf Gewicht gelegt hätte. Er druckt auch einen Brief ab, den er nach einer Studienreise nach Wien an einen hiesigen Kliniker schrieb, an dessen Abteilung er zu arbeiten Gelegenheit hatte, und macht ihn anläßlich eines Falles schwerer Colitis mucosa auf die psychische Beeinflußbarkeit der Erkrankung

durch individualpsychologische Behandlung aufmerksam, was der Kliniker bestens dankend eingesehen hat und akzeptieren zu wollen versprochen haben soll.

Dr. *L. Sicher* (Wien).

J. S. HALDANE, C. H., F. R. S.: *Die philosophischen Grundlagen der Biologie.* Donnellan-Vorlesungen, im Jahre 1930 an der Universität Dublin. Ins Deutsche übersetzt von Dr. phil. *Adolf Meyer*, 72 Seiten. 1932, Prismen-Verlag G. m. b. H., Berlin W 10.

Die Beziehungen der physikalischen zu den biologischen Wissenschaften sind entweder geleugnet worden — Vitalismus — oder aber sie wurden so verstanden, daß es uns gelingen müsse, einmal die Vorgänge des Lebens aus den Gesetzen der Physik und Chemie restlos zu erklären. *Haldane* steht auf einem dritten Standpunkt. Er hält die Biologie für die umfassendere Wissenschaft und die Physik nur für einen vereinfachten Spezialfall der Biologie. Dazu führt ihn vor allem die Definition des Lebens als Axiom der Biologie. Denn hier sind die sonst so einfachen Wirkungen und Gegenwirkungen, wenn man sie als ein Ganzes betrachtet, so aufeinander bezogen und zueinander koordiniert, daß dasjenige, das in den Organismen als Struktur erscheint, *aktiv aufrechterhalten wird.* Alle Phänomene des Lebens können daher nur als Änderungen der *Einheit und Ganzheit* des Lebens des Organismus betrachtet und begriffen werden. Wenn man nun schon sieht, daß man keinen Lebensvorgang isoliert untersuchen kann, so ist weiters daran zu denken, daß jedes lebende Individuum mit seiner Umwelt — sei sie belebt oder unbelebt — in stetigem, gegenseitigem Anpassungsverhältnis steht, so daß, um es übertrieben auszudrücken, jedes Lebewesen den ganzen Kosmos umfaßt. Daher denn auch die Superiorität der Biologie über die Physik.

Haldane geht nun der Frage an einem Beispiel näher, indem er zeigt, wie die scheinbar so einfachen physikalisch-chemischen Vorgänge bei der Atmung in Wahrheit wegen ihrer Eigenschaft der Selbsterhaltung und Selbstregulierung auch wieder nur als Teil der Ganzheit und Einheit des Individuums selbst und des Individuums mit der Umwelt zu begreifen sind. So wie Physik und Chemie daher nie ausreichen, die Biologie zu erklären, reicht aber auch die Biologie nicht hin, die Welt zu erklären, so weit sie „psychologisch" verstanden werden muß. Denn auch hier ist immer eine Ganzheit tätig, die nicht als Summe von Reflexen erfaßt werden kann. So wie das Leben auf einer dauernden Anpassung zwischen Organismus und Umwelt beruht, so daß die Einheit des Lebens erhalten bleibt, so ist Personalität ein Ausdruck für ein sich *aktiv* behauptendes Interesse, wobei Wahrnehmung von bewußtem Wollen nicht zu trennen ist. „Die Welt der Psychologie ist die Welt des Interesses und der Werte." So sehr auch in der Psychologie die „Ganzheit" des Organismus und seine Einheit festzuhalten ist, so geht doch das Interesse, das unsere Erfahrung einigt, über das individuelle Interesse hinaus. „In der Gemeinschaft mit anderen sind unsere individuellen Interessen durch die Existenz dessen, was wir als Wahrheit, Recht und Schönheit anerkennen, überwunden." Gerade in der Erkenntnis dieser fundamentalen Tatsache sieht *Haldane* den Ausdruck für unser Wissen um Gott, der in uns existiert und gegenwärtig ist. Wir realisieren unsere Persönlichkeit in dem Streben nach Wahrheit, Güte und Schönheit und verwirklichen so die Gegenwart Gottes in uns. Gott ist aber nicht etwas außer dem Universum Tätiges, sondern ist in ihm, und alles Geschehen, alle Entwicklung, aller Fortschritt ist nichts anderes als die Offenbarung der ewigen Schöpferkraft Gottes.

Prof. Dr. *Harry Sicher* (Wien).

G. DE LOVERDO (Athen): *Directives d'Hygiène Mentale.* (Richtlinien für die psychische Hygiene.) Action et Pensée, 1933, 4.

Ein kurzes, aber recht interessantes Essay über Kindererziehung, wobei der Autor allerdings mehr-minder nach behavioristischen Prinzipien vorgeht. Wichtig erscheint aber seine Überzeugung, daß seelische und körperliche Gesundheit bei Kindern nur erreichbar sind, wenn zwei Eigenschaften gepflegt werden: Selbstvertrauen und Begeisterung (womit den Ausführungen nach Interesse gemeint ist). In der Erziehung muß also besonders darauf geachtet werden, daß die Kinder nie herabgesetzt und nicht entmutigt werden. Ebenso wichtig erscheint es mir, daß *Loverdo* ausdrücklich betont, daß man

vor Kindern niemals sich der Mutlosigkeit und dem Pessimismus hingeben darf, wenn man in sie nicht den Keim zur Verzweiflung legen will. (Gerade dieses Verhalten der Erwachsenen schafft heute, wie jeder, der sich mit Kindererziehung beschäftigt, aus trauriger Erfahrung bestätigen kann, den schweren Pessimismus der Kinder, die deshalb unter Vorwegnahme der ihnen später erst zustehenden Genüsse, insbesondere der Sexualität, in schwere Konflikte geraten. Ref.). Verfasser betont auch, daß der Eintritt in die Schule, der erste Schritt in die Gemeinschaft, das Kind zwingt, sich der Gesellschaftsmoral anzupassen. *Loverdo* wehrt sich auch dagegen, daß Geld als Wert neben die wirklichen Werte gestellt wird.

Würde die richtige Erziehung einmal durchgreifen, so könnte es endlich zu einer richtigen Verständigung und Wertung der verschiedenen Menschen und Nationen kommen.

Wie zu ersehen, viel Individualpsychologie, ohne deren Nennung!

Dr. *L. Sicher* (Wien).

MARIANO J. BARILARI und FELIX ASNAOUROW: *Sintonopsiquia y Neurosis.* Revista Medica Latino-Americana, 1932, 206.

Unter Syntonopsychie verstehen die Autoren den Kontakt zwischen Arzt und Patient, der selbstverständlich hergestellt sein muß, wenn die gemeinsame Arbeit der Behandlung geleistet werden soll. Dazu ist es notwendig, sich selbst vollkommen in der Hand zu haben und es zu verstehen, sofort den somatischen Typus des Patienten (Sympathikotoniker, Vagotoniker etc.) zu erfassen, ebenso alle praktischen psychotherapeutischen Methoden zu beherrschen, um im gegebenen Fall eklektisch vorgehen zu können. Daß die Verfasser, die mit Recht die Behandlung als Vertrauensfrage von seiten des Patienten betrachten, meinen, daß der Patient „durch die Superiorität und wissenschaftliche Autorität des Arztes beeindruckt werden muß", erscheint vom individualpsychologischen Standpunkt aus nicht ganz einwandfrei, da die nervösen Patienten im allgemeinen übersättigt sind mit dem Gefühl der Superiorität der anderen.

Dr. *L. Sicher* (Wien).

Dr. P. H. RONGE, Utrecht: *Over de „Individualpsychologie" van Alfred Adler.* Nederl. Tijdschrift voor Geneeskunde, 1930, Nr. 20.

Ein kurzer, aber recht guter, zusammenfassender Artikel über die wesentlichsten Erkenntnisse der Individualpsychologie. Dr. *Ronge*, einer der ersten holländischen Ärzte, die sich mit *Adlers* Lehre vertraut gemacht haben, hebt hervor, daß die Lehre ihm deshalb so besonders wertvoll erscheint, weil „sie lehrt, wahr zu sein, d. h. in Gemeinschaft mit der Wirklichkeit zu leben".

Dr. *L. Sicher* (Wien).

Dr. RUDOLF DREIKURS: *Das nervöse Symptom.* Verlag von Moritz Perles, Wien und Leipzig, 1932, 40 Seiten.

Eine ausgezeichnete kleine Broschüre, die alles Wesentliche bezüglich Entstehung, Training und Sinn des Symptoms beinhaltet und in individualpsychologischem Sinne die Therapie — nicht in der Symptombehandlung, sondern — in der Umstellung der ganzen Persönlichkeit schildert.

Dr. *L. Sicher* (Wien).

RUDOLF HAUSER: *Lehrbuch der Psychologie.* Verlag Herder, Wien, 1933.

Dieses Lehrbuch der Psychologie unterscheidet sich von allen bisherigen dadurch, daß es den kühnen Versuch wagt, die Feststellungen der sog. Schulpsychologie in einer solchen Form zu ordnen, daß dabei die *Zielstrebigkeit des Seelenlebens* zu ihrem Rechte kommt. Diese neue Einstellung quillt aus zwei Quellen. Die eine Quelle ist die aristotelisch-scholastische Grundanschauung, zu der sich der Verfasser im philosophischen Teil seines Werkes bekennt. Die andere Quelle ist *Adlers* Individualpsychologie, auf die der Autor owohl in den einleitenden Abschnitten als auch bei Besprechung der *Adler*schen Lehre selbst verweist; daß er sie in den einleitenden Abschnitten nicht beim Namen nennt, ist zu entschuldigen, da er den Leser zunächst überhaupt nicht mit Namen und Richtungen belasten will und auch andere Autoren nicht zitiert.

Das Buch *Hausers* kann so durch seine Konzeption unseres Interesses sicher sein. Die Frage ist nur, ob es ihm auch gelingt, seinen Vorsatz konsequent durchzuführen. Da allerdings melden sich unsere Bedenken. Schon gleich im

Anfang führt *Hauser* neben dem Machtstreben und Gesellungstrieb andere gleichgestellte „Triebe" ein, ein Vorgang, der beweist, daß der Autor doch im Grunde nicht als Individualpsychologe angesprochen werden kann. Weit geringere Bedenken haben wir, wenn bei der Darstellung der Bewußtseinspsychologie die streng finale Perspektive auf weite Strecken außer Sicht gerät. Wir müssen es dem Autor zugute halten, daß er da als Pionier vorangeht; daß er ohne jedes Vorbild ein Unternehmen wagt, zu dem noch keiner den Mut gefunden hat. Wir müssen ihm außerdem noch zugute halten, daß er ein Lehrbuch für Gymnasien schreibt und so an den vorgeschriebenen Stoff gebunden ist und den Anfängern auf dem Gebiet der Psychologie ein Bild von der ganzen Fülle psychologischen Forschens geben will und wohl auch geben muß. Daß er es überhaupt wagt, den Stoff in neuer Perspektive vorzutragen, ist ein so großes Verdienst an dem wahren Fortschritt der psychologischen Wissenschaft, daß man genötigt ist, dem mutigen Pionier *allergrößten Beifall* zu zollen, selbst, wenn man seine kritischen Bedenken nicht verbergen kann. So ist die Darstellung an vielen Stellen etwas schwierig und dürfte den Schülern die Einführung nicht sehr angenehm machen. Es ist zu befürchten, daß diese formale Seite, die bei einem ausgesprochenen Lehrbuch sehr bedeutsam ist, dem Buch in der Praxis eine kleinere Chance geben kann gegenüber den anderen Büchern auf diesem Gebiet, die noch im alten Trott fortfahren, aber mit mehr Anpassung an die schwachen Kräfte der Anfänger geschrieben sind.

Daß wir alle dem Autor freundlich gegenüberstehen, ist bei der Lage der Dinge selbstverständlich; wir wünschen ihm den denkbar besten Erfolg.

F. Birnbaum (Wien).

HÄUSSLER-REDL: *Einführung in die Psychologie.* Verlag Deuticke, Wien, 1933.

In vier großen Kapiteln führt dieses Buch den Leser (es ist für Obergymnasiasten und Autodidakten geschrieben) in die Psychologie ein. Im Gegensatze zu dem grandios geschriebenen Buch von *Rudolf Hauser*, das den Mut hat, den neuen Wein in neue Schläuche zu füllen, und daher die ganze Psychologie vom Standpunkt der *Ganzheit* darzustellen, ist das vorliegende Buch ein Kompromiß zwischen Alt und Neu. Es gibt in seinem ersten und Hauptkapitel eine wohldurchdachte Darstellung der Bewußtseinspsychologie und hängt dann einzelne Ergänzungskapitel an. So eins über das Unbewußt-Seelische, eins über die seelischen Ganzheiten und schließlich eins über die Entwicklungspsychologie. Der Individualpsychologie ist in des Kapitel über die seelischen Ganzheiten ein kleines, putziges Kabinettchen eingeräumt, in dem uns *Adler* als sorgsamer Erforscher des „Geltungstriebes" vorgeführt wird. Die Einheit des Lebensstiles wird nicht besonders erwähnt, die Individualpsychologie wird milieupsychologisch umgedeutet. Aber all dies mit unleugbarem Wohlwollen.

Es sei nicht unerwähnt, daß die Darstellung der Bewußtseinspsychologie *vom didaktischen Standpunkt aus* geradezu glänzend genannt werden muß, was bei einem ausgesprochenen Lehrbuch für Anfänger sehr ins Gewicht fällt.

F. Birnbaum (Wien).

Dr. RUDOLF DREIKURS: *Einführung in die Individualpsychologie.* Verlag S. Hirzel, Leipzig, 1933. 102 S.

Eine von einem wirklichen Kenner der Lehre *Alfred Adlers* herrührende kurze, aber doch über den Rahmen des knapp Notwendigen hinausgehende Darstellung der Individualpsychologie. Das Vorwort *Adlers* faßt das Schicksal seiner Lehre zusammen und bezeichnet den Verfasser als ermächtigt, im Namen der Individualpsychologie zu sprechen. Flüssig und auch für den Neuling verständlich geschrieben, logisch und leicht faßbar entwickelt Verf. die grundsätzlichen Begriffe, die heute den eisernen Bestand der Individualpsychologie ausmachen, dabei aber vielfach schon in der Welt ohne Wissen mehr ihrer Urheberschaft Allgemeingut geworden sind, wie: Minderwertigkeitsgefühl, Gemeinschaft usw. Aber das Buch beschäftigt sich nicht nur mit den theoretischen Aufbaubegriffen, sondern es geht auch in die praktischen Fragen der Neurose, Psychose, Kriminalität, Erziehung usw. ein. Hier zeigt sich die große praktische Erfahrung des Verfassers. Sie steht überall hinter seinen Worten und gibt ihnen eine Überzeugungskraft des Erprobten, daß, selbst

wenn man manchmal eine Erhärtung durch die Darstellung eines Falles wünschen würde, sie nie als leere Behauptungen anmuten, die des Beweises ermangeln. Verfasser vermag dabei vieles aus seinem eigensten Arbeitsgebiet und seinen persönlichen Gedanken zu geben. Das verleiht dem Buch auch Wert für den, der schon mehr in der Individualpsychologie versiert ist; er kann manche beachtenswerte Anregung daraus gewinnen. Kurze, aber treffende Hinweise auf die andersartigen Anschauungen der Psychoanalyse beleuchten scharf die Abwegigkeiten dieser Schule. Die hohe Verantwortung, die das Buch auszeichnet, läßt es, obwohl es mehr für einen allgemeineren Kreis und auch für Laien gedacht ist, dennoch nicht oberflächlich werden. Es zeigt sich wieder klar, wie tiefschürfend die Erkenntnisse *Adlers* sind. Eine große, aber sachlich-nüchterne Begeisterung gibt dem Buch einen besonderen Propagandawert.

Dr. med. *Franz Plewa* (Wien).

I. C. HEINRICH: *Conflict Attitude.* Ein beredtes Zeugnis für die kaum mehr übersehbare Ausbreitung der Individualpsychologie, deren Erkenntnisse sich neben den politischen auch ethische und religiöse Richtungen nutzbar machen, ist vorliegende Schrift eines amerikanischen Missionärs, der seine seelsorgerische Tätigkeit hauptsächlich in Indien ausübt. Es geht aus ihr, wie aus einer Reihe anderer Schriften des Autors hervor, daß Verfasser wie auch der von ihm zitierte *Canon Streeter* in die individualpsychologische Lehre eingedrungen sind und daß die Individualpsychologie beiden bei Ausübung ihres Amtes wertvolle Hilfe bedeutet.

In „Sublimating Conflict" zeigt es sich, daß der Verfasser seelische Konflikte Jugendlicher mit individualpsychologischen Augen sehen und verstehen gelernt hat und — hier läßt sich leicht eine Parallele ziehen — daß er in "Depressed Classes and the Inferiority Complex" zum wahren Verständnis der Psyche unterdrückter Massen vorgedrungen ist. In "Working from Within", "Establishing Contact" und "Basti Behavior" wird unter häufiger Zitierung der *Adler*schen Schriften die Bedeutung der Einfühlung und die Wichtigkeit der Pflege des Gemeinschaftsgefühles erörtert.

Martha Holub (Wien).

FRIEDRICH SEIFERT: *Charakterologie.* Sonderausgabe aus dem Handbuch der Philosophie, Abt. 3. München und Berlin, 1929. Oldenbourg. 65 S., geh. 3.10 M.

Charakterologie als werdende neue Wissenschaft ist entstanden aus der unzulänglichen Betrachtung des Menschen auf dem naturalistischen oder rationalistischen Weg. Zufolge der Wendung des Denkens aus einer neuen Stellung zur Wirklichkeit ist das Bemühen um Erfassung des *ganzen* Menschen die Geburt der Charakterologie. Da die verschiedensten Strömungen noch nicht zu allgemein anerkannten Ergebnissen, geschweige denn zu einem System geführt haben, sieht Verfasser seine Aufgabe nicht in enzyklopädischer Darstellung, sondern in der Erörterung grundsätzlicher Fragen. In der Tat ist die Arbeit mehr ein „Beitrag zur philosophischen Grundlegung der Charakterologie" denn eine Charakterologie. Daß Verfasser im Gegensatz zu der einseitigen und willkürlichen Konstituierung einer historischen Linie der Charakterologie durch *Klages* und seine Schüler hier die Einordnung der Charakterologie in die philosophische Entwicklung vollzieht und besonders die Auswirkungen des deutschen Idealismus — trotz aller Kritik — auch auf das charakterologische Denken betont, ist ein besonderes Verdienst. Allerdings scheint uns Verfasser der Gefahr nicht ganz entronnen zu sein, als Philosoph die Darstellung vom charakterologischen aufs philosophische Geleise zu schieben. Im Grund spricht hier ein Philosoph, nicht ein Charakterologe.

Dr. *Johannes Neumann* (Gießen).

EDMUND FISCHER, Mohsdorf: *Graphologie als pädagogische Hilfswissenschaft.* Unter diesem Titel erscheint ein längerer Aufsatz in Heft 9 der „Sächsischen Schulzeitung", die von Schulrat *Potscher* in Dresden herausgegeben wird.

Der Verfasser setzt bei seinen Lesern Kenntnis der wichtigsten graphologischen Schriften, bes. von *Klages* und *Nöck Sylvus* voraus. Seine Arbeit fußt

auf der Graphologie von *Nöck Sylvus:* Die Grundlage der Begutachtung ist nicht, wie bei *Klages*, das „Formniveau", sondern — den Lehren der Individualpsychologie entsprechend — der „Richtungssinn", das heißt Ichbezogenheit oder Gemeinschaftssinn des Schrifturhebers. Von 28 beigefügten Schriftproben unterstützt, zeigt *Fischer* anschaulich, wie die Kindergraphologie arbeitet. Im praktischen Teil weist der Verfasser nach, wie die Entwicklung des Kindes sich im Schriftbild widerspiegelt, und bringt ein Schema zur Begutachtung von Kinderschriften und einige kurze Analysen.

Johanna Hoppe (Wetzlar).

Prof. Dr. G. EWALD, Erlangen: *Biologische und „reine" Psychologie im Persönlichkeitsaufbau. Prinzipielles und Paralleles (Temperament und Charakter, II. Teil). Zugleich ein Beitrag zur somatologischen Unterlegung der Individualpsychologie.* Verlag von S. Karger, Berlin 1932. 138 Seiten.

Betrachtet man dieses Werk vom Standpunkt des Individualpsychologen, d. h. den Blick auf die Ganzheit gerichtet, also auch die Irrtümer und Fehlschläge als Ausdruck einer finalen Orientierung, so kommt man unwillkürlich zu der Frage, was der Autor mit der Fülle von Mißverständnissen, die bezüglich der Individualpsychologie in seinen Ausführungen aufscheinen, erreichen wollte, während sich der kausale Zusammenhang da eher finden ließe; zum Verständnis des letzteren würde ein Blick ins Literaturverzeichnis genügen, wo die individualpsychologische Literatur so stiefmütterlich behandelt ist, daß nur anzunehmen ist, daß *Ewald* auf Grund dieser spärlichen Orientierung zu so weitgehenden Schlüssen, resp. Fehlschlüssen kommen konnte. Es ist unmöglich, alles hier anzuführen, was *Ewald* falsch verstanden hat, daher können nur prinzipielle Irrtümer besprochen werden. Z. B. behauptet er, daß die Individualpsychologie folgendes feststellt: „In letzter Linie oder besser zu allem Anfang, sind alle Menschen gleich und was aus ihnen, aus dem indifferenzierten Urbrei wird, ist nur eine Folge der Erziehung, der Selbsterziehung und der Entwicklung von Seite der anderen, im Zusammenwirken mit Umwelteinflüssen. Minderwertigkeitsgefühl und Egoismus erzeugen gemeinsam mit der Umwelt die Persönlichkeit". „Dagegen wird es für *Adler* niemals möglich sein, für seine (implizite enthaltene) Behauptung den Beweis zu erbringen, daß bei allen seinen individualpsychologischen Zergliederungen das *Ausgangsprodukt*, in das er seine finalen Zusammenhänge (mit mehr oder weniger Richtigkeit) hineindeutet, auch biologisch immer ein *gleichartiges* ist, daß ursprünglich eine biologische Gleichheit aller Individuen gegeben ist, daß die *Umwelt allein* aus ihnen das macht, was sie später werden . . . ."

Dieselben Mißverständnisse bestehen bezüglich der *Adler* imputierten Anthithese von Machtstreben und Minderwertigkeitsgefühl, das von *Ewald* so hingestellt wurde, als ob infolge des Machtstrebens die Minderwertigkeitsgefühle entstünden und nicht umgekehrt. Besonders kraß wird die Sache aber dort, wo *Ewald* das Gemeinschaftsgefühl mit Selbstaufgabe identifiziert, oder mit sage und schreibe Masochismus: „Die ganze Entwicklung unserer Kultur, die auf Beherrschung der Triebe ausgeht, liegt demnach in der Richtung des Masochismus (Hingabe, Gemeinschaftsgefühl *Adlers*); denn das Beherrschen der Triebe bedeutet Qual. Sie liegt also, müßte man sagen, in der Richtung des weiblichen Pols. . . ." „. . . . Aber selten sind diese beiden Triebrichtungen nur eindeutig in einer Richtung zu finden, selten nur hier Sadistisches, hier Masochistisches; oder hier Selbsterhaltungsdrang, hier Selbsthingabe: hier Machtdrang, hier Minderwertigkeitsgefühle (bzw. Gemeinschaftsgefühle); . . . . . ." „Wäre wirklich alles ohne besondere somatische Veranlagung, ohne Erbgesetzwirkung usw. aus einer ziemlich einheitlichen Masse geworden, wäre alles nur Folge von dem, was die Umwelt daraus gemacht hat, man könnte mit Fug und Recht erwarten, daß uns *Adler* jeden Menschen, wenigstens jeden Jugendlichen auf eine ideale Linie pädagogisch zurückzubiegen imstande ist. Dazu ist er natürlich nicht imstande. Er hat aber den billigen Ausweg, daß er bei jedem Fehlschlag wird sagen können, daß schon andere vor ihm — und das ist bei seiner sonst so sehr auf Menschenfreundlichkeit abgestellten Lehre gar nicht sehr menschenfreundlich gedacht oder gesagt — so viel verbogen

haben, daß ein Zurückbiegen nicht mehr gelingt.... Natürlich wird immer ein Vater oder eine Mutter ..... aufzufinden sein, der an dem Kind gesündigt haben soll. Es ist billig, immer die anderen oder die Konstellation verantwortlich zu machen, *mindestens* ebenso billig, wie wenn man die „Schuld" auf die Veranlagung schiebt, womit man immerhin seine Mitmenschen *ent*lastet und nicht *be*lastet. Mancher verzweifelte Erzieher, der am Ende seiner Kraft war, ist dem verständigen Arzt für eine solche *Ent*lastung seines Gewissens schon dankbar gewesen."

Wollte man alle Irrtümer *Ewalds* hier aufzählen, so müßte man das Kapitel VIII „Biologische Psychologie und Individualpsychologie" hier nachdrukken. Denn es ist keine einzige Aufstellung der Individualpsychologie (Organminderwertigkeit, Kompensation etc.), die nicht umgedeutet wäre, nicht zu reden von Sexualität „als Partialkonstitution, die nicht die Gesamtkonstitution ist und daher auch nicht ‚den Charakter' ausmacht", — eine Stelle, die der Kritik an *Freud* entnommen ist, aber deutlich zeigt, daß Verfasser die Einheitsbetrachtung der Individualpsychologie nicht verstehen kann, so daß es sogar, trotz der sonst in diesem Buch enthaltenen interessanten Ausführungen über biologische Zusammenhänge im psychischen Geschehen, vielleicht nicht einmal gar so wünschenswert erscheinen könnte, daß „einem Zusammenarbeiten doch der Weg etwas geebnet" wäre.

Dr. *L. Sicher* (Wien).

AUGUST MESSER: *Einführung in die Psychologie und die psychologischen Richtungen der Gegenwart.* Verlag Felix Meiner, Leipzig, 1931. 2. Auflage.

Das Buch gibt in den beiden ersten Kapiteln einen Überblick über das menschliche Seelenleben und seine leiblichen Bedingungen, während es in den beiden letzten Kapiteln einen Überblick über die Richtungen der modernen Psychologie vermittelt.

Wie sieht *Messer* das Seelenleben und wo reiht er die Individualpsychologie ein?

Grundtatsache ist für ihn, daß wir gerichtete, wollende Wesen sind, daß wir uns dazu in der Welt auskennen und das Erstrebenswerte vom Nichterstrebenswerten unterscheiden können müssen (Wollen, Vorstellen und Fühlen). Für *Messer* sind die Triebe Vorstufen des Wollens, während für den Blick des Individualpsychologen die Triebe richtungslos sind und ihre Richtung von dem Ziele bekommen, der dem Individuum vorschwebt. Die Zielsetzung beginnt aber bei der Geburt. Was folgt, ist Differenzierung. — Wenn *Messer* im Verlaufe seiner Auseinandersetzungen über den Willen von der Willenserziehung spricht, so trennt er sich wieder von der Individualpsychologie, die da behauptet, der Wille lasse sich nur trainieren, *wenn* ein solches Training in der Richtung zum Lebensziel liegt. — Das Gefühl ist für *Messer* ein Organ der Wertbestimmung. So hoch schätzen wir das Gefühl nicht ein. Aber *Messer* durchschaut selbst an einer Stelle den Zusammenhang und erkennt, daß das *Gemeinschafts*gefühl dahinter steht, wenn wir von Werten sprechen. Daß wir aber dann nicht im Gefühl, sondern im Verstand, in der Nützlichkeitserwägung *allein*, den Kontrollor für die Werthaftigkeit im einzelnen besitzen, entzieht sich wieder seiner Erwägung.

Was die Einreihung der Individualpsychologie anbetrifft, so hat *Messer* unseres Erachtens die Sache durch Umgehung gelöst. Er macht aus der Individualpsychologie einen Sprößling der Psychopathologie und räumt ihm nach der Psychoanalyse und vor dem Couéismus einen Platz ein. Das Referat ist kurz und trotz seiner Kürze treffend. Schon dadurch, daß es den Einfluß *Nietzsches* betont, tritt es der altfalschen *Freud-Adler*-Legende entgegen, die ein Referent vom andern abzuschreiben pflegt. *Messer* irrt, wenn er, wie die andern, im Begriff des Geltungsstrebens ein Pedant zu *Freuds* Libidobegriff sieht; die vollkommene Klärung hat *Adler* in seinen letzten Arbeiten vollzogen. Besonders wichtig ist aber, daß *Messer* im Minderwertigkeitsgefühl lediglich das Gefühl mangelnden Wertes *für die Gemeinschaft* erblickt.

Hätte *Messer* diese richtige Erkenntnis bei seiner eigenen Auseinandersetzung über das Seelenleben zu Worte kommen lassen, so hätte er seine eigene Darlegung anders entworfen. Dann hätte er nicht das Gefühl schlechthin als Organ der Wertbestimmung erklärt, sondern hätte diesen Vorzug *nur* dem Gemeinschaftsgefühl zugebilligt, als dem Gefühl, für die Gemeinschaft etwas wert

zu sein. Dann hätte er aber auch festgestellt, daß das Gemeinschaftsgefühl zwar die Richtung auf den Wert vermittelt, daß aber die *Kontrolle* auf Richtigkeit nur durch den Verstand geschehen kann. Dann hätte er aber auch nicht die Triebe als Vorstufe des Willens deklariert.

Meisterstücke klarer Darstellung schwer zu fassender Gedankengänge sind die Abschnitte über die psychologischen Methoden der Gegenwart. Jeder, der sehen will, wie es schließlich doch möglich ist, die babylonische Verwirrung auf diesem Gebiete zu meistern, wird mit Vergnügen diesem Baedecker folgen.

F. Birnbaum (Wien).

OSKAR EPSTEIN: *Erziehung und Wirklichkeit. Der Grundstein zu einer Führungslehre.* Verlag Müller und I. Kiepenhauer, G. m. b. H., Potsdam.

Dieses eigenartige Buch versucht die Grundlinien einer Pädagogik zu zeichnen, die das ungeheure Geschehen dieser Zeit zum welthistorischen Hintergrunde hat. Für ihn, wie für viele andere, ist die Not dieser Zeit durch das Versagen des individuellen Intellektes erklärbar. Die ersten Seiten hindurch hat man den Eindruck, daß sich *Epstein* dem verdammenden Urteile über den Intellekt, wie es *Bergson* ausspricht, anschließe. Aber bald wendet sich der Autor von dem französischen Denker in scharfer Kurve ab, indem er den Grund des intellektuellen Versagens in der Abkehr vom common sense aufweist. Aber *Epstein* begnügt sich nicht mit dieser theoretischen Feststellung; es macht den Wert des Buches aus, daß er praktische Wege weist, um den Intellekt wieder leistungsfähig zu machen: eben durch die Ergänzung des individuellen Momentes durch das soziale. Mit Recht sieht der Autor in den individualpsychologischen Gruppen die ersten Ansatzpunkte zu solcher Ergänzung, obgleich er sich nicht mit ihnen identifiziert. (Für ihn ist die Individualpsychologie ein Baum, dessen Krone zwar schon in die Welt der Gemeinschaft hineinwächst, dessen Wurzeln aber noch im Individuellen stecken: eines der alltäglichen Mißverständnisse.) *Epstein* zeigt nun, daß die Schule in erster Linie berufen wäre, den Intellekt im Sinne des *common sense* weiter zu bilden. Abseits von aller Parteipolitik möchte er die Schule in den Abglanz der Polis hineinrücken, die Schüler zur direkten Auseinandersetzung mit dem Leben der Gemeinschaft bringen und die Schule selbst unter die Hegemonie seiner „Führungswissenwissenschaft" stellen. Er versteht darunter die Wissenschaft vom sozialen Intellekt.

Das Buch zeigt nun an den alltäglichen Situationen des Schullebens, wie man — zumal in der Mittelschule — in diesem Geiste arbeiten kann. Es verdient gewiß allergrößte Beachtung.

F. Birnbaum (Wien).

WALTER BÜTTNER: *Der gotische Mensch.* Hellwingsche Buchhandlung, Hannover.

Gleich dem Ungarn *Ligeti* sucht auch der friesische Ingenieur *Büttner* die geschichtlichen Kräfte vornehmlich aus den Werken der bildenden Kunst herauszudeuten. Das, was er erkunden will, ist die Entwicklungsgeschichte des technischen Menschen von heute, dessen Vorform er hinter den Werken der gotischen Kunst zu erblicken meint. Von unserem Standpunkte ist *Büttners* Ideengang dadurch interessant, daß er uns den Wandel von Kompensationsformen eines verwundeten Selbstgefühles darstellt: individualpsychologisch gesehene Dynamik einer ganzen Kulturseele. Hier wie dort schöpferische Auseinandersetzung mit den äußeren Bedingungen; hier wie dort ein Spektrum von Kompensationsantworten auf Entmutigungen: hier wie dort der Versuch, im Sturm der Kompensationen den Bezug zur Gemeinschaft wieder zu finden. Die Jahrhunderte überdauernde Lebenskraft einer Volksseele hat natürlich mehr Chancen, schließlich den Bezug wieder zu finden als eine flüchtige Einzelseele. Wir wollen uns nicht auf das Glatteis kulturmorphologischer Deutungen begeben; es ist nicht unsere Sache, im einzelnen die Argumentationen *Büttners* zu betrachten; wir verweisen auf das Buch hier nur als auf eine reizvolle Transposition individualpsychologischer Gedankengänge auf ein artfremdes Material.

F. Birnbaum (Wien).

ERNST STEINBÜCHEL: *Das Grundproblem der Hegelschen Philosophie.* Erster Band. 1933. Peter Hansteins Verlagsbuchhandlung. Bonn.

Der erste Band beschäftigt sich, wie

der Untertitel anzeigt, mit der Entdekkung des Geistes. Wir vergessen allzuleicht, daß der ungeheure Aufschwung der Geisteswissenschaften gerade in unserer Zeit ohne die mächtige Vorarbeit *Hegels* nie möglich geworden wäre. Es ist ja sicher, daß wir heute das Problem des Geistes anders sehen, vor allem, daß wir das soziale Moment viel stärker betonen: aber der Beurteiler darf nie vergessen, daß auch diese Einsicht letzten Endes auf den Titanen zurückgeht, der uns das Wesen des Geistigen überhaupt erobert hat. Hatte *Fichte* den ersten Ansatz getan, indem er es nach Analogie der Ichfunktion zu deuten unternahm, hatte *Schelling* die geistige Struktur des Geistgeschaffenen, die Struktur des objektivierten Geistes erfaßt, so eroberte uns *Hegel* die dem Geist gemäße Reaktionsform: die Form der dialektischen Reaktion, die Form der geistigen „Antwort“. Unsere Wissenschaft, die Theorie von den konkreten Antworten menschlicher Geister auf das Subjektentzogene, hat allen Grund, sich mit dem Theoretiker der „Antwort“ auseinander zu setzen. *Steinbüchels* Buch kann dazu wohl als glänzender Führer gelten. Weitab von bloßer Philosophenphilologie, zeigt das Buch unseren Philosophen mitten im Ringen; sehr vieles, das nur mühsam aus der objektivierten Form seiner Werke herausgeklügelt werden kann, enthüllt sich uns frisch „wie am ersten Tag“, wenn wir dazu die Briefe lesen, in denen uns *Hegel*, der Mensch, ringend und polemisierend gegenübertritt. Neben den hieratischen Blöcken seiner Werke wirken die flüchtigen Glossen seiner Briefe wie eine Umschrift ins vertraut Menschliche. Möge das Werk viele unserer Freunde zu dem Manne hinführen, der uns trotz der Zeiten, die uns von ihm trennen, noch so viel zu sagen hat!

F. Birnbaum (Wien).

GUSTAV STÖRRING (Lugano): *Methoden der Psychologie des Gefühlslebens*, 1., 2. und 3. Teil. Aus dem Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden, herausgegeben von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. *E. Abderhalden*. Verlag Urban & Schwarzenberg, Berlin-Wien, 1931.

Das vorliegende Werk gibt eine Darstellung des Gesamtgebietes der Psychologie der Gefühle unter dem Gesichtspunkte ihrer Erforschungsmethodik. *Störring* versucht nun, abseits von der in Schwung befindlichen personalistischen und gestaltpsychologischen Auffassung, das Gefühlsleben als seelischen Bereich sui generis mit den Mitteln des Experimentes zu erfassen. Da der Autor selbst das Experiment meisterhaft zu handhaben versteht und die experimentelle Methodik durch eine Fülle neuer Gesichtspunkte bereichert hat, so ist es äußerst interessant, dem Rettungsversuch einer psychologischen Auffassung zuzusehen, die vielfach schon als abgetan angesehen wird, zumindest in jener Ausschließlichkeit, für die *Störring* noch immer mit der ganzen Wucht seiner Autorität eintritt. Das große Argument, mit dem *Störring* dem Ganzheitsgesichtspunkt entgegentritt, ist dies, daß der Mensch nie richtig zu denken vermöchte, wenn in allem und jedem der umgestaltende Einfluß der ganzen Persönlichkeit vorhanden wäre. Dieses große Argument, dem er noch kleinere Argumente anreiht (z. B., daß in der scharfen Einstellung des Experimentes der Einfluß des Ganzen auf ein Minimum reduziert werde), trifft in der Tat alle Ganzheitsbetrachtung ins Herz, die beim biologischen Ganzen der einzelnen Individualität mit ihrem individuellen Umfeld Halt macht! Sie trifft jedoch *nicht* die *Adler*sche Individualpsychologie, weil diese stets über die einzelne Individualität samt ihrem individuellen Umfeld hinausgeht und eine *immanente Logik des menschlichen Zusammenlebens* anerkennt, welche die Objektivität des Denkens trotz aller Ganzheitsbeeinflussung garantiert. (Wir sehen, wie recht *Adler* hat, wenn er *Kronfeld* gegenüber die Logik des menschlichen Zusammenlebens verteidigt!) An dieser Stelle erwähnt *Störring* die vegleichende Individualpsychologie überhaupt nicht. Er tut dies erst dort, wo er gegen die Psychoanalyse polemisiert. Er nimmt sonderbarerweise einige Bemerkungen *Adlers* zur *Freud*schen Traumdeutung und Symbolik zum Anlaß, um beide Richtungen damit zusammenzumischen, ohne zu bedenken, daß die Individualpsychologie z. B. den Traum nicht als die „via regia“ anerkennt, sondern ihn

immer nur im Zusammenhang mit andern Ausdrucksformen gelten läßt; daß die Symbole nur eine heuristische Konstanz haben; daß vor allem das „Unbewußte“ nur als begriffloses Element des seelischen Zusammenhanges gilt. Daß *Störring* trotzdem den beiden „psychoanalytischen“ Methoden eine eminente Bedeutung zuspricht, sei auch vermerkt.

In der *Allgemeinen* Gefühlslehre unterscheidet der Autor *Organgefühle*, zu denen er auch die Affekte rechnet, von den *Stimmungen*, die er als objektlos und intellektuell verknüpft betrachtet. Beiden Gruppen aber kommt Gefühlstönung und Beziehung zu den Organ*empfindungen* zu. So schließt sich *Störrings* Theorie an die Theorie von *Lehmann* an, welche kein eigenes Gefühlsorgan annimmt, sondern die Gesamtheit des Körpers zu den Gefühlen in Beziehung setzt; nur bei den Stimmungen will *Störring* das Mitspielen spezifischer Zentren zulassen.

In der *Speziellen* Gefühlslehre beschäftigt sich der Verfasser mit der Beziehung der Gefühle zu den einzelnen Werten. Uns interessiert hier vor allem die Frage des Gemeinschaftsgefühles. *Störring* kennt sechs grundlegende Bedingungen zur Entstehung der Zuneigung zum Genossen: 1. Die Entdeckung, daß der Andere auf Schmerz und Lust ähnlich reagiert wie ich selbst. 2. Eigenes Wohlbefinden, das sich auf den Andern überträgt. 3. Schmerz, der zu Hilfeleistungen herausfordert und dadurch wieder die Sympathie steigert. 4. Gemeinsame Interessen. 5. Neu auftretendes Leid, das durch neue Hilfeleistungsakte die Sympathie vertieft. 6. Entwicklung des Interessenkreises im Gemeinschaftskörper. — Diese Gliederung ist wohl aufschlußreich, aber sie geht *an dem Wesentlichen des Gemeinschaftsgefühles* — wie wir es sehen — *vorüber*: an seinem transzendentalen Charakter.

Ferd. Birnbaum (Wien).

HANS JACOBY: *Handschrift und Sexualität.* Mit 223 Schriftproben. A. Marcus & E. Weber's Verlag, Berlin und Köln, 1932, 140 Seiten.

Verfasser behandelt Grundlagen und Methodik der Graphologie, Charakterologie und Graphologie des Sexuallebens, Geschlechtsunterschiede und Geschlechtsübergänge, Eheberatung, Sexualkrisen, pathologische Störungen der Sexualfunktionen, Sexualität und Kriminalität, wie man sieht, ein großes Register graphologischer Anwendungsmöglichkeiten.

In einfacher und einleuchtender Weise werden die großen Bewegungszüge in der Schrift klargelegt, ohne daß, wie es leider sonst vielfach der Fall ist, „Zeichendeutung“ betrieben würde.

Verfasser scheint die Individualpsychologie recht gut zu kennen, zumindest bedient er sich vielfach der individualpsychologischen Nomenklatur: „Sicherungen“, „Arrangements“, „Minderwertigkeitsgefühl“, „Überkompensation“, etz. Gerade deshalb aber, weil er sich selbst indirekt als Psychotherapeuten bezeichnet, wäre es günstig, wenn er in einer späteren Auflage einige Irrtümer korrigieren wollte, die eben vom Standpunkt des Psychotherapeuten, zumal wenn er noch dazu Nervenarzt ist, störend wirken; so z. B. wenn er sagt: „In der Seelenheilkunde versteht man im allgemeinen unter Neurosen jenes krankhafte Verhalten, welches sich meist in sehr einseitigen, gegen den bewußten Willen des Betreffenden gerichteten Zwangshandlungen, Zwangsunterlassungen oder sonstigen Zwangszuständen äußert.“ Dieser Irrtum, der also zu den Neurosen nur die Zwangsneurosen zählen würde, während die ungezählten anderen Formen der Neurose entweder anders kategorisiert oder gar als nicht existent zu betrachten wären, ist sehr störend. Noch mehr allerdings die Ansicht des Verfassers, daß es sich bei den Psychosen „um Erkrankungen handelt, die die Seele zwar zerstören können, deren Wesen jedoch darin zu sehen ist, daß sie *außerhalb des Charakters, außerhalb des persönlichen Ichs durch die Kontaktlosigkeit mit dem Allgemeinleben der Welt zustande kommen*“. Das ist unrichtig, ebenso wie der Satz: ... „ob bei einer geistigen Erkrankung die *persönliche Seele des Erkrankten in Mitleidenschaft gezogen ist*...“. Da das persönliche Erleben eines Menschen auf jeden Fall an seine Persönlichkeit gebunden ist, können wir nicht von seelischen Er-

scheinungen sprechen, die außerhalb seines Ich stehen, also seine persönliche Seele aus dem Spiel lassen. Gerade an den Stellen, wo *Jacoby* sich mit der Schrift der Psychotiker beschäftigt, fällt es wieder auf, wie die Seele des Psychotikers auch von denen unverstanden zu bleiben pflegt, die sicherlich sonst nicht verständnislos sind, nur weil ihre Ausdrucksweise *ihrer*, nicht *unserer* Welt entspricht. Daher ist es ungerecht, von „sinnlos-läppischen Wortbildungen" zu reden, nur, weil sie in unserem Verständnis keinen Widerhall finden. Und doch glaube ich, daß die in der Schriftprobe 166 (Schizophrenie) leider nur teilweise vorliegende Arbeit eines Schizophrenen gerade durch die auffallend große Schrift für einzelne Worte: „Globus", „totschwieg" etc. nicht sinnlos-läppisch wäre, wenn wir nur genügend Mühe darauf verwenden wollten, den Sinn, den diese Worte für den Schreiber haben, vom Standpunkt der Einfühlung in seine Abwegigkeit zu betrachten.

Wenn ich noch auf etwas hinweisen dürfte, was das Lesen graphologischer Bücher außerordentlich erleichtern würde, wovon ich aber nicht weiß, ob es technisch durchführbar ist, so wäre es die Schwierigkeit, die dadurch entsteht, daß die Schriftproben nicht beim Text stehen, sondern daß man durch ununterbrochenes Suchen und Herumblättern wirklich gestört wird. Vielleicht wäre es den Verlegern solcher Werke doch möglich, den Lesern entgegenzukommen, selbst wenn eine Schriftprobe wegen verschiedener Details öfters gebracht werden müßte. Gerade für Menschen, die nicht Berufsgraphologen sind, daher nicht sofort das Schriftbild erfassen, wäre damit viel Zeit und Mühe zu ersparen.

Dr. *L. Sicher* (Wien).

Chronik.

Dr. F. G. Crookshank.

Unser treuer Freund und Mitarbeiter, Dr. *Francis Graham Crookshank* ist Anfang November 1933 in London gestorben. Das Hinscheiden dieses hervorragenden Arztes und Schriftstellers, der sich um die Förderung der Individualpsychologie unvergängliche Verdienste erworben hat, ist nicht nur für seine engeren, englischen Freunde, sondern für die ganze individualpsychologische Bewegung ein schwerer, tragischer Verlust. Wir alle beklagen den Tod dieses tapferen Kämpfers, der mit leidenschaftlicher Hingabe, mit seiner ganzen Vitalität, in Wort und Schrift und in unermüdlicher organisatorischer Tätigkeit für die Verbreitung der Ideen der Individualpsychologie und den Ausbau ihrer Bewegung in England arbeitete. Seine Genialität, sein enzyklopädisches Wissen, seine staunenswerte Produktivität, seine ganze Persönlichkeit waren ständig in den Dienst seines großen Zieles gestellt, die grundlegenden Erkenntnisse der Individualpsychologie von der Ganzheit des Menschen der Mentalität der modernen medizinischen Praxis in England näherzubringen. In glänzend geschriebenen Büchern und Artikeln, von denen mehrere in deutscher Übersetzung in dieser Zeitschrift erschienen sind, behandelte er in wahrhaft meisterhafter Art, in blendendem Stil, die verschiedensten Probleme der Individualpsychologie im Zusammenhang mit Gesichtspunkten der allgemeinen Medizin. Was wir ihm als Gründer und Hon. Secretary der Medical Society of Individual Psychology zu London und als Herausgeber der „Individual Psychology Pamphlets", und darüber hinaus als Wissenschaftler, als Arzt und als guter Freund zu verdanken haben, brachte der Präsident der Gesellschaft, Dr. *J. C. Young* in einer Trauersitzung der Medical Society of Individual Psychology mit würdigen Worten zum Ausdruck. Die Freunde und Schüler *Crookshanks* in England, wir alle, die wir ihn kannten und schätzten, bewahren ihm ein treues Andenken, indem wir das von ihm mit

bewundernswertem Feuereifer begonnene Werk würdig fortsetzen.

Sanfte Stimmen der Psychoanalyse.

„Jeder Patient bringt in seine, sogar etwa standardisierte Umgebung Differenzen innerer Bedingungen und Haltungen und wählt von einer sogar standardisierten Umgebung und deren Einflüssen verschiedene Züge einer außerordentlich individualisierten *Meinung.* Die *individuelle Meinung* des Patienten in jedem Falle ist scharf in Betracht zu ziehen. Wir sollten nicht allzusehr unsere Aufmerksamkeit auf die pathologischen Symptome richten, sondern mehr *auf den ganzen Charakter und das Individuelle der Person. Adolf Meyer* hat damit begonnen. Die Betonung der Einheit der Persönlichkeit erfordert eine tiefere Einsicht und Individualisierung unserer therapeutischen Bestrebungen. Nur wenn wir die *persönliche Meinung* des Patienten in bestimmten Fällen erkannt haben, können wir die Situation und die Haltung des Patienten zu ihr verstehen. Die eine fundamentale Richtung in der modernen Psychiatrie berücksichtigt nunmehr nicht nur die Summe der sichtbaren Faktoren, sondern auch *die Haltung, die Aktivität und das Streben und den Hang der Person. Das dem Patienten Unbekannte seines Strebens muß erkannt werden.* Als zweiter Fortschritt ist die Auffassung *Adolf Meyers* zu buchen, daß eine psychopathologische Einheit als ein *Experiment der Natur* anzusehen ist. *Auch Freuds Auffassung von der funktionellen Einheit der Persönlichkeit,* ungeachtet der pathologischen Symptome, erweist sich als fruchtbar. Viele Verhaltungsweisen unserer Patienten sind *als Protest gegen gewisse soziale Einrichtungen zu verstehen. Jede richtige Entwicklung einer Wissenschaft muß eine Menge vorheriger Hypothesen als unzureichend ausschalten.*“

Homo analyticus.

Wiener Verein für Individualpsychologie.

Vorträge im gr. Hörsaal des Histologischen Instituts der Universität Wien, IX., Schwarzspanierstraße 17, Montag, 20 Uhr:

8. Januar: Dr. med. et phil. *Lydia Sicher:* Das Minderwertigkeitsgefühl in der Psychose. — 15. Januar: Dr. *Alice Friedmann:* Strenge und Milde in der Erziehung. — 22. Januar: Dr. med. *Franz Plewa:* Das Problem der Geschwister in der Neurose. — 29. Januar: *Danica Deutsch:* Laßt Kinder reden! — 5. Februar: Dr. med. *Margret Hilferding-Hoenigsberg:* Flucht vor der Ehe. — 12. Februar: *Paul Brodsky:* Zur Psychologie des Nachhilfeunterrichtes. — 19. Februar: Dr. med. *Alice Lehndorff-Stauber:* Wenn wir altern. — 26. Februar: Dr. *Paula Fuerth:* Dichtung und Seelenkenntnis. Zu den Werken Richard Beer-Hofmanns. — 5. März: Dr. med. *Elda Lindenfeld-Lachs:* Die schöne und die häßliche Frau. — 12. März: Dr. *Gottfried Spiegler:* Ist Fleiß immer Tugend? — 19. März: Rechtsanwalt Dr. *Edmund Schlesinger:* Drei Mörder. — 26. März: Fachlehrer *Ferdinand Birnbaum* und *Oskar Spiel:* Die zwei Gesichter des Schulkindes. Eine Wechselrede.

The Medical Society of Individual Psychology, London.

11, Chandos Street, W. 1.

December 14th: Dr. *Frank Layton:* Purpose and some Neuroses. — Dr. *O. H. Woodcock:* The tyranny of the invalid.

O. H. Woodcock, Hon. Sec. 22, Ridge Hill, N. W. 11. Tel.: Speedwell 4995.

Individual Psychology Club

62, Torrington Square, London, W. C. 1.

Programme for November-December 1933:

The Club is open on Wednesday from 4.30 to 10.30. Meetings at 8.30 p. a.

November 1: *Lecture* by Dr. *H. C. Squires:* Second of Series of Three under general title: „Some Adlerian Concepts“: *Life Plans.*

November 8: Members Open Discussion on Individual Psychology in Everyday Life.

November 15: *Lecture* by Dr. *H. C. Squires:* Third of Series of Three under general title: „Some Adlerian Concepts“: *The Masculine Protest.*

November 22: *Lecture* by Miss *Amy Mairet:* Frederick the Great: A Study in Individual Psychology.

November 29: *Lecture* by Dr. *O. H. Woodcock:* Individual Idiosyncrasy in Illness.

December 6: *Lecture* by *W. T. Sy-*

mons: Nietzsche and the Dialectical Principle in Individual Psychology. (Suggested by I. P. Publications — Pamphlet No. 10 New Series *Nietzsche and Individual Psychology* by Dr. *F. G. Crookshank.*)

December 13: *Lecture* by Dr. *F. G. Layton*, J. P.: The Psychologist in and about the Minor Courts.

Study Groups: Groups for three directions of study in relation to Individual Psychology have been formed, viz: Child Psychology (Meeting in December at 5.45 o'clock on Mondays, 4th, 11th and 18th); Sociology (6 o'clock on Tuesdays, 5th and 19th); and Dramatic Art (Meeting at 5.45 o'clock on Wednesdays, 6th, 13th and 20th). Members are invited to join one or more Groups.

For particulars of all Club activities, apply

P. Dudley Short (Hon. Sec.)

Milwaukee Society.

Dr. *S. Plahner*, 161 W. Wisconsin Ave., Chairman.

The Milwaukee Child Guidance Clinic opened its fourth year on October 16th in the Lecture Room of the Public Library where as usual a large audience gathered. This clinic will be held every Monday from 7—9 P. M.

Dr. *S. Plahner* was nominated head of the Neuropsychiatric Department of the Milwaukee General Hospital, where he is a member of the Active Staff. He began at the same time to teach Individual Psychology to the student nurses and will give them a 14 lectures course.

Dr. *Plahner* spoke on October 26th before the Mothercraft-Class of the Milwaukee Maternity Association on: „Do we understand our Children?“

Dr. *S. Plahner*, Director of the Milwaukee Child Guidance Clinic delivered during the months of November and December 1933 the following addresses:

Before the Young People's Club of the Grand Avenue Congregational Church on November 19th, 26th, December 3rd and December 10th on the following topics: The three Life-Questions: What determines our Character? Alcoholism and Drug-Addiction; Crime and Insanity.

Before the Brotherhood of the Temple Emanuel on November the 21st: "Masspsychology".

December 4th before the Parent-Teachers' Association of the Jewish Folkschool on: "Do You Know Your Child?"

December 19th before the Substitute Teachers' Association: "Can the school prevent neuroses, truancy and delinquency?"

January 9th 1934 before the P. T. A. of the Wauwatosa High School on: "Parental Problems With The Adolescent Child."

On December 13th Dr. *Plahner* began at the Milwaukee General Hospital another 16 lectures-course on Psychiatric Nursing with special consideration of the principles of Individual Psychology. This course is attended by 3rd year nurses.

Individualpsychologisch-pädagogische Arbeitsgemeinschaft an der Aussiger Handelsakademie.

Vorträge vom 25. September bis 18. Dezember 1933:

25. Sept.: Dr. *Schuster:* Begabung und Erziehung.

9. Okt.: Gemeinsame Lektüre mit Beispielen aus der eigenen Schulpraxis.

23. Okt.: Dr. *Zepnick:* Zur individualpsychologischen Methodik: Das Prinzip der Finalität.

6. Nov.: Dr. *Holetz:* Die Mendelschen Vererbungsgesetze. — Ing. *Schubuth:* Vererbung und Erziehung.

20. Nov.: Dr. *Krausz:* Erziehungsfehler. Beispiele aus der eigenen Praxis.

4. Dez.: Dr. *Schuster:* Die Situation eines schwererziehbaren Fünfzehnjährigen. (Ein Fall aus der Praxis.)

18. Dez.: Dr. *Schuster:* Schüleraufsätze als Material für die Schülercharakterkunde. (Die erste deutsche Schularbeit eines I. Jahrgangs.)

Auskünfte erteilt: Dr. *Walter Schuster*, Aussig, Nibelungenstr. 1 (Tschechoslowakei).

Arbeitsgemeinschaft Trieste.

Im Anschluß an einen öffentlichen Vortrag, den Frau *Sidonie Reiß* (Berlin) am 30. Januar 1934 in Trieste (Italien) im Hotel de la Ville über „Schwererziehbarkeit im Lichte der Individualpsychologie“ gehalten hat, wurde in Trieste eine individualpsychologische Arbeitsgemeinschaft gegründet. Leiterin: Dr. med. *Adele Horvat* (Abbazia, Casa di Cura Dr. Horvat), Schriftführerin und Leite-

rin der Geschäftsstelle der Arbeitsgemeinschaft: Frau *Nora Nagelschmidt* und Frau Dr. *Stock* (Trieste, Barcola-Riviera 25, Italia).

Frau *Sidonie Reiß*, die sich einige Monate in Trieste aufgehalten und dort Vorträge und Kurse über Individualpsychologie gehalten hat, ist Anfang Februar nach Berlin zurückgekehrt, wo sie ihre Tätigkeit wiederaufnimmt.

Nachrichten.

Soeben ist von *Alfred Adler* ein *neues Buch „Der Sinn des Lebens“* im Verlag Dr. Rolf Passer (vorm. Dr. Hans Epstein), Wien, erschienen.

In demselben Verlag wurde vor kurzem von Lic. *Ernst Jahn* und *Alfred Adler: Religion und Individualpsychologie* publiziert.

*

Dr. med. *Alexander Müller* (Wien-Amsterdam) hielt in den Monaten November-Dezember 1933 und Januar 1934 in Amsterdam, Rotterdam, Dordrecht, im Haag und in Bussum (Holland) Vorträge und Kurse über Individualpsychologie.

*

Sofie Lazarsfeld (Wien) sprach am 11. September 1933 im Arbeiterbildungsverein Wien-Alsergrund über „Sexuelle Hörigkeit“; über das gleiche Thema am 17. Oktober in Brünn; am 18. Oktober in Brünn über Eheprobleme; über das gleiche Thema am 14. Dezember in Preßburg; am 1. Dezember in Brünn über „Rhythmus des Lebens“, am 2. Dezember ebendort über „Eltern und erwachsene Kinder“. Am 11. Dezember im Planetarium in Wien über „Treue und Eifersucht“ und am 18. Dezember in Prag im Rundfunk über „Rhythmus des Lebens“ und am gleichen Abend in der Prager deutschen Urania über „Sexuelle Hörigkeit“.

*

Frau *Hedwig Schulhof* (Reichenberg, Tschechoslowakei) spricht über Einladung der Elternvereinigung von Trautenau i. Riesengeb. am 18. März über „Das Seelenleben des Mädchens in der Pubertät“.

*

Einige wenige Exemplare des *vollständigen ersten* und *vierten* sowie des *unvollständigen zweiten* und *dritten* Jahrganges der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie“ sind durch die *Administration, Wien, VI., Joanelligasse* 6, und vom V. Jahrgang an durch die Buchhandlung Perles, Wien I., Seilergasse 4, zu beziehen.

Einzelhefte der Jahrgänge I—IV, auch die *Sonderhefte* (Schulkinderpsychologie, Sozialpsychologie, Psychologie der Frau) kosten Schilling 6.— plus Porto.

*

Die Mitarbeiter der Zeitschrift werden ersucht, nur einseitig mit Maschine geschriebene Manuskripte einsenden zu wollen.

*

Die in diesem Heft besprochenen und angekündigten Bücher sind durch die *Buchhandlung Perles*, Wien, I., Seilergasse 4, zu beziehen.

Vereine und Arbeitsgemeinschaften für Individualpsychologie:

Verein Wien: Wien, I., Dominikanerbastei 10/15. (Prof. Dr. Alfred Adler.)

Arbeitsgemeinschaft Dresden: Dresden-A. 1, Grunaer Straße 15, II. (Rechtsanwalt Dr. Roth I. Telephon 196.58.)

Arbeitsgemeinschaft Hamburg: Oberstr. Nr. 50. (Dr. Eleonore Rieniets.)

Ungarischer Verein: Ungarischer Verein für Individualpsychologie (Magyar Individualpsychologiai Egyesület), Geschäftsstelle: Budapest: IV. Petöfi-u. 11. (Doz. Dr. Stephan v. Maday.)

Arbeitsgemeinschaft Karlsruhe: Schwarzwaldstraße 26. (Karl Sulzer.)

The Medical Society of Individual Psychology: 11, Chandos Street. Cavendish Square. London W. 1 (Langham 1043). (Chairman: J. C. Young, M.C., M.D., M.S. Vice-Chairman: Prof. W. Langdon Brown; Hon. Secretary: Dr. O. H. Woodcock, 22, Ridge Hill, London, N. W. 11. Tel.: Speedwell 4995.

The Individual Psychology Club: 62 Torrington Square, London, W. C. 1.

(Chairman: W. T. Symons Esqu.; Hon. Secretary: Miss P. Dudley Short.)
Arbeitsgemeinschaft Gießen - Wetzlar: Geschäftsstelle: Gießen, Löberstr. 19. (Dr. Johannes Neumann.)
Arbeitsgemeinschaft Breslau: Alfred Pietsch, Oberlehrer, Wohlau, Prov.-Erzieh.-Anstalt, und Marianne Lebek, Breslau, Lenaustr. 17. (Telephon: Nr. 83.609, Studienrat Dr. Lebek.)
Arbeitsgemeinschaft Köln: Köln-Lindental, Lortzingstraße 4. (Hedwig Bloemendal.)
Arbeitsgemeinschaft Brasov (Kronstadt, Rumänien: Brasov, Str. Portii 8. (Dr. Ernst Kahana.)
Arbeitsgemeinschaft Freudenstadt: Freudenstadt im Schwarzwald, Haus Hohenfreudenstadt. (Dr. J. Bauer.)
Arbeitsgemeinschaft Stuttgart: Stuttgart-Hedelfingen. (Stadtpfarrer Dr. J. B. Schairer.)
Arbeitsgemeinschaft Chemnitz: Mittweida, Bahnhofstr. 4. (Clemens Pauli.)
Arbeitsgemeinschaft Zagreb (Agram, Jugoslawien): Zagreb, Strossmayerov trg 4. (Dr. Beno Stein.)
Milwaukee Society for Individual Psychology: Dr. med. S. Plahner, Chairman, 161 W. Wisconsin Ave., Milwaukee, Wis., U.S.A. Dr. Elisabeth S. Seiler, Vice-Chairman, 1489 No Farwell Ave Apt 3, Milwaukee, Wis., U.S.A.
Arbeitsgemeinschaft Halle a. S.: Halle a. S., Huttenstr. 8 (Kriminalkommissarin Elisabeth Sorge-Boehmke.)
Arbeitsgemeinschaft Kopenhagen: Kopenhagen, Hellerup 8. (Bildhauerin Thyra Bohldsen.)
Arbeitsgemeinschaft Palästina: Tel-Aviv, Allenby. 43 (Dr. Jehoschua Bierer.)
Arbeitsgemeinschaft Krakôw (Polen): Krakôw (Polen), Paulinska 18./9. (Lehrer J. I. Kohn.)
Arbeitsgemeinschaft Cernauti (Rumänien): Cernauti (Rumänien), Str. Hormuzachi 5. (Lehrerin Dorothea Bräuer.)
Individualpsychologische Gruppe in Berlin: Berlin NW 40, In den Zelten 9. (Annie Heinrichsdorff.)
Arbeitsgemeinschaft individualpsychologischer Ärzte Berlin: Berlin-Neukölln, Weserstraße 72. (Dr. med. Wilhelm Brandt.)
Arbeitsgemeinschaft Düsseldorf: Düsseldorf, Rochusstraße 59. III. (Dr. med. Karl Lenzberg, Frau G. Krieger.)
Arbeitsgemeinschaft Wuppertal: W.-Elberfeld, Platzhoffstraße 26. (Prof. Dr. M. H. Göring.)
Arbeitsgemeinschaft Konya (Türkei): Konya, Türkei (Prof. E. Hamdi Bey.)
Arbeitsgemeinschaft Zürich: Zürich, Besenrainstr. 19. (Inès Spring-Zürcher.)
Individualpsychologisch - pädagogische Arbeitsgemeinschaft an der Aussiger Handelsakademie: Aussig, Nibelungenstr. 1. (Dr. Walter Schuster.)
Verein zur Förderung der Individualpsychologie, Athen: Sankt Sofiastr. Nr. 174, Athen, Griechenland. (Dr. phil. Demetrios Moraitis.)
Arbeitsgemeinschaft Utrecht: Utrecht, Willemsplantsoen 7. (Dr. P. H. Ronge.)
Arbeitsgemeinschaft Paris: 89, rue Erlanger, Paris XVI. (Frau Dr. M. Rapaport. Leitung: Dr. med. et phil. Alexander Neuer.)
Arbeitsgemeinschaft Amsterdam: Amsterdam, De Lairessestraat 121. (E. d'Oliveira.)
Arbeitsgemeinschaft Dordrecht (Holland): Dordrecht, Reeweg (O) 148. (A. H. D. Wepser.)
Arbeitsgemeinschaft Rotterdam: Rotterdam, Eendrachtsweg 12. (Ir. J. W. C. Boks.)
Arbeitsgemeinschaft Brünn (Tschechoslowakei): Brünn, Neugasse 20. (Obmann: Dr. Neumarck; Schriftführerin: Fachlehrerin Soffe.)
Arbeitsgemeinschaft Trieste (Italia): Geschäftsstelle: Trieste, Barcola-Riviera 25 (Frau Dr. Stock. — Leiterin: Dr. med. Adele Horvat, Abbazia, Casa di Cura Dr. Horvat).

Die einzelnen Vereine und Arbeitsgemeinschaften erteilen Auskunft in allen einschlägigen Fragen.

Körperliche Auswirkungen seelischer Störungen.

Von Dr. ALFRED ADLER,
Professor am Long Island Medical College, New York.

Im großen und ganzen kann man sagen, daß es sich wahrscheinlich im Laufe der Zeit herausstellen wird, daß es keine Organminderwertigkeit gibt, welche nicht auf seelische Einflüsse antwortet, nicht ihre Sprache spricht, die entsprechend der Frage gestaltet ist, die an das Individuum gestellt ist. Das ist bedeutsam für die Wahl der Symptome, insbesondere für das, was man jetzt noch als Hysterie bezeichnet, oder als funktionelle Neurose. Es zeigt sich hier, wie richtig die Basis der Individualpsychologie ist, wenn sie sagt: wenn an einem Organ vorübergehend oder dauernd ein Defekt sichtbar ist, muß dieses Organ sorgfältig in Betracht gezogen werden, wobei sich herausstellt, daß das Individuum auch sonst in irgendeiner Weise durch dieses Organ charakterisiert ist. Wir wissen auch, daß durch Eindrücke von außen her bald das eine, bald das andere Organ mehr beeinflußt ist. Ich will hier, wenn ich von seelischen Einflüssen spreche, besonders jene betrachten, die durch Erweckung von Gefühlen, Emotionen, Affekten die Erregung auf den Körper überleiten. Wir stehen nicht mehr allein, von allen Seiten werden immer mehr die seelischen Einflüsse festgehalten, auch vom Standpunkt der allgemeinen Medizin aus wird keiner leugnen, daß die Eigenart des Individuums jede Krankheit verändert und nuanciert. Das war den alten Ärzten bekannt, z. B. daß bei irgendwie empfindlichen Kindern die Infektionskrankheit die Empfindlichkeit stärker zum Ausdruck bringt; es ist noch kein sehr alter Befund, der feststellt, daß bei anderen Kindern z. B. die endokrinen Drüsen stärker in Anspruch genommen werden können. Diese allgemeinen Erscheinungen müssen daraufhin betrachtet werden, ob sie hier dauernde oder vorübergehende Veränderungen bringen. Wenn wir z. B. die allgemeine Befallenheit des Menschengeschlechtes in dieser Richtung hin betrachten, so sehen wir, wie fast jeder durch Herzattacken antwortet. Die Frage, ob die Veränderung dauernd oder vorübergehend ist, ist von Bedeutung. Bei der Neurose ist die dauernde Veränderung des Herzens sehr selten, aber wir wissen sehr genau, daß gerade von vornherein minderwertige Herzen oder die durch Krankheit geschädigt sind, solchen Einflüssen mehr ausgesetzt sind, die dann auch zu dauernden großen Schädigungen Anlaß geben können. Man darf nicht vergessen, daß der Organismus eine Einheit ist, daß durch einen Anstoß an einer Stelle der ganze Organismus in Vibration gerät. Wir wissen zu wenig, um Regeln aufstellen zu können, aber es ist ziemlich sicher, daß durch einen solchen Ansturm ein Organ geschädigt werden kann.

Es ist darüber nicht viel bekannt, wie ein seelischer Eindruck an die Organe herankommt, aber daß es sich um eine Gesamtwirkung handelt, ist keine Frage. Der Organismus hat ein starkes Streben, das Gleichgewicht zu erhalten. Aus einer großen Anzahl von Fakten werden wir belehrt, daß Störungen auf der Grundlage von Affekten zustandekommen können. Dabei ist die Eigenart des Individuums zu berücksichtigen, die wir erst erforschen müssen. Die Individualpsychologie hat darin keine großen Schwierigkeiten. Es gelingt ihr meist schon in der ersten Unterredung.

Ich darf darauf aufmerksam machen, wie sehr wir es mit tausend Varianten von Menschen zu tun haben, die erwarten, daß der andere für sie eintritt, die Hilfe suchen, Erleichterung, was fast regelmäßig zurückzuführen ist auf eine frühe Zeit des Trainings, wo man es dem Kinde anerzogen hat. Daß gerade diese Menschen in einer Welt wie der unseren besonders stark belastet erscheinen, ist keine Frage; sie fassen die Welt als feindlich auf, sie erzeugen in sich selbst nicht den Antrieb, über Schwierigkeiten hinwegzukommen, sondern sie wollen sie umgehen. Wenn ich mehr ins Spezielle eingehen sollte, wäre ich im Zweifel, welches Organ ich nicht besprechen sollte. Fast alle Gynäkologen stehen auf dem Standpunkt, daß die seelischen Veränderungen während der Menstruation auf Gefühlsmomenten beruhen. Über dieses Gefühl der Erregung, über diese Stimmungslage kann die Patientin kaum etwas sagen. Die Patientin ist so an ihre Stimmungslage gewöhnt, daß sie nicht versteht, warum ein solch belangloses Ereignis sie so bedrücken sollte. Sie hat sich damit abgefunden, daß monatlich etwas vorgeht, versteht aber nicht, daß ihre ganze Stimmungslage auf dieses verhältnismäßig kleine Ereignis die größte Wirkung ausübt. Man muß daran denken, wie viele Mädchen sich ganz instinktiv dagegen in einer Abwehrstimmung befinden. Auch die Aufklärung darüber, wie wertvoll das ist, nützt nichts, sie wissen aus anderen Beziehungen: man zeigt einem den Vorteil einer Sache, der andere sieht das ein, springt aber doch nicht hinein. Wir müssen so weit gehen, die mangelnde Bereitschaft zu erkennen und zu erklären. So wird man in allen Fällen von Schwierigkeiten der Menstruation aus der Stimmungslage heraus die Abwehrstellung leicht finden können, die auf irgendwelchen Bahnen zu einer Art von Verschluß führt. Man darf nicht übersehen, daß vielleicht diese instinktive Abwehrstellung eines Mädchens nicht von so großer Bedeutung wäre, wenn nicht das Einmalige zu berücksichtigen wäre. Die besondere Eigenart gerade dieses Mädchens kann uns einen Anhaltspunkt dafür geben, warum die gewohnheitsmäßige Abwehrstellung verstärkt wurde, z. B. durch Ablehnung der Frauenrolle überhaupt, durch Erfahrungen und Erlebnisse, wie leicht Mädchen während der Pubertät oder nachher in Schwierigkeiten geraten können. Das wird in Betracht gezogen werden müssen. Es ist die äußere Situation, die die Auslösung verursacht, sie wirkt auf die Stimmungslage.

Dieses einfache Beispiel läßt sich anwenden, um zu zeigen, daß das, was die Autoren zu trennen versuchen, indem sie etwas einmal als endogen, dann wieder als exogen ansehen, nicht zu trennen ist. Es gibt keine Erscheinung, die nicht bedingt wäre durch exogene und endogene Fakten. Wenn wir hier sehen, wie sich das auf alle Neurosen und Psychosen an-

wenden läßt, so sehen wir auch den Fortschritt der Individualpsychologie, der kaum mehr zu verhindern ist. Wir können mit eindeutigen Fakten aufwarten. Ich könnte keinen Fall als vollkommen klar ansehen, wenn man mir nicht die Situation zeigt, in der, wie in einer Funktionsprüfung, der Patient sich nicht genügend gewachsen erweist und in der wir gleichzeitig auch die Eigenart des Patienten gesehen haben, die uns zeigen konnte, daß er wirklich nicht richtig vorbereitet ist.

Die nicht richtige Vorbereitung muß nicht im Organischen liegen, sondern kann auch in der Meinung begründet sein. Die Meinung eines Menschen beeinflußt die Haltung, die Eigenart der Präsentierung seiner Funktionen. Alles hängt von der Meinung ab. Das gibt uns ja den Mut zu sagen, daß die Stellungnahme eines Menschen geändert werden kann.

Die Pseudogravidität gehört auch hieher. Man weiß heute noch nicht, wie sie entsteht. Ich habe einen Fall erlebt, der sehr aufschlußreich war. Es handelte sich um die Freundin eines Mannes, der seit vielen Jahren mit ihr Umgang pflog. Er äußerte die Absicht zu heiraten, wenn sie ein Kind hätte. Eines Tages schien sie in der Hoffnung zu sein. Das Abdomen entwickelte sich wie bei einer Schwangeren. Das dauerte 6—7 Monate. Ich wurde mit dieser Dame bekannt. Es fiel mir einiges auf. Ich riet den Beiden, zu einem Gynäkologen zu gehen. Eine Stunde später kamen sie zurück, der Bauch war verschwunden: der Gynäkologe hatte festgestellt, daß die Frau nicht schwanger war. Er selbst war sehr erstaunt darüber. Unter heftigem Ructus entwich die Luft aus Mund und Anus. Es war Meteorismus gewesen, eine Schöpfung der Frau aus dem Instinktiven heraus und nur bei einer Frau möglich, die diesen Meteorismus erzeugen wollte.

Ich möchte hier auf Erfahrungen hinweisen, daß es eine Anzahl von Menschen gibt, die Meteorismus erzeugen können. Sie schlucken Luft. Das wird in der internen Medizin nicht genug beachtet. Andere Erscheinungen spielen oft mit, so daß das Luftschlucken zum Hebel eines angstneurotischen Symptoms werden kann. Das habe ich oft beobachtet. Es läßt sich erklären, daß einer, der zu Angstsymptomen neigt, durch die Folgen, die sein aufgeblähter Magen mit sich bringt, in einem Zustand der Benommenheit gerät. Das kann auch weitere Erscheinungen haben. Man wird verstehen, daß das Luftschlucken in einer Situation erfolgt, wo der Patient nicht durchzukommen glaubt, wo er sich besonders bedrängt fühlt, wo sein Minderwertigkeitsgefühl sich besonders deutlich zeigt. Wenn man die Eigenart eines Menschen losgelöst vom Symptom ins Auge faßt, wird man finden, daß es ein Mensch ist, der sich von früher Kindheit an der sozialen Bedeutung der Angst, der Auswirkung der Angst auf andere bewußt war.

In den letzten Jahren war ich oft in der Lage, Einflüsse von Gefühlen und Emotionen auf die Schilddrüse zu beobachten. Es war mir klar, daß die endokrinen Drüsen durch Affekte beeinflußt werden können. Ich habe sogar behauptet, daß auch die Sexualdrüsen durch Gefühle in passive Haltung versetzt werden können. Auch hier muß man die Meinung des Individuums in Betracht ziehen, z. B. daß ein Junge, wenn er sich als unmännlich empfindet, demgemäß die Anregung für das Wachstum der Sexual-

drüsen vermissen läßt; er wird gewisse Lebensbeziehungen, die für die Entwicklung der Sexualdrüsen wichtig sind, ausschalten. Es werden Knaben in Situationen gehalten, wie man sie als für die Mädchen geeignet ansieht, wo sie z. B. still zu Hause sitzen müssen, mit Puppen spielen, wo ihnen verwehrt wird, sich aktiv zu gebärden. Solche Buben können später feminin aussehen. Ich habe gesehen, wie solche Buben, wenn man sie unter Knaben gebracht hat, Veränderungen ins Knabenhafte aufwiesen. Der New Yorker Biologe *Boas* hat nachgewiesen, daß amerikanische Mädchen durch den Sport dem männlichen Typus näher stehen. Es ist keine Frage, daß z. B. die Sexualdrüsen und damit der körperliche Aufbau beeinflußt sind davon, ob einer seine Sexualrolle ernst nimmt oder nicht. Die Wirksamkeit der Sexualdrüsen bei Menschen, die für das andere Geschlecht eine größere Neigung haben, wird unter gleichbleibenden Umständen eine größere Aktivität bekommen. Wenn wir daran denken, wie groß die Einflüsse dieser Art sind, so werden wir zu dem Schluß kommen können, daß das, was man funktionsuntüchtig nennt, z. B. der Verfall bei Frauen im Klimakterium, nicht unabänderlich ist, sondern auch durch die Stimmungslage der Frau bedingt, die im Klimakterium eine Gefahr oder eine Krankheit sieht. Gerade wir Ärzte sind besonders verpflichtet, Schäden aus dem Glauben der Menschen zu entfernen.

Eine ganz bedeutende Rolle spielt die Thyreoidea, insbesondere die basedowoide Dysfunktion. Ich hatte Gelegenheit, auf der Klinik *Zondek* in Berlin eine Anzahl von Basedowkranken zu untersuchen. *Zondek* steht auf dem Standpunkt, daß man Basedow nicht untersuchen kann, ohne die Eigenart des Patienten in Betracht zu ziehen. Das ist manchmal nicht leicht. Z. B. litt ein 26jähriger Mechaniker seit zwei Jahren an Basedow. Die Symptome waren deutlich, der Grundumsatz war um 30% erhöht. Ich forschte nach auslösenden Ursachen. Er war der einzige Knabe in der Familie und von größter Empfindlichkeit gewesen. Wer, wie ich die Charakterologie des Neurotikers studiert hat, weiß, daß wir unter seinen Charakterzügen immer wieder die Überempfindlichkeit konstatieren können. Der Patient sagte selbst: wenn einer krank wird, schickt man ihn auf Beobachtung, weil die Leute mißtrauisch sind. Es war wie ein Vorwurf. Es deutet darauf hin, daß der Mann sehr empfindlich ist, sich nicht leicht anschließt. Wenn der Patient es einem entgegenträgt, kann man vermuten, daß es sich hier um einen besonderen Grad von Empfindlichkeit handelt. Ungeduld konnte sich konstatieren lassen, weniger deutlich Affektausbrüche. Träume waren nicht festzustellen. Die älteste Erinnerung zeigte, daß er sich gegen eine neue Situation besonders wehrt. Aus seiner Arbeitsstätte möchte er um keinen Preis weggehen. Das sagt nicht viel über die krankmachende Situation. Auf meine Frage, ob sich nicht etwas zugetragen hatte, was ihn aufgeregt hatte, kam wenig zum Vorschein. Er sprach über eine Liebesaffäre. Er hatte bis vor sechs Monaten eine Freundin, die damals einen anderen Bewerber gefunden hatte. Wenn man ihm aufs Wort glauben würde, wäre auch das belanglos. „Ich war eigentlich froh; sie hat nicht zu mir gepaßt.“ Wenn man weiß, wie gerade Nervöse sich an einem Menschen festhalten wollen, sich verletzt fühlen, wenn einer sich einem anderen zuneigt, so wird man annehmen, daß es sich hier um die krankmachende

Situation handelt, umsomehr als das Ereignis in eine Zeit fiel, in der die ersten Erscheinungen von Zittern auftraten. Das ist einer der schwierigeren Fälle und ich kann schon begreifen, daß, wenn einer nicht mit unseren Mitteln der Untersuchung ausgestattet ist, es nicht merkt. Gerade diejenigen, die aufs Endogene pochen, sind nicht so weit in der Feststellung des Endogenen wie wir.

Es gibt Fälle, die viel sprechender sind und bei denen sich gewiegte Untersucher nicht zurecht finden. Ein solcher Fall ist z. B. der eines 7jährigen Mädchens, das durch die Dysfunktion der Thyreoidea in einen lebensgefährlichen Zustand geraten war. Als ich sie sah, war die größte Gefahr vorüber; sie zeigte alle Symptome des Basedow. Es war mir darum zu tun, neben dem Endogenen der Anfälligkeit auch den äußeren Einfluß festzustellen, zugleich die seelische Eigenart des Mädchens. Sie war die Jüngste, verzärtelt, hatte eine Stelle bei einem Juwelier, die sie sehr liebte. Eines Tages schickte der Chef sie um einen Diener. Sie ging in das Haus, traf dort eine Frau, fragte nach dem Mann. Die Frau zeigte auf eine Tür. Sie öffnete die Tür und befand sich in einer Kaschemme, sah wüst aussehende Leute, die tranken. Sie schrie auf, rannte davon, weinte jämmerlich und war von diesem Augenblick an krank. Es war nicht ganz leicht, diese Geschichte herauszubringen. Sie war erstaunt, zu sehen, daß dieses Erlebnis einen Zusammenhang mit der Erkrankung haben könne. Als ich sie fragte, ob sie sich nicht aufgeregt habe, erzählte sie mir unter Weinen diese lächerliche Affäre. Aber bedenken wir, daß dieses Mädchen wahrscheinlich von Kaschemmen eine Meinung hat, die das Ärgste bedeutet — Verbrechen, Vergewaltigung, Mädchenhandel; sie litt an dem Abstand der Haltung, die man ihr gegenüber zu Hause und im Geschäft annahm und der Haltung, die sie dort erwartete. Das macht enorm viel aus. Wir könnten für jeden von uns eine Situation konstruieren, die uns in eine ähnliche Spannung versetzen würde.

Es ist vielleicht auch am Platze, das ganz Wenige, was wir wissen können, über die Beeinflussung der Organe hier anzuführen. Wie wirkt das Seelische auf die Organe? Selbstverständlich hat es die Sphären unseres Bewußtseins zu passieren, die Umwandlung des Aufgenommenen findet statt, von dort wird das vegetative System in Erregung versetzt. Durch das vegetative System wird die Erregung weitergeleitet in verschiedenster Art, nach der Eigenart des Individuums, nach der Eigenart der Organe, die in Vibration geraten. Bei allen diesen Erregungen kommt der gesamte Organismus in Erregung; wir können es nur an den Stellen feststellen, wo sich die Irritation deutlicher zeigt. Wir sprechen dann von Ausfallserscheinungen. Hier müssen wir viele andere Drüsen mit einbegreifen, auch die Leber. Auf die Leber hat die Erregung Einfluß, bei jedem in verschiedener Art. Es gibt Menschen, die bei einer Erregung, bei der man Zorn erwarten könnte, Schmerzanfälle in der Leber haben. Es ist nachgewiesen worden, daß auch der Gallenabfluß sich bei Erregung verändert. Auch das Pankreas, die Langerhansschen Inseln, können durch Affekte erregt werden. Es gibt Leute, die auf seelische Erregungen mit Zuckerausscheidung antworten und es ist klar, daß man wird trachten müssen, einen solchen Pa-

tienten in eine Stimmungslage zu bringen, wo er einer derartigen Schädigung nicht ausgesetzt ist.

Ein schwererfaßbares Gebiet ist das der Psychose und der Epilepsie. Daß wir dort auslösende Situationen finden können, wird kein einsichtsvoller Psychiater übersehen können. Die Eigenart der krankmachenden Situation wird ins Auge gefaßt werden müssen; das gilt für die Melancholie, Schizophrenie und Epilepsie. Wenn man nur einen Teil abgrenzt, wird man sagen müssen, daß bei der Affektepilepsie ein Teil des Gehirns auf die Irritationen antwortet. Daß da möglicherweise auch Veränderungen Platz greifen können, ist nicht von der Hand zu weisen; z. B. zeigen alte Fälle von Schizophrenie Veränderungen der Gehirnsubstanz. Das kann z. T. als Variante der Gehirnstruktur, die von vornherein die Eigenart des Individuums charakterisiert, angesehen werden. Möglicherweise handelt es sich um Quellungsvorgänge, durch die vielleicht das Gehirn beeinflußt werden kann, z. B. sind eine große Anzahl von neurotischen Erscheinungen bei der Morphiumentziehung durch Beeinflussung der Gewebe durch das zurückgehaltene Wasser bedingt (Untersuchungen von Dr. *Alexandra Adler*), ein Gesichtspunkt, der beleuchtend für andere Vorgänge wirkt. Es ist denkbar, daß seelische Erregungen vielleicht auch andere Zustände herbeiführen. Das ist kein Widerspruch gegen die individualpsychologische Anschauung; diesen Mechanismus kennen wir schon seit langem.

Die Wirkung von Strukturveränderungen im Falle einer seelischen Erregung sieht man besonders deutlich bei den Skoliose- und Plattfußschmerzen. Fälle, die ich gesehen habe, hatten die Bedingung für diese Schmerzen in sich; sie hatten sie nicht immer, sondern erst von irgendeiner Zeit an, gewöhnlich wenn der Betreffende die Haltung verlor, in einer Situation, in der er das Vertrauen zu sich eingebüßt hatte. Es ist eine Erfahrung, die heute schon 25 Jahre alt ist, daß das, was man Skolioseschmerzen nennt, viel komplizierter ist. Es gibt Schmerzen, die an der Vorderwand des Thorax sich lokalisieren und in der Zeit einer Depression zustandekommen, z. B. bei Melancholikern; auch bei Nichtmelancholikern, wenn sie sich zurückgesetzt fühlen. Ich glaube nicht, daß die bloße Annahme, die Nerven werden gedrückt, richtig ist; das wäre zu primitiv. Ausstrahlende Schmerzen anzunehmen, vielleicht im Sinne der *Head*schen Zone, ist mir auch nicht wahrscheinlich. Ich habe, schon lange bevor von der orthostatischen Albuminurie die Rede war, darauf aufmerksam gemacht, wie häufig sich Verkrümmungen der Wirbelsäule verbunden zeigen mit Erscheinungen an den Nieren. Ich habe das beim ersten urologischen Kongreß bei großem Skeptizismus der Anwesenden auseinandergesetzt. Vielleicht ist in der embryonalen Entwicklung das ganze Segment irritiert. Alle Verkrümmungen weisen mit Deutlichkeit darauf hin, daß eine familiäre Deformation vorliegt, die sich dadurch charakterisiert, daß an der Spitze der Skoliose oder im Segment ein Nävus ist. Ich habe frappante Erlebnisse in dieser Beziehung gehabt. Ich konnte voraussagen, wo der Nävus sitzt.

Dasselbe gilt für den Plattfuß. Diejenigen, die über Schmerzen geklagt haben, waren verstimmte Menschen. Das kann man sich nur so erklären, daß deprimierende Eindrücke den Verlust des Tonus der Muskulatur mit sich bringen. Sie können das am ganzen Menschen sehen; auch wenn er

keine Plattfüße hat, zeigt er durch seine Haltung, was in ihm vorgeht; er spricht mit der Muskulatur. Wir müssen den Organdialekt verstehen lernen. Wenn ich das jemandem erklären wollte, habe ich ihm eine Geschichte erzählt, die ich auf einer psychiatrischen Klinik erlebte. Der Assistent zeigte mir einen Patienten, der ihn immer zum besten halten wolle. Der Mann stand am Sessel beim Fenster und hatte einen Zwirnsfaden um den Hals gelegt. Nun stieß er den Sessel weg und zerschnitt sich das Gesicht an der Fensterscheibe. Es ist im Wesen eines Menchen vorgebildet, daß, wenn eine für ihn zu schwierige Situation auftritt, auch der Körper Schaden nimmt.

Ich möchte auch darauf hinweisen, daß die Vasomotoren und damit auch die Haut unter seelischem Einfluß stehen. Es ist bekannt, daß Hauterkrankungen durch seelische Einflüsse angeregt werden. Doch gilt dies nicht für jedermann als bindend, der diese Eigenart hat. Wir kommen da zu einer Fragestellung von größter Bedeutung: ob einer, der endogen für die Erkrankung vorbereitet ist, die Erkrankung bekommen muß. Wenn wir an die Schizophrenie denken — wir sind über die körperliche Eigenart eines Schizophrenen zum Teil unterrichtet — ist damit gesagt, daß er wirklich Schizophrenie bekommen muß? Wenn die körperliche Eigenart des Patienten unter Verhältnisse gebracht würde, bei denen er sich im Gleichgewicht erhält, müßte er nicht erkranken. Wir können ihn beeinflussen, so daß seelische Einflüsse für ihn nicht diese ausschlaggebende Wirkung haben.

Ich möchte noch auf eine Erscheinung hinweisen, auf die Gestaltung der menschlichen Körperform, auf die Physiognomik. Es ist etwas daran, nur wissen wir nicht, was, weil das, was die Physiognomik hervorruft, Bewegungen sind. Physiognomik ist Form gewordene Bewegung. Diesen Übergang kennen wir zu wenig, wir urteilen nach Äußerlichkeiten, oft in verwegenster Weise, doch ist kein Zweifel, daß die seelische Stimmung die Körperlichkeit beeinflußt, so daß die Gesichtszüge sympathisch oder unsympathisch erscheinen. Wer beobachtet hat, wie der Melancholiker in seiner melancholischen Phase aussieht und nachher, wird verwundert sein. So wirkt in jedem in seinem Ausdruck seine seelische Stimmung nach.

Wir kommen auf unsere Grundanschauung zurück, auf die Grundlage aller richtigen Funktionen: auf das Richtig-eingebettet-sein in den Entwicklungsgang der Menschheit. Nur so können wir verstehen, woher wir annehmen, daß der eine sympathisch, der andere unsympathisch ist, daß sich das automatisch vollzieht, daß wir es erst genauer verstehen, wenn es uns gelingen wird, den Vorgang in Begriffe zu fassen. Das ist ein Gedanke, der nur in eine Evolutionsanschauung hineinpaßt. Bei den Spezies kommt es auf das an, was irgendwie zu dem Entwicklungsgang der Menschheit gehört. Von hier aus werden wir verstehen, was als fehlerhaft oder als ungefähr richtig anzusehen ist. Ein weitverbreiteter Irrtum besteht über den Begriff der Gemeinschaft. Nur der wird ihn verstehen, der weiß, wie innig er mit dem Entwicklungsgang der Menschheit zusammenhängt, als etwas zu Erstrebendes. Was die äußere Form eines Menschen anbelangt, so ist sie viel mehr durch seinen Gleichklang mit der zu erstrebenden Gemeinschaft verbunden, als wir bisher nachweisen konnten.

Es scheint, daß seelische Einflüsse langdauernder Natur nur das minderwertige Organ dauernd beeinträchtigen können. Da stehen wir wieder vor der Frage: wo beginnt die Minderwertigkeit des Organes? Vielleicht muß man mehr an die Schädigung durch den ganzen Körperhaushalt denken, die sich auswirkt im locus minoris resistentiae. Es gibt viele Beispiele, die die Schädigung im Körperlichen zeigen. Ein Mann wurde z. B. an dem Tage von einem Auto überfahren, an dem er durch seine bösartige Gesinnung eine untergebene Beamtin zur Hingabe zwingen wollte. Sie mobilisierte Freunde, um zu beraten, was man mit ihm anfangen solle. Wenn solche Zufälle — die für uns keine Zufälle sind — möglich sind, kann man sich schon denken, daß man in den Schwierigkeiten, die den Menschen immer umgeben, Schädigungen bei jenen Menschen wird eher verfolgen können, die seelisch nicht gestärkt sind. Dasselbe erleben wir auch bei Epidemien.

Krankheit und Psyche.[1])

Von Dr. ARTHUR HOLUB (Wien).

Die Krankheit als Erlebnis wollen wir heute in den Kreis unserer Betrachtung einbeziehen, den seelischen Auswirkungen nachgehen, die eine körperliche Erkrankung zur Folge haben kann, wir werden untersuchen müssen, ob der so oft gehörte Satz: „Jener Mensch ist durch die Krankheit ganz anders geworden“ wirklich seine Gültigkeit behält. Wir werden auch erfahren, wie es keine Krankheit gibt, auf der nicht ein nervöser Überbau aufgepfropft werden kann.

Wir wissen, welche bedeutende Rolle die Individualpsychologie ersten Kindheitserinnerungen zuschreibt; daß wir, vor allem, nur das im Gedächtnis festhalten, was in unsere Art, das Leben anzusehen, in unsere ganze Auffassung vom Leben sich einfügt. Recht häufig werden uns nun als solche Erinnerung Erkrankungen im Kindesalter reproduziert. Was will uns dies besagen? Daß das Kind plötzlich die leidvolle Erfahrung machen mußte, daß es unvermutete Gefahren im Leben gibt, daß Schwierigkeiten eintreten können, die man sich nicht ausdenken, die man nicht voraussehen kann und denen man sich nicht gewachsen fühlt; und der Erwachsene, der uns diese Erinnerungen erzählt, wird uns dasselbe Bild zeigen, er wird in seinen Lebensaufgaben nicht vorwärtsgehen, stecken bleiben, in der bangen Leitlinie: wer weiß, was mir geschieht: du kannst nicht genug ausweichen.

In einem anderen Falle wird a u c h die Erkrankung im Vordergrunde stehen, aber in der Erinnerung wird mehr festgehalten sein, wie liebevoll man mit dem Kinde umgegangen ist, wie es so vieles durchgesetzt hat, was es nicht erlangt hätte, wenn es nicht krank gewesen wäre. Und da setzt etwas verhängnisvoll ein — ich möchte es in Analogie mit einer Erscheinung in

---

[1]) Vortrag, gehalten im Wiener Verein für Individualpsychologie am 9. Oktober 1933.

der Tierpsychologie das „Aha-Erlebnis" nennen, das Kind erlebt es: Aha, wenn ich krank bin, hat man mich doppelt so lieb, man kümmert sich um mich, man opfert sich auf, man zieht mich meinen Geschwistern vor. Es wird sich nach der Zeit zurücksehnen, in der es leidend war, beschützt wurde und in jeder schwierigen Situation uneingestanden nach diesem Ausweg zurückblicken. Ein Kind bricht sich ein Bein: Ist aber ein Beinbruch nur ein Beinbruch, nur eine einfache mechanische Angelegenheit? Wird es nicht etwas anderes sein, ob es sich um ein verzärteltes Kind handelt oder aber vielleicht um das sechste Kind einer Proletarierfamilie? Im ersteren Fall wird es die Liebe und Sorgfalt der Eltern doppelt genießen, sich seiner Vorzugsstellung vor den Geschwistern erfreuen können. Und das andere Kind? Mit welchen Vorwürfen, mit welch bitteren Worten wird es wohl wegen seiner Ungeschicklichkeit empfangen, wenn es durch seine Bettlägerigkeit die Enge der dürftigen Räume noch unerträglicher macht und gar besondere Kosten verursacht. Wie zurückgesetzt, wie ungerecht behandelt wird sich dieses Kind fühlen, die Feindseligkeit der Umgebung ebenso erwidern. Ein bloßer Beinbruch nur und wie verschieden wird er erlebt. Das Geschehnis des Beinbruchs ist ein Erlebnis geworden, das jedes Kind schöpferisch, gemäß seinem Lebensstil verwertet.

Manchmal steht die Erinnerung im Vordergrund, wie das Kind zu Untersuchungen, zur Operation aus dem Bett gehoben, auf den Tisch gelegt wurde. Hilflos sieht es sich stärkeren Gewalten gegenüber. Man hört solche Erinnerungen bei Patienten, die sich, wenn das Schicksal sie härter anfaßte, widerstandslos und entmutigt einer Depression hingeben, mit dem einzigen Gedanken: ohnmächtig wie damals in der Kindheit.

Charakteristisch ist öfters die Erinnerung verzärtelter Kinder, wenn sie wegen einer Infektionskrankheit eines Geschwisters ausquartiert werden mußten. Solche Kinder lernen daraus nur das Eine: mit dem Leben ist nicht zu spassen, unvermutet im schönsten Spielen wird man hart angepackt, sie treten furchtsam, mißtrauisch, zögernd, immer zum Rückzug bereit dem Leben entgegen.

Daß ein besonders schlimmes Kind, schlimm, weil es sich bisher im Schatten wähnte, nach einem langen Krankenlager zum Engel gewandelt erscheint, ist leicht zu erklären, hat es doch bisher so schmerzlich vermißte Wärme und Bevorzugung endlich einmal verspürt und darf auf weitere hoffen. Es bedarf nicht einmal der Krankheit und das Kind lernt, den Erwachsenen seine Macht zu beweisen. Der Sinn der Eßschwierigkeiten der Kinder ist Ihnen wohl schon bekannt. Und wo den Eltern die Regelung der Verdauungsfunktion die Hauptsache ist, wird eine Verstopfung ihnen die Grenzen ihrer Macht beweisen.

Kehren wir zu der Besprechung der Krankheiten zurück und wie sie das Kind auffassen kann. Daß sie häufig die Berufswahl beeinflussen, daß das Kind, das bei sich oder anderen ein schweres Leiden erlebt, Arzt werden, Krankheiten überwinden lernen will, wird uns nicht wundern, aber auch bei Erwachsenen kann dies der Fall sein. So existiert in Wien ein Verein, der seine Mitglieder auch im Winter zum Baden im eiskalten Fluß verpflichtet. Wie glaubwürdig versichert wird, stammt der Begründer dieses Vereins aus einer Familie, in der sehr viele Angehörige an Lungen-

tuberkulose zugrunde gingen; er selbst soll lange lungenkrank gewesen sein. Der kompensatorische Zug der Überwindung des Lungenleidens ist nicht zu verkennen, wie er häufig auch bei fanatischen Anhängern bestimmter Diätformen zu finden ist, die an Magen-Darmkrankheiten litten. Das Mundwasser „Odol“ ist allgemein bekannt; sein Erfinder, namens Lingner, hatte sich nach einer schweren Blutvergiftung vom Musikstudium ab- und der Verhütung von Krankheiten zugewandt. Das Mundwasser sollte die Ansiedlung von Keimen schon im Munde verhindern, außerdem schuf er die weltberühmte hygienische Ausstellung in Dresden und rief die Serumwerke ins Leben. Es ist auch interessant, daß der Erfinder dieses *Mundwassers* an *Zungenkrebs* starb. Die Erfindung wäre also eine Art psychischer Kompensation einer vielleicht nicht bewußten Organminderwertigkeit, so sehr der exakt sich wähnende Naturforscher dazu noch heute lächeln mag. Hierher gehört auch wahrscheinlich, daß Kliniker, die sich der Erforschung bestimmter Organe zuwenden, nicht zu selten an Erkrankungen derselben zugrunde gingen.

Feuereisen veröffentlicht aus der Prager deutschen internen Klinik folgende interessante Erscheinung: Einen Maler, der meistens Landschaftsbilder malte, interessierte seit einiger Zeit das Thema eines vor Durst verschmachtenden Hirten, der sich verirrt hat und weit und breit kein Wasser findet. In dieser Zeit fühlt er sich müde, krank, sucht die Klinik auf. Die Untersuchung ergibt Diabetes. Er wird behandelt, wird gesund. Nach Hause gekommen, wirft er das angefangene Bild in die Ecke, es hat gar kein Interesse für ihn, er malt wieder seine Landschaftsbilder.

Um zur Berufswahl zurückzukehren, wollte ein krank gewesenes, sehr asoziales Kind, wie *Adler* erzählt, charakteristischer Weise Totengräber werden.

Ein anderes Bild: ein krank gewesener Knabe äußert den Wunsch Arzt zu werden, weil sich dann die Mädchen vor ihm ausziehen müßten; hier zeigt sich schon die auf männlichem Überlegenheitsstreben beruhende sexuelle Neugier.

Die Vorzugsstelle, die die Erkrankung dem Kinde seinen Geschwistern gegenüber gewährt, ist ein bedeutender Faktor im seelischen Erleben, bei diesem sowohl als auch bei jenen, die sich nun vernachlässigt fühlen. Wie schwer dies empfunden werden kann, zeigt ein Beispiel des Bruders eines Patienten, der als Kind sehr lange beim Zahnarzt in Behandlung stand und von der Mutter immer dorthin begleitet wurde. Der Bruder empfand das lange und tief als eine Bevorzugung des anderen und auch als das Leben ihm später übler mitspielte als seinem Bruder, rächte er sich durch eine Platzangst, durch die er den beneideten Bruder zwang, ihn immer zu begleiten, ihm immer zu Willen zu sein. Es muß aber nicht immer so sein, daß sich das Kind infolge der größeren Pflege, die ein erkranktes Geschwister erheischt, vernachlässigt fühlt. Es gibt keine Schablone in der unendlichen Mannigfaltigkeit psychischer Haltungen. Ein Patient, als Kind sich immer im Schatten fühlend, erzählte, wie er seit der Erkrankung seines Bruders scheinbar ganz anders wurde, da die Eltern, wohl aus Furcht jenen zu verlieren, sich ihm mehr zuwandten als früher.

Daß die Krankheit der Eltern und noch mehr, der Tod eines von ihnen

eine große Rolle spielen muß, ist selbstverständlich. Wenn aber von erwachsenen Patienten solche Ereignisse in Kindheitserinnerungen festgehalten werden, so werden wir dies wohl als ein schweres Zeichen der Entmutigung gelten lassen müssen, dasselbe auch, wenn Patienten den Tod eines Elternteils, den sie als Erwachsene mitgemacht, nicht verwinden können, mit Hinblick auf diesen Verlust sich vom Leben und seinen Forderungen zurückziehen. Wie schwer der Tod eines Geschwisters auf ein Kind nachwirken kann, wenn ihm das Verstorbene dauernd als unerreichbares Muster vorgehalten wird, ist zu begreifen.

Erkrankungen der Eltern können auch eine andere Wirkung haben. Wir machen die Erfahrung, daß Kinder nicht nur die Eigenschaften, sondern eventuell auch Krankheitserscheinungen des Elternteils, an den sie vornehmlich gebunden sind, nachahmen, sei es, um dann eben dieselben Privilegien sich zu erzwingen wie der kranke Vater oder die Mutter oder ihre Erlernung klug benützen, um schwierigen Situationen auszuweichen. Die Nachahmung und Erlernung mancher Krankheitssymptome ist gar nicht so schwer, wie man sich das vielleicht vorstellt, häufig sind die betreffenden Organe wie bei den Eltern auch bei den Kindern minder widerstandsfähig und es lernt auf ihnen spielen wie auf einem Instrument. Die Bezugspersonen müssen nicht immer die Eltern sein, es kann dies auch ein sonst dem Kinde imponierender Mensch sein, z. B. jemand aus dem Bekanntenkreis der Familie.

Manchmal gibt die Erkrankung der Mutter einem Kinde Gelegenheit, statt ihrer den Haushalt zu führen, sich so hervorzutun und so über die anderen Geschwister zu herrschen. In einem anderen Fall sah ich, wie ein Mädchen, das Lieblingskind des Vaters, der sich immer einen Buben gewünscht hatte und sie nun wie einen Buben erzog, mit starkem männlichem Protest Schmerzen heldenmütig vertrug, sich gern Zähne ziehen ließ, nur um dem Vater zu imponieren.

Eine andere Art, wie Erkrankung der Umgebung erlebt werden kann, sei in folgendem Beispiel vermerkt: Ich behandelte ein 23jähriges Mädchen, die an der Angst zu fallen und an Schwindel litt und deshalb sogar ihre Stellung aufgeben mußte. Die Furcht, zu fallen, heißt für uns: die Furcht, nicht oben bleiben zu können, das Bedürfnis immer oben sein zu müssen. Ihre Kindheitserrinnerungen waren folgende: sie erinnere sich, daß ihr Vater, ein großer, starker Mann, ohnmächtig zu Boden fiel. Ferner erinnerte sie sich, wie ihr Bruder, plötzlich an Blinddarmentzündung erkrankt, ins Sanatorium geschafft werden mußte; was muß uns da auffallen? Sie sieht also zwei männliche Personen ohnmächtig, krank, hilflos. Als ich sie nach ihren Beziehungen zum anderen Geschlecht fragte, gab sie mir an, in Beziehungen zu einem Mann in den sechziger Jahren zu stehen, also wieder ein Mann, der sozusagen die Rolle des Schwachen, ihr gegenüber Ohnmächtigen innehatte, sie war ihm über, sie war oben. Ihr Vater war sehr tyrannisch, zwang sie z. B., wenn sie erbrach, das Erbrochene wieder zu sich zu nehmen, sie weidet sich in der Erinnerung an seiner Ohnmacht. Wie sehr sie den Triumph über schwache Männer sucht, geht aus der dritten Kindheitserinnerung am ersten Schultag hervor. Sie sieht sich mit dem Bruder, obwohl er ein Jahr älter war, in der ersten

Schulklasse, d. h. obwohl ich *nur* ein Mädchen und ein Jahr jünger bin, bin ich doch so weit wie er.

Wenden wir uns den Erwachsenen zu! Wie benimmt sich die Umgebung zu erwachsenen Angehörigen, die erkrankt sind? Auch hier beobachtet man manchmal Verzärtelung, öfters aber versagen gerade die, die ihre Opferbereitschaft immer hervorhoben; statt zu pflegen, sind sie selbst so „aufgeregt", daß sie, nicht der eigentliche Kranke, eine Betreuung nötig hätten.

Ein simpler Rachenkatarrh, was kann die Psyche alles daraus machen! Ein Patient wird seit Jahren an einem solchen behandelt, weil er einige Male im Jahre an starkem Husten, der sich bis zu fortwährendem Erbrechen steigert, wochenlang leidet und dann bettlägerig sein muß. Die Ärzte können außer einem gewöhnlichen Rachenkatarrh nichts finden, schließlich wird er mir von einem Spezialisten zugewiesen, da etwas Nervöses im Spiele sein muß. Und so war es. Er, ein isolierter Mensch, der sich immer zu wenig beachtet glaubte, erzwang sich diese Beachtung mit Hilfe seines Rachenkatarrhs. — Ein junger Mensch wurde mir von seinen besorgten Eltern zugeführt, weil er an fortwährendem Husten mit zeitweisen Temperatursteigerungen leide und andere Ärzte immer ebenfalls „nur" einen Rachenkatarrh gefunden hätten. Auch ich fand nichts anderes; aber es fiel mir auf, daß der 17jährige Gymnasiast erst in die dritte Klasse ging. Ich sagte ihm auf den Kopf zu, daß er sich gegen das Studium, das seine Eltern so wünschten, sträube, durch seine hartnäckigen Beschwerden die Eltern ängstige, die ihn von einem Kurort in den anderen schickten, so daß er tatsächlich mit Hilfe seines Rachenkatarrhs den Wunsch der Eltern sabotiere. Ich sagte dies auch den Eltern, die mir erwiderten, das habe ihnen schon ein Nervenarzt vor mir gesagt, sie könnten es nicht glauben. Der Rachenkatarrh als Waffe!

Ganz anders kompensierte der berühmte Schauspieler Bassermann seine chronische Heiserkeit, die ihn jahrelang hinderte, ein Engagement zu finden; sie war für ihn ein Antrieb, ein Stachel, gerade weil sie ihm Schwierigkeiten machte, sie zu überwinden.

Nierensteine. Ein Leiden, das gewöhnlich als rein mechanisch bedingt angesehen wird. Es handelt sich um Konkremente, die in den engen Harnwegen den Abfluß aus der Niere hindern können und sich an engen Stellen so verkeilen können, daß sie durch den Druck, den sie ausüben, die größten Schmerzen, Koliken genannt, verursachen und auch schwere Entzündungen veranlassen. Es erzählte mir eine 28jährige, unverheiratete Dame, die an Nierensteinen litt, und deren Familienverhältnisse ich gut kannte, was für ein Pech sie habe, gerade am Hochzeitstag ihrer jüngeren Schwester habe sie eine solche Kolik gehabt und am Feste nicht teilnehmen können. Als ich ihr sagte, diese Kolik sei ihr wohl nicht ungelegen, wenn nicht direkt erwünscht gekommen, war sie zwar etwas überrascht, gab es mir aber bald zu. Warum? Sie stand zwischen zwei Schwestern; die Ältere mit einem Klumpfuß und deshalb sorgfältig von ihren Eltern behütet, kam in der Konkurrenz bei Männern nicht in Betracht, die Jüngste war das Nesthäkchen, sehr hübsch und sehr verzärtelt. Sie selbst stand vermeintlich im Schatten, entmutigt stand sie den Proble-

men des Lebens, insbesondere dem der Liebe unschlüssig zögernd gegenüber, in der Sorge, den Anschluß zu versäumen. In der kleinen Stadt, in der sie lebte, war die Heirat der jüngeren Schwester für sie eine Niederlage und so entzog sie sich durch einen Anfall am Hochzeitstage der Schwester den hämischen Blicken der lieben Bekannten. Wie ist dies medizinisch zu erklären? Erinnern wir uns, wie im Zorn sich die Gefäße mit mehr Blut füllen, das Gesicht rot wird; dasselbe dürfte in den Harnwegen der Fall sein, so daß der Stein noch mehr eingezwängt wird und es so zu einer Kolik kommt. Ein Arzt berichtet, wie bei einem Hochzeitsfest die Schwester der Braut bei Besteigung des Wagens sich das Bein brach, nachdem sie sich auffallend ungeschickt dabei benommen hatte, also wie wir schließen dürfen, recht widerwilligen Herzens zur Hochzeit fuhr und dies so bewußt-unbewußt verhinderte.

Wir sehen daraus, daß auch Unfälle nicht zufällig sein müssen, sondern von einer psychischen Regie herbeigeführt werden können. Ein älterer Mann hatte sich um eine schöne, sportlich gewandte Frau beworben, die ihn nach längerem Sträuben heiratete. In der Furcht, sie zu verlieren, ihr nicht imponieren zu können, von den vielen Verehrern ausgestochen zu werden, erlernte er auch den Skisport, der ihm, wie überhaupt die neue Lebensweise, die ihm die Frau auferlegte, beträchtliche Schwierigkeiten machte. Bei einer dieser Skitouren brach er sich das Bein. Seine erste Frage, mit einem flehenden Blick auf den Chirurgen gerichtet, war: „Nicht wahr, jetzt werde ich nicht mehr Skifahren können?“ Und obwohl der Chirurg nur einen einfachen Bruch feststellte, der leicht heilen würde, verstand er sofort die Situation und beruhigte den Patienten sichtlich, indem er gegen seine innere Überzeugung sagte: „Sie werden nicht mehr Skifahren können.“ Der Mann hatte seine Legitimation erhalten, jetzt konnte man ihm keinen Vorwurf mehr machen, wenn er sich daran nicht mehr beteiligte. Frau Dr. *Alexandra Adler*[1]) hat eine sehr interessante Studie über die Psychologie der Unfälle bei Arbeitern veröffentlicht, der wir hier folgende Fälle entnehmen:

Sie bespricht die auffallende Unfallsbereitschaft bei einer Gruppe von Menschen, die als ständige Ankläger durchs Leben gehen, meist den Vater, aber auch die Mutter in großer Erbitterung für ihre vermeintlich verfehlte Existenz verantwortlich machen und die Unfälle immer wieder als Beweis dafür anführen, welches Unrecht an ihnen geschehen sei, indem man sie zu einem Berufe zwang, der ihren Wünschen nicht entsprach. Ein Maschinenarbeiter, der *Jüngste* von sieben Geschwistern, hat in 13 Jahren seines Berufes vier schwere Unfälle erlitten. Es sei immer sein sehnlichster Wunsch gewesen, Künstler, Artist oder Akrobat zu werden. Sein Vater aber, ein Beamter, duldete das nicht, motivierte seine Weigerung ständig mit einer Äußerung, die ihm noch jetzt in deutlicher Erinnerung geblieben ist: Ich will mir keinen zukünftigen Krüppel heranziehen“, nun, meint er, könne man an ihm sehen, wie unrecht der Vater gehabt habe, denn jetzt sei er wirklich ein Krüppel geworden. Das sollte der Vater einmal sehen. Wenn er Artist geworden wäre, hätte er jetzt gerade Glieder, wäre kein

[1]) Archiv für Gewerbepathologie und Hygiene Bd. II Heft 2.

Proletarier geworden, das wäre ein anderes Leben gewesen, sein Leben sei verpfuscht.

Ein anderer Maschinenarbeiter mit wiederholten, schweren, beiderseitigen Fingerverletzungen, erzählt sehr zornig, daß er Feinmechaniker werden wollte, sein Vater ihn aber daran verhinderte. Das könne er seinem Vater nicht vergessen, sein Ideal sei noch immer Feinmechaniker zu sein, dann hätte er keine Unfälle gehabt. Er mußte eben seinem jüngeren Bruder, dem Nesthäkchen, das Opfer bringen, der durfte Kaufmann werden, werden, was er wollte.

Bei dieser erwähnten Gruppe von Arbeitern fand Dr. *Alexandra Adler* in einigen Fällen einen bestimmten Typus dadurch gekennzeichnet, daß die Unfälle nach einer oft unfallfreien Zeit, plötzlich gehäuft auftreten und dann wieder ausbleiben. Und hier zeigte sich nun, daß dieselbe Situation, die dem vorher geschilderten Typus schon von Jugend an zugrunde lag, bei diesen Fällen erst später plötzlich aufgetreten war und erst von diesem Zeitpunkt an die Unfälle zur Folge hatte. Ein 44jähriger Schleifer hatte 20 Jahre lang ohne Unfall eine ziemlich schwierige Heizerarbeit versehen. Er verlor diese Stelle, trachtete zunächst eine ähnliche zu bekommen, war sehr enttäuscht, von seinen Verwandten nicht unterstützt zu werden, mußte schließlich eine, sich ihm gerade bietende Arbeit annehmen. Gegen diesen Posten revoltierte er öfters, z. B. entfernte er sich einigemale plötzlich von der Schmirgelscheibe, weil ihm die Hitze unerträglich schien (obwohl er bisher Heizer gewesen war), geriet in großen Zorn, als er keine andere Beschäftigung finden konnte. Er mußte immer daran denken, daß er hatte studieren wollen, sein Vater aber dagegen war. Kurz nachdem er gezwungenermaßen diesen Posten angenommen hatte, kam es in kurzen Abständen zu drei schweren Unfällen.

Ein anderer Fall: ein Hilfsarbeiter, der einen auffallend ängstlichen Eindruck macht. Seine Ängstlichkeit kam auch in Träumen und Kindheitserinnerungen zum Ausdruck. Er heiratete eine sehr energische Frau, die ihn ständig dazu drängte, sich um eine besser bezahlte, allerdings anstrengendere, aber an sich ungefährlichere Arbeit zu bewerben. In demselben und im folgenden Jahre kam es hintereinander zu drei Unfällen, die ihn dazu zwangen, g e g e n den Wunsch seiner Frau die frühere Arbeit wieder aufzunehmen. Die demonstrative Tendenz dieser Unfälle ist deutlich zu sehen.

Wieder eine andere Gruppe rekrutiert sich aus enttäuschten, verbitterten Arbeitern, die sich selbst als Pechvögel bezeichnen. Interessant ist, daß die Hälfte dieser Gruppe sich aus unehelich Geborenen zusammensetzt. Sie führen an, wie traurig ihre Kindheit war, wie sie von einem zum anderen geschoben werden; das Leben habe es nie gut mit ihnen gemeint. Diese Einstellung erklärt auch unschwer die gesteigerte Unfallsbereitschaft. Ein Schlosser, der schon zweimal Pech in seiner Ehe hatte, ein uneheliches Kind, hat in seiner 27jährigen Arbeitszeit 16 Unfälle zu verzeichnen. Er erinnert sich an drei schwere Kindheitsunfälle: mit acht Jahren wurde er bei Berührung von Leitungsdrähten vom elektrischen Schlag getroffen, mit neun Jahren wäre er fast ertrunken, mit zehn Jahren wurde er von einem Wagen überfahren. Niemand hat sich um ihn je gekümmert,

im Leben sei ihm nie etwas so ausgegangen wie er wollte. Bei der Arbeit sei er ständig auf einen neuen Unfall vorbereitet, dagegen könne er bei seinem Pech nichts machen.

Zu einer anderen Gruppe von Unfallsbereiten gehören Menschen, meistens jüngste Kinder, Nesthäkchen, die erzählten, wie sehr sie in der Krankheitszeit nach den Unfällen an ihre glückliche Kindheit erinnert wurden, in der sie gepflegt und umsorgt worden waren. So hat ein Maschinenschlosser in einigen Jahren drei Unfälle erlitten. Er ist der Jüngste von sechs Geschwistern, seine früheste Erinnerung, aus dem dritten Lebensjahr, ist die an die englische Krankheit, bei der er immer herumgeführt und getragen werden mußte. Seine Mutter habe sich immer um ihn gekümmert. Er meint: „Ich habe es immer gern gehabt, wenn die Leute sich um mich kümmern.“ Auch jetzt bei den Unfällen ist es so. Charakteristisch ist folgende Beobachtung, die *Alexandra Adler* an einem Beispiel illustriert. So setzte z. B. ein Arbeiter, der zu dem Anklägertypus gehört und seine Verwandten immer beschuldigte, ihn in seinem Berufswunsch gehindert zu haben, es im späteren Alter durch, daß er mit Hilfe dieser Verwandten, mit denen er bis dahin verfeindet war, Schlosser wurde, wie er immer gewünscht. Obwohl diese Arbeit einer höheren Gefahrenklasse angehörte als seine bisherige, in der er in zehn Jahren neun Unfälle erlitten hatte, ist er seither, das ist acht Jahre lang, unfallfrei geblieben. In anderen Fällen kam es nach einer Eheschließung, die einen sehr glücklichen Verlauf nahm, zu einem Schwinden der Unfälle.

Und Psyche und Plattfuß! Liegen diese Begriffe in unserer Vorstellung nicht himmelweit auseinander? Und gerade in neuerer Zeit haben psychologisch orientierte Orthopäden auf Zusammenhänge aufmerksam gemacht. Da leiden Angestellte an den heftigsten Plattfußbeschwerden, wenn aber der Sonntag kommt, machen sie sich in aller früh auf zu einer vielstündigen Partie, ohne irgend etwas zu verspüren. Es liegt eben diesen Beschwerden eine Demonstration, ein Protest gegen einen verhaßten Beruf oder noch häufiger gegen drückende Arbeitsverhältnisse und -Bedingungen zugrunde, öfters auch gegen häusliche Zerwürfnisse.

Der Stuhlhypochonder ist wohl bekannt. Gewiß kann eine solche Störung recht lästig, unangenehm werden, aber für den, der seine Umgebung in Schach halten, der sich den Aufgaben des Lebens entziehen will, für den kann die Verstopfung eine unbezahlbare Sicherung gegen Gefahren und Schwierigkeiten des Lebens bedeuten. Ich sah Patienten, die, kaum aus dem Büro gekommen, den Rest des Tages verbrachten mit dem Gedanken, wann und ob am nächsten Tage das freudige Ereignis der Verdauungsfunktion eintreten werde. Freundschaft, Liebe existiert für sie nicht, sind sie ja in ihre Bauchbetrachtung zu sehr vertieft; höchstens Verzärtelung können sie brauchen. Behandlung der Verstopfung auch hier die Aufdeckung des Lebensstiles, der dieses Leiden als Waffe eines Entmutigten entlarvt. Therapie: Heraus aus der Isolierung in die Gemeinschaft. Was ist überhaupt die Funktion der Verdauungsorgane? In sich aufnehmen, sich bemächtigen, verarbeiten. Kommt Verstopfung hinzu, so heißt dies: nicht hergeben. Also nehmen, sich bemächtigen, behalten wollen. Macht dies nicht der Geizige auch? Tut nicht dasselbe der Sammler? Und

so ist es vielleicht gar nicht so merkwürdig, wenn wir nicht allzu selten bei Verstopften, bei Magen-Darmkranken überhaupt, die durch die ihnen vorgeschriebene teure Diät schon frühzeitig auf den Wert des Geldes aufmerksam wurden, Züge des Geizes, der Sammelwut finden? Wir entdecken unter diesen auch besondere Feinschmecker, fanatische Verfechter von besonderen Kostformen und in Überwindung dieser Schwierigkeiten werden manche von ihnen auch Köche.

Eine der größten Geißeln der Menschheit sind die Geschlechtskrankheiten. Wie antwortet die Psyche der verschiedenen Menschen auf diese Gefahren? Wir können da merkwürdige Dinge hören, wie es auch hier auf die Meinung, auf die Auffassung des Betreffenden ankommt. Unser Mitarbeiter *Goldberger* [1]) berichtete uns über instruktive Fälle. Ein junger Mann ist seit drei Monaten verlobt, intime Beziehungen aus gesellschaftlichen Rücksichten unmöglich. Nach Verkehr mit einer Prostituierten erkrankt er an Tripper. Auffälligerweise erscheint er sehr unregelmäßig beim Arzt trotz dessen Vorstellungen. Das Geldmoment spielt bei dem bemittelten Patienten sicher keine Rolle. Entscheidende Untersuchungen verschiebt er unter den nichtigsten Vorwänden. Er erscheint monatelang nicht beim Arzt, sucht ihn nur dann auf, wenn die Verwandten des Patienten auf seine endliche Eheschließung drängen. Während die meisten Tripperkranken bei länger dauernder Behandlung ungeduldig werden, ja, nicht selten den Arzt wechseln, ist von Ungeduld trotz des langen Zeitraums nichts zu merken. Man hat den Eindruck, als wäre dem Patienten die durch das Leiden gebotene Verzögerung seiner Eheschließung durchaus gelegen. Zwei Jahre dauert schon die durch seine Schuld verzögerte Behandlung — es handelt sich um einen gewöhnlichen Tripper ohne jede Komplikation — er hat auch natürlich nicht geheiratet.

Ein anderer Fall: ein Mann kommt zum Arzt wegen eines Trippers, den er sich bei einer Prostituierten zugezogen; obwohl er sonst in solchen Fällen immer ein Schutzmittel angewendet habe, habe er unbegreiflicherweise es diesmal unterlassen. Das könne er selbst nicht verstehen. Immer wieder wiederholt er seine Verwunderung und sein Staunen über diesen unbegreiflichen Leichtsinn. Es stellt sich nun heraus, daß er eine heftige Auseinandersetzung mit dem künftigen Schwiegervater hatte, der ihm eine kleinere Mitgift geben wollte, als ausgemacht war. In stärkster Erregung begab er sich vom Hause des Schwiegervaters direkt zu einer Dirne. Bald nach Erwerbung des Trippers löste er die Verlobung, weil er ein reicheres Mädchen kennen gelernt hatte. Die große Verwunderung des Patienten, daß er nur diesmal jedes Schutzmittel weggelassen habe, die vorangegangene Streitigkeit mit dem Schwiegervater, die Auflösung der Verlobung, sind so auffällig zusammenstimmende Ereignisse, daß wohl auch der Skeptische geneigt sein dürfte, die Deutung anzunehmen, der Tripper sei zwar nicht bewußt, wohl aber unbewußt gewollt zur Verhinderung der Ehe aquiriert worden.

Adler [2]) berichtet von einem Fall, der kurz nach einer erworbenen

---

[1]) Internat. Ztschft f. Individualpsychologie. Jg. 6, H. 1.

[2]) Praxis und Theorie der Individualpsychologie. Vol. I. F. Bergmann 1927.

Syphilis wegen anderer, nervöser Symptome in seine Behandlung kam und erzählte: „Jetzt bin ich erst von meiner Angst erleichtert, seitdem ich Syphilis habe. Seit zehn Jahren habe ich auf diese Infektion mit Angst und Bangen gewartet.“ Was ihn wirklich erleichterte, war seine nunmehrige Enthebung von Liebe und Ehe. *Adler* erwähnt auch einen impotenten Patienten, der trotzdem viele Beziehungen zu Frauen anknüpfte, um sich an der Enttäuschung derselben zu weiden.

Es gibt aber auch eine Syphilidophobie, eine übertriebene Angst vor Geschlechtskrankheiten, die dem uneingestandenen Zwecke dient, das andere Geschlecht völlig auszuschalten, jede Annäherung an ein weibliches Wesen mit diesem Popanz zu verhindern, wobei der damit logischerweise verbundene Wasch- und Desinfektionszwang diesem Menschen auch gestattet, sich von allen anderen Problemen ebenfalls zu drücken. Denn wenn man sich den ganzen Tag die Hände desinfiziert, Anzüge wechselt, da man vielleicht an jemanden angestreift sei, der eine Geschlechtskrankheit haben könnte, kann man nichts anderes machen und das ist ja das geheime Ziel dieser Leute, so sehr sie auch ihre krankhafte Angst beklagen. Sie reisen von Professor zu Professor, von Klinik zu Klinik, sich untersuchen zu lassen, nie mit dem negativen Resultat zufrieden. Ähnlicher Mißbrauch kann mit der Angst vor Krebs getrieben werden; auch das ist das Ausweichen vor den Aufgaben des Lebens, aber auch die Erpressung von Tröstungen und Liebesbeweisen der Umgebung der Hauptzweck. Als ich einmal eine solche Patientin fragte, wie es ihr gehe, sagte sie: „Meine Familie ist außer sich“, und das war die Hauptsache. Nicht anders verhält es sich mit der Angst vor Tuberkulose: da messen sich solche Patienten oft jahrelang, mit Spannung und Aufregung wird von ihnen und der Familie die Temperaturkurve verfolgt; es gibt wohl auch rein psychisch bedingte kleine Temperaturerhöhungen, besonders wenn die Patienten wissen, daß bei dieser Erkrankung leichte Steigerungen vorkommen — da werden Vorschriften für die ganze Umgebung über Öffnen und Schließen von Türen und Fenstern, Regeln über die Zimmertemperatur erlassen, kurz das Thermometer wird zum Szepter der Herrschaft über die Familie. Die Aufdeckung des Lebensstiles, die am besten im Zerbrechen des Thermometers ihren symbolischen Ausdruck findet, ist hier die beste Therapie. Ausdrücklich sei natürlich bemerkt, daß, bevor man sich zu einer solchen Auffassung entschließt, wiederholte genaue ärztliche Untersuchungen vorangehen müssen, die ein Lungenleiden sicher ausschließen.

Betrachten wir jetzt nun das Seelenleben des Lungenkranken[1]; die eigentümlichen Züge, die es bietet, waren schon seit jeher den Ärzten aufgefallen, von den hervorstechendsten sei nur erwähnt die auffallende Sorglosigkeit, der Leichtsinn, mit dem sie ärztliche Verordnungen übertreten, wie ihre Lebensführung im allgemeinen, die sie oft und oft als kleine Schulkinder erscheinen läßt, die nichts anderes im Sinn haben, als den Arzt, der in ihrer Mentalität die unangenehme Rolle des Lehrers spielt, hinters Licht zu führen. Seit der bakteriologischen Ära wurde die Intoxikationstheorie

[1]) Siehe auch Holub: Psychologie des Tuberkulösen und Asthmatikers, Zeitschrift f. I.-P. 1928, H. 5.

zur Erklärung herangezogen, von der man aber allmählich abrückt, in der richtigen Einsicht, daß die psychologische Beobachtung mehr zur Klärung beitragen könne. *Erich Stern* (Gießen) und *Thomas Mann* in seinem Meisterwerk „Der Zauberberg", haben sich eingehend mit diesem Thema befaßt, dem ersterer eine wertvolle Monographie widmete, der ich wertvolle Anregungen verdanke.

Da wird z. B. der eine sich mutlos einer Depression hingeben und damit seiner Familie in Kontribution setzen. Wieder einer wird das Thermometer zum Herrschaftsinstrument machen, ein anderer Kranker wird sich sagen: „Was könnte ich nicht alles leisten, wenn ich nicht dieses fortwährende Bruststechen hätte", das ihm die so gewünschte Legitimation gibt, sich von allen Leistungen entheben zu lassen, mehr als es der Sachlage entspricht. Dann findet sich wieder jemand, dem Kranksein und Kurmachen zum Lebensinhalt geworden ist, der bar jedes Gemeinschaftsgefühls, sich skrupellos von seiner Familie erhalten läßt, obwohl es nicht nötig wäre. Während aber alle diese Züge auch bei anderen Erkrankungen beobachtet werden, seien nun die viel häufigeren Erscheinungen besprochen, die bereits oben gestreift wurden, wie man sie in dieser Eigenschaft fast nur bei Tuberkulösen findet.

Da will ein Patient sich, seiner Familie, seinem Arzt beweisen, daß auch die Krankheit ihm nichts anhaben kann, wird trotz anhaltender Temperaturen, „trotz des bißchen Fiebers" sich anstrengenden Bergtouren unterziehen oder, nach einer Lungenblutung erst kürzlich aufgestanden, tanzen gehen oder übermütig eine Skitour machen, ein anderer in erotischen Abenteuern zeigen wollen, daß er trotz allem noch ein ganzer Kerl ist. Aber wenn solche oft kindisch anmutende Verhaltungsweisen sich nur rudimentär zeigen, solange der Patient seinem Berufe nachgeht, in der Reinkultur, „in der Blüte ihrer Sünden" sehen wir die Patienten im Sanatorium und in der Lungenheilstätte, wo immer und immer wieder dieselben Typen auftauchen. Der Kurschwänzer, der aller Kontrolle zum Trotz dem Arzt ein Schnippchen schlägt, der strenge Kritiker und Nörgler, der Hetzer gegen Arzt und Verwaltung, der immer eine stattliche Anhängerschar hinter sich hat, der Don Juan, eine Type, zu deren Entwicklung auch die physiologischen Bedingungen in der Mast- und Liegekur in reichlichem Maße gegeben sind.

Alle diese Verhaltungsweisen dienen dem einen, der Erhöhung des Persönlichkeitsgefühls und der individualpsychologische Grundsatz gilt auch hier: wenn zwei nicht dasselbe tun, so ist es doch dasselbe.

Da wird der sonst zu Hause so anspruchslose und bescheidene Patient zum unerbittlichen Kritiker des Essens, wohl wissend, wie die Anstalt auf den Ruf des Hauses bedacht sein muß und wie das Zu-Tode-Kritisieren der Küche das beste Mittel ist, sich zum Führer der sich langweilenden, ewig unzufriedenen Patienten aufzuwerfen. Der in der Enge seines Berufes sich gedrückt fühlende kleine Beamte fühlt sich gehoben, wenn er weiß, daß jede Beschwerdeschrift zum Gegenstand einer Untersuchung seitens der ihn zur Kur zuweisenden Krankenkasse gemacht wird, die um seine Zufriedenheit ebenso wie die Anstalt bemüht sein muß, eine Rolle, die ihm ohne die Krankheit nicht zugefallen wäre. Und über eine vorübergehende Störung

des Lifts führt der am energischesten und lautesten Klage, der zu Hause mühsam, aber geduldig die fünf Stockwerke in seinem Heim mehrmals täglich hinaufsteigt.

Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, warum diese Züge in solcher Häufigkeit, dieses typische Verhalten gerade bei Tuberkulose und nicht bei anderen chronischen Erkrankungen, z. B. bei Herzleiden beobachtet werden. Das Herz ist dem Laien seit jeher der Sitz des Lebens, jede Sensation in dieser Gegend, jedes abnorme Klopfen ist ihm eine ernste Mahnung. „Fängt man an, an sein Herz nur zu denken, so ist auch schon immer der Gefühlston der Angst da“, sagt *L. Braun* (Wien) in seiner Abhandlung über „Psychogene Störungen der Herztätigkeit“.

Ganz anders bei der Tuberkulose. Da handelt es sich meistens im Gegensatz zu anderen chronischen Affektionen — um junge Leute im schönsten Alter von 16—30 Jahren, die — wieder im Gegensatz zu sonstigen Erkrankungen — relativ wenig und oft nur vorübergehend von ihrem Leiden verspüren, pflegen doch die ersten alarmierenden Symptome, wie Husten, Auswurf, Fieber, Gewichtsabnahme in den ersten Wochen der Behandlung bald abzuklingen, die Abmagerung, die am meisten psychisch alteriert, hat wieder einer beträchtlichen Zunahme Platz gemacht und selbst wenn ab und zu Temperaturen auftreten, die Kranken gewöhnen sich recht leicht daran, ebenso wie an Husten und Auswurf, umsomehr als der Schmerz — dieser Wächter der Gesundheit — nie intensiv und auch nie dauernd den Tuberkulösen zu plagen pflegt, wieder ein Unterschied von vielen anderen Erkrankungen. „Der Kranke leidet an dem, was er fühlt, nicht an dem, woran seine Organe kranken“ (*Graßmann*-München), nun, der Tuberkulöse fühlt wenig oder gar nichts von seinem Leiden.

Und in scharfem Kontrast zu dem mehr oder weniger ausgeprägten Wohlbefinden werden diese sich gesund und kräftig fühlenden jungen Leute von einem Wall von Geboten und Verboten umgeben, sind zu einer langweiligen, monate-, ja jahrelangen Liegekur verurteilt, die das Leben öd und freudlos macht. Was Wunder, wenn sich bei diesen Kranken eine Art psychischer Stacheldrahtkrankheit entwickelt und die eben besprochenen Erscheinungen zeitigt.

Auch verschiedene Zufälle und Komplikationen bei diesem Leiden sind, selbstverständlich nicht immer, psychisch gut zu erklären, wenn man die Gesamtpersönlichkeit des Betreffenden berücksichtigt. Es spinnen sich im Sanatorium Beziehungen zwischen einer Patientin und einem anderen Lungenkranken an. Plötzlich kündigt der Gemahl der Dame seinen Besuch in den nächsten Tagen an. Die Frau bekommt nun plötzlich größeres oder geringeres Fieber, das nicht simuliert ist, sondern auch der Kontrolle standhält. Sie weiß ganz gut, daß sie auch bei gringen Temperatursteigerungen ins Bett geschickt wird, so daß der besorgte Mann seinen knapp bemessenen Aufenthalt ganz bei ihr am Bett verbringt, mit anderen gar nicht zusammenkommen kann und die Möglichkeit eines Klatsches fast unmöglich wird, und einer Kranken darf man auch keine Vorwürfe machen. Es braucht kein Fieber zu sein, manchmal wird derselbe Effekt auch durch einen Blutsturz erzielt. Erinnern wir uns an das, was heute schon einmal gesagt wurde; wie im großen Afekt die Gefäße, deren Wände bei diesem

Leiden häufig angegriffen sind, sich mit mehr Blut füllen und unter diesem erhöhten Druck leicht platzen können, so daß es dann zu einer Blutung kommen kann. Da bei dieser Erkrankung die Temperaturregulierung sehr labil ist und bei Erregung leicht steigt, ist auch das Fieber unter Einwirkung derselben leicht zu erklären.

Wollen wir die Zusammenhänge finden, so müssen wir von der individualpsychologischen Erkenntnis ausgehen, daß die Einstellung eines Kranken dieselbe ist, die er schon vor seiner Erkrankung zur Welt und zum Leben hatte, daß die Tuberkulose nur eine neue Situation ist, auf die er eben nach seiner Einstellung mit vertieften Minderwertigkeitsgefühlen, mit Überkompensation derselben, mit neuen Arrangements und Tricks antworten wird, wie andere Neurotiker in neuen Situationen sonst auch. Und wies der Betreffende bisher keine besonders nervösen Züge auf, war er bisher den Anforderungen des Lebens ziemlich gewachsen, so können erstere angesichts der schweren Belastung, die diese neue Situation der schweren Erkrankung bedeutet, erst hervortreten. Er ist nur scheinbar ein anderer geworden.

Was für Tuberkulose gilt, gilt für andere Erkrankungen auch, wenn auch die besondere Einstellung des Lungenleidenden durch die im Charakter und Verlauf ganz einzigartige Erkrankung bedingt wird, die ja auch eine eigenartige Behandlung und monatelange Liegekur erfordert.

Fast möchte ich den Menschen mit einer Brücke vergleichen. Sind die Pfeiler derselben fest gebaut, d. h. hat der Mensch Mut zur Gemeinschaft, so können auch schwere Belastungen ihm nichts anhaben. Sind aber die Pfeiler schwach konstruiert, glaubt also der Mensch nicht an sich und isoliert er sich daher auch von seinen Mitmenschen, so mag es hingehen, so lange die Wagen, die über die Brücke rollen, das Normalgewicht nicht überschreiten. Aber wenn die Belastung eines Tages zu groß wird, wankt und schwankt die Brücke. Wird der Ingenieur aber sagen: „Das ist eine ganz andere Brücke?“ Wohl nicht, er wird auf die fehlerhafte Konstruktion hinweisen müssen, wie wir auf den irrtümlichen Lebensstil des Menschen, der für Belastungen, wie sie die Schwierigkeiten des Lebens, also auch schwere Erkrankungen darstellen, nicht genügend vorbereitet war? Die praemorbide Persönlichkeit, sie ist in jedem Zuge auch die des kranken Menschen.

Schwierigkeiten bei der individualpsychologischen Behandlung.[1])

Von Dr. med. ADELE HORVAT, Abbazia, Italia.

Wenn man eine Aufgabe übrnimmt und zu einem guten Ende führen will, dann muß man auch zu den Schwierigkeiten, die sich dabei bieten, Stellung nehmen. Eine solche Stellungnahme kann auf dreierlei Weise erfolgen, je nach dem Grad der Bedeutung, die der Schwierigkeit beigemessen wird.

---

[1]) Nach einem Referat in der Arbeitsgemeinschaft der individualpsychologischen Ärzte in Wien im Nov. 1930.

Die erste Eventualität wäre, die Schwierigkeiten einfach hinwegzuleugnen, sie zu ignorieren. Das kann sich der leisten, der seiner Sache schon so sicher ist, daß er automatisch allen Fährnissen richtig begegnet und es folglich gar nicht nötig hat, sie gedanklich zur Kenntnis zu nehmen. Für ihn bestehen sie also praktisch nicht mehr als Schwierigkeiten und insofern ist es sachlich richtig, sie nicht zu sehen.

Der Anfänger dagegen würde einen großen Fehler machen, wollte er die Schwierigkeiten unbeobachtet lassen. Er würde plötzlich und unverhofft darauf stoßen und das kleinste Mißgeschick, das ihn in solcher Weise unvorbereitet trifft, könnte seinem Unternehmen verhängnisvoll werden.

Ebenso unrichtig wäre es aber, in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen und den Hindernissen eine übertriebene Bedeutung zuzuschreiben, sie so groß zu sehen, daß hinter ihnen das Ziel nunmehr als unerreichbar erscheint, und sich auf diese Weise entmutigen zu lassen. Im Mittelpunkt des Gesichtsfeldes muß immer das Ziel stehen und nicht die Hindernisse, aber dennoch darf der Blick nicht röhrenförmig eingeengt in einem falschen Optimismus ausschließlich auf den gewünschten Enderfolg starren und alle Schwierigkeiten verleugnen. Die Schwierigkeiten *haben* Bedeutung, aber nicht *zentrale* Bedeutung für den, der sachlich eingestellt ist, das heißt dessen Zielsetzung im Gebiet des real Erreichbaren liegt.

Schwierigkeiten sehen heißt, eine Art Minderwertigkeitsgefühl haben; von dem Grad der Einschätzung der Schwierigkeit hängt der Grad dieses Minderwertigkeitsgefühls ab. Wenn wir das Minderwertigkeitsgefühl in diesem weiten Begriff fassen, dann gibt es auch da ein Optimum, das in der Mitte liegt. Ein gewisser Grad des Minderwertigkeitsgefühls ist der wichtigste stimulierende Faktor für die Produktivität des Menschen, der Antrieb, dem eine jede schöpferische Aktivität entspringt.

Wenn sich der beginnende Psychotherapeut der Schwierigkeiten bei der individualpsychologischen Behandlung bewußt ist, dann wird er auch Mittel und Wege finden, um ihnen in jedem einzelnen Fall richtig zu begegnen. Würde er aber ihre Bedeutung übertreiben, etwa sein Hauptaugenmerk auf den Widerstand bei der Behandlung richten, dann würde aus der Behandlung, statt eines Zusammenarbeitens zwischen Arzt und Patienten, ein Zweikampf, in dem der Sieg des einen die Niederlage des Andern, also in jedem Fall das Mißlingen der Behandlung mit sich bringen müßte.

Zunächst stellt sich die Frage: Was sind schwere und was leichte Fälle. Bei der individualpsychologischen Behandlung gibt es offiziell keine Diagnose und keine Prognose. Auf die stereotype Frage des Patienten: Werde ich gesund?, lautet die ebenso stereotype Antwort: Das hängt von Ihnen ab. Aber für uns selbst machen wir doch einen Unterschied zwischen den Fällen, denen wir mit mehr oder weniger Zuversicht gegenüberstehen. Was bringt den Patienten dazu, gesund zu werden, was bringt ihn überhaupt dazu, sich behandeln zu lassen, wo doch seine neurotische Zielsetzung außerhalb des Bereichs realer Leistungen liegt und er durch sein unverstandenes Überlegenheitsstreben gleichsam gezwungen wird, sich an die Symptome zu klammern? Es ist nicht nur der Wunsch nach einer Krankheitslegitimation, denn sonst würde er die Behandlung aufgeben, sobald er merkt, daß er das hier nicht erreichen kann. Was ihn unserer

Behandlung zugänglich macht, ist vielmehr der Umstand, daß ihm die Leiden zu groß sind, mit denen er sein Überlegenheitsziel erkauft, daß er seinen fiktiven Sieg über die Andern zu teuer bezahlen muß. Darum können wir jenen Patienten, die die schwersten „Kriegskosten" zu tragen haben, die am meisten unter ihrer falschen Einstellung leiden, die günstigste Prognose stellen. Denn es ist der Rest von Gemeinschaftsgefühl in uns, der uns zum Leiden verurteilt, wenn wir uns unsern Lebensaufgaben ihnen, der sie zum Leiden verurteilt, wenn sie sich ihren Lebensaufgaben entziehen wollen. Je größer dieser Rest von Gemeinschaftsgefühl ist, das heißt, je geringer die Flucht vor den Lebensaufgaben ist im Verhältnis zu den Leiden, die diese Flucht rechtfertigen sollen, umso besser werden die Aussichten auf Heilung sein. Das sind auch die sogenannten sympathischen Patienten, die sich nicht ausschließlich mit sich und ihrer Krankheit befassen und die gerade darum die größte Teilnahme erwecken. Ja, wir werden oft versucht sein, die bessern Resultate auf unser größeres persönliches Interesse für diese Kranken zurückzuführen, während in Wirklichkeit die größere Sachlichkeit und das stärkere Gemeinschaftsgefühl des Patienten auch einen bessern Heilerfolg im Gegensatz zu andern, weniger günstigen Fällen gezeitigt hat.

Es mag dem Laien paradox erscheinen, daß der Träger des größeren Leidens den leichteren Fall darstellen soll. Aber auch der nicht individualpsychologisch eingestellte Psychiater der alten Schule weiß aus Erfahrung, daß während einer Geisteskrankheit ein Gewichtsverlust ein prognostisch günstiges, eine Gewichtszunahme ein prognostisch ungünstiges Zeichen ist. Man hat sich nicht weiter bemüht, diese merkwürdige Erscheinung zu verstehen und hat sie ebenso unerklärt hingenommen wie viele andere Erfahrungstatsachen. Man suchte weiter die Psychose organisch zu deuten, trotzdem man wußte, daß ein Widerspruch darin lag, wenn jede Besserung im körperlichen Befinden zur Aussicht auf geistige Gesundung im umgekehrten Verhältnis stand. Für die individualpsychologische Betrachtung aber ist der Zusammenhang klar. Solange der Patient subjektiv leidet, solange strebt er nach Aussöhnung mit der Gemeinschaft, also nach seelischer Heilung. Ist aber der letzte Rest von Gemeinschaftsgefühl verschwunden, dann kommen die vegetativen Funktionen allmählich wieder ins Gleichgewicht, die Psyche aber ist für das soziale Leben und seine Aufgaben unrettbar verloren.

Die schwierigen Patienten, also jene, denen verhältnismäßig geringfügige Beschwerden genügen, um sich der Gesellschaft gegenüber unverantwortlich und unverpflichtet zu fühlen, teilen sich in zwei Gruppen, je nachdem, ob sie sich ihres Mangels an Gemeinschaftsgefühl bewußt sind oder nicht.

Die Ersteren haben den Kampf gegen die Gemeinschaft als Prinzip in ihre Weltanschauung eingegliedert. Sie stellen der Logik des menschlichen Zusammenlebens die Logik des Erfolges entgegen. Ihre Gier zu nehmen und ihre Angst vor dem Geben imponiert ihnen als Weltklugheit. Ihre sozialen Gaben, ihre Menschenkenntnis und ihre Kontaktfähigkeit dienen ihnen nur als Mittel für ihre individuellen Ziele. Ihr Persönlichkeitsideal heißt *Napoleon*, *Don Juan* oder *Rockefeller* und sie gehen ihm nach, auch wenn dabei ihr Weg knapp an der Grenze des gesetzlich Erlaubten führt

oder diese sogar überschritten wird. Aber auch wenn sie nach außen hin ziemlich erfolgreich sind, subjektiv sind sie durchaus nicht glücklich oder befriedigt. Im Prestigekampf gegen die ungeheure Übermacht, die Welt heißt, erscheint ihnen jeder persönliche Vorteil, den sie sich sichern, als geringfügig und unzureichend, jedes kleine Mißlingen als Katastrophe. Nach außen hin stolz und selbstbewußt, können sie doch im Innersten ihr Minderwertigkeitsgefühl nicht los werden. Sie ertragen keinen Widerspruch, als ob sie fürchten müßten, daß die geringste Abweichung von ihrer nach oben strebenden Linie sie für immer aus ihrer Bahn werfen und zugrunde richten könnte.

Man muß bei der Behandlung trachten, sie allmählich soweit zu bringen, daß sie von selbst darauf kommen, daß der Mensch, der die Andern nur als Mittel für seine persönlichen Zwecke benützt, einem Naturgesetz entgegenstrebt, das sich unfehlbar an ihm rächen muß, nicht darum, weil seine Mittel nicht ausgereicht haben und er sie noch verstärken müßte, sondern weil sein Ziel unnatürlich ist. Wer antisozial handelt, gerät in Insoliertheit, die auf die Dauer kein Mensch ertragen kann, selbst wenn diese Isoliertheit durch einen Troß von Schmeichlern und Höflingen maskiert ist.

Der andere Typus des schwierigen Patienten dagegen ist sich seines Mangels an Gemeinschaftsgefühl keineswegs bewußt, sondern hält sich für außerordentlich gut und menschenfreundlich. Da ist es aber die böse Welt, die ihm überall feindlich gesinnt ist. Er fühlt sich unverstanden und verfolgt und merkt es nicht, daß er durch sein Wesen selber die Distanz schafft, unter der er leidet. Immer richtet er es so ein, daß ihm kein Vorwurf gemacht werden kann, wenn er sich von der Gemeinschaft zurückzieht, nicht mittut und sich so verhält, daß niemand seine Mitarbeit verlangen kann.

Bei diesen Patienten ist die individualpsychologische Erkenntnis von der Einheit der Persönlichkeit ungeheuer wichtig. Man muß ihnen den Kontrast zwischen ihrem Denken, Fühlen und Wollen einerseits und ihrem Tun andrerseits klar machen. Erst wenn sie gelernt haben, sich als einheitliches Ganzes der Gemeinschaft gegenüber verantwortlich zu fühlen, sind sie bereit, sich mit der Welt zu versöhnen. Das Wesen der Neurose liegt darin, sich der Verantwortung für das eigene Verhalten zu entziehen. Dem Neurotiker erscheint nur sein Seelenleben wichtig, seine Handlungen betrachtet er mehr als Zufälligkeiten und er meint, man dürfe es ihm nicht zum Vorwurf machen, wenn sie schlimm ausfielen, denn er habe es anders gewollt.

Ich hatte einen sehr „idealistischen“ Patienten, ein Handwerker, der sich durch seinen Gefühlsreichtum über seine Umgebung sehr erhaben dünkte. Er hatte im Alkoholrausch unsittliche Handlungen begangen, die gerichtliche Folgen nach sich zogen. Er konnte nun nicht begreifen, wie er mit seinen hohen Idealen für triebhafte Äußerungen, die doch seinem bewußten Denken so vollständig ferne lägen, die Verantwortung übernehmen sollte. Als ich ihn behandelte, war ihm sein Mißgeschick zum zweiten Mal in fast derselben Form passiert. Mit einer verschärften Bestrafung hätte man nur erreicht, daß ihm die Welt als noch feindseliger, er selbst sich als noch unverantwortlicher vorgekommen wäre, und daß er, um diesen

Sachverhalt zu demonstrieren, noch ein drittes Mal im gleichen Zustand die gleiche Tat begangen hätte. Ich sagte ihm: „Stellen Sie sich vor, zwei Spitzbuben machen sich an Sie heran. Der eine macht einen ernsten, gediegenen Eindruck und verwickelt Sie in ein hochmoralisches Gespräch über erhabene Ideale. Der Andere räumt Ihnen unterdes die Taschen aus. Auch da werden Sie schwer begreifen, daß dieser gefühlvolle, sympathische Mensch der Komplice jenes gefährlichen Gauners sein konnte. Aber das Resultat zeigt Ihnen, daß Beide das gleiche Ziel verfolgten.“

Manche Patienten verfälschen auch, in dem Bestreben, vollkommen zu erscheinen, vor dem Arzt, und oft auch vor sich selbst, den Tatbestand. Man merkt das oft aus Widersprüchen in ihrer Darstellung. Manchmal aber fehlen solche Widersprüche, die auf den wahren Sachverhalt hinweisen könnten, und wir müssen die Worte des Patienten, denen zufolge er ständig das unschuldige Opfer von Tücke und Gehässigkeit wurde, als bare Münze hinnehmen. Diese Patienten muß man dazu bringen, zu verstehen, daß die Fehlerlosigkeit und Unantastbarkeit als Zielsetzung ebenso sinnlos ist, wie jedes andere gemeinschaftsferne Ziel, daß es nicht darauf ankommt, daß einem niemand etwas vorwerfen kann, sondern darauf, wohin man mit seinem Verhalten gelangt. Wer eine Märtyrerkrone beansprucht, darf auch über das Martyrium nicht murren und wer schlechte Erfahrungen gemacht hat, der hat sie selbst *gemacht*.

Eine andere Patientin nannte ich gleich im Anfang der Behandlung ihres Wesens wegen „die Heilige“, worauf sie erzählte, daß ihr auch schon Andere diesen Beinamen gegeben hätten. Nach ihrer Darstellung spielten in ihrem Leben zwei Männer eine Rolle: der erste, der sie vergewaltigt habe. der Vater ihres Kindes, der zweite, ihr geschiedener Mann, mit dem sie aus übergroßer Anständigkeit fast sieben Jahre ausgehalten hatte, obwohl er ihr das Leben fast unerträglich machte. Schließlich gelang es, ihr klarzumachen, daß sie ihr Los selbst geschaffen hatte, indem sie aus übergroßer Heiligkeit und Prüderie die Männer, die sie wirklich geliebt hätten, entmutigte. Da sie aus Angst vor Verantwortung sich immer mimosenhaft zurückzog, konnten sich ihr nur solche Männer nähern, die keine Rücksicht und keine Skrupel kannten. Aber solche Männer lockte nur die Eroberung der scheinbar so stark befestigten Burg, nicht ihr Besitz. Sie wurden ihrer umso leichter überdrüssig, als die Vollkommenheit der Patientin selbst ihnen das Zusammenleben mit ihr verleidete. Sie stichelte den Mann sozusagen mit ihrem Heiligenschein und gerade wenn ihre Tugendhaftigkeit wirklich Eindruck auf ihn machte und er sich neben ihr minderwertig vorkam (was ja, ohne daß sie es verstand, ihr Ziel gewesen war), trachtete er, dieses Minderwertigkeitsgefühl zu überkompensieren, ihr zu zeigen, wie wenig sie ihm imponierte und eben zu diesem Zweck trieb er seine eigene Lasterhaftigkeit auf die Spitze. Sie aber wieder brauchte den schwarzen Sünder als Hintergrund, damit ihre Makellosigkeit umso heller erstrahlte. Sie konnte ihn, zwei Jahre nach der Scheidung, noch nicht vergessen, sehnte sich nach ihrer Dornenkrone und benützte diese Sehnsucht, um vor Welt und Menschen davonzulaufen. In der Einsamkeit konnte sie ihren Gedanken nachhängen und in ihrer Phantasie, ohne wirklichen Einsatz ihrer Persönlichkeit, ihre vorteilhafte Rolle weiterspielen.

Sie malte sich dann aus, wie sie ihm wieder verzeihen, wie sie ihm helfen würde, gleichsam als rettender Engel, der seine Seele dem Teufel entreißt. Nur in ihren nächtlichen Träumen, die in ihr das Triumphgefühl erzeugten, das sie suchte, deren Sinn sie aber nicht verstand, wurde ihre wirkliche Zielsetzung deutlich. Da mußte sich nämlich der Mann immer wieder in irgend einer Form vor ihr erniedrigen. Aus den Träumen konnte man erkennen, daß hinter ihren edelmütigen Gedanken eigentlich recht kleinliche Rachegelüste steckten.

Ist der wirkliche Sachverhalt dem Arzt soweit klar, dann beginnt erst die eigentliche Schwierigkeit damit, daß er auch dem Patienten den Zusammenhang deutlich machen muß, ohne seine gerade in diesen Fällen meist übergroße Empfindlichkeit zu verletzen. Oft ist es dann gut, einen ähnlichen Fall gleichsam aus der Praxis zu erzählen, jedoch ohne Anspielung auf die Analogie. Der Patient sieht den Fall dann objektiv, überblickt bald den wahren Sachverhalt und urteilt sogar oft ziemlich streng. Wenn man dann in schonender Weise zwischen den beiden Fällen Parallelen zieht, gelingt es leicht, dem Patienten seine eigene Lage in einem ganz neuen Licht zu zeigen.

Nun noch einiges über Schwierigkeiten, wie sie sich im Lauf der Behandlung ergeben. Schon eine genügend aufschlußreiche Anamnese zu erheben, fällt nicht immer leicht. Oft ist es schwer, frühe Kindheitserinnerungen zu erfahren. Gewöhnlich erscheinen sie dem Patienten nicht genug merkwürdig und interessant, um sie zu erzählen, aber man merkt, daß ihm etwas eingefallen ist, sobald ein eigentümlich gerührtes Lächeln um seine Lippen spielt. Auch die Sexualanamnese ist, besonders bei Frauen, oft schwer zu erheben. Da kommt man leichter weiter, wenn man nach den Eindrücken forscht, die die sexuelle Aufklärung oder die erste Menstruation auf das Kind gemacht haben und daraus die Stellungnahme der Patientin zur Liebesfrage vermutungsweise ableitet. Dadurch fühlen sich die Frauen weniger verantwortlich und geben freier Auskunft.

Die Hauptschwierigkeit während der Behandlung ist jedenfalls der Widerstand des Patienten, der, wie wir wissen, der gleichen Zielsetzung entspringt wie die Symptome selbst, nämlich der Flucht vor den Lebensaufgaben. Er äußert sich im Fühlen, Denken, Wollen und schließlich im Verhalten des Patienten, von seiner bewußten Stellungnahme angefangen bis zu den vegetativen Funktionen und zur Veränderung der Symptome. Und in jeder dieser vier verschiedenen Formen des Widerstandes können wir wieder zwei Untergruppen erkennen, je nachdem ob die Ablehnung der Behandlung offen oder durch scheinbare übergroße Bereitwilligkeit maskiert ist.

Gefühlsmäßig können sowohl eine Antipathie, als auch eine übergroße Sympathie des Patienten dem Arzt gegenüber die Behandlung stören. Der Patient macht sich dadurch unfähig, sachlich Stellung zu nehmen und verleitet womöglich auch noch den Arzt zu einer persönlichen, den Verlauf der Behandlung gefährdenden Einstellung. In jedem Fall muß der Arzt vermeiden, auf Komplimente oder auf Vorwürfe irgendwie affektiv zu reagieren, weil dadurch seine eigene Person statt der des Patienten in den Mittelpunkt der Betrachtungen gerückt würde.

Der gedankliche Widerstand des Patienten äußert sich in der Diskussion. Auch hier finden wir die zwei Extreme. Der rechthaberische Patient, der immer Gegenargumente findet, ist weniger schwer zu überzeugen, als der freundliche Jasager. Dieses „ja“ ist wie ein schlechter und nicht tragfähiger Steg über die Kluft, die zwischen den Anschauungen des Patienten und denen des Arztes besteht. Arzt und Patient sehen den Steg und halten darum den Bau einer richtigen Brücke für überflüssig. Aber bei der geringsten Belastung bricht der Steg zusammen.

Wie drückt sich der Widerstand im Wollen des Patienten aus. Auch hier finden wir die ausdrücklich ablehnende und die scheinbar bejahende Form. Aber keine von beiden ist ein bewußtes Nicht-Wollen. Im ersten Fall sagt der Patient: Ich kann nicht; ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll; ja, wenn ich Geld hätte; wenn ich nur erst gesund wäre; ich möchte ja, aber meine Frau läßt mich nicht, usw. Das Charakteristische ist immer, daß der Hauptakzent auf eine Schwierigkeit gelegt wird, für die der Patient nicht verantwortlich gemacht werden kann und die als unüberwindliches Hindernis dargestellt wird. Das andere Extrem, der Patient, der allzu eifrig seinen guten Willen beweisen will, ist noch schlimmer. Er kann nicht warten, geht mit dem Kopf durch die Wand und holt sich auf diesem Wege neue Mißerfolge und neue Beweise für die Unmöglichkeit eines Gelingens. So hatte ein Patient, der an psychischer Impotenz litt, nach der ersten Besprechung nichts eiligeres zu tun, als eine zweifelhafte Dame anzusprechen und auf einige Heiratsinserate zu schreiben. Ich sagte ihm: „Sie wollen mich wohl durch Ihr Verhalten zwingen, Sie für einen äußerst unvorsichtigen Menschen zu halten, den man keinen Schritt allein lassen darf. Ich soll jetzt wohl die Rolle Ihrer Mutter übernehmen und Sie ständig bewachen und Sie vor den Gefahren, denen Sie entgegengehen, warnen. Sie kennen aber diese Gefahren genau so gut wie ich und wenn Sie sich blindlings hineinstürzen wollen, so wissen Sie, daß Sie die Folgen zu tragen haben. Oder glauben Sie, Sie müßten sich unbedingt wieder einen Denkzettel holen, der ihr Mißtrauen gegen die Welt und gegen ihre eigene Kraft, selbst mit dem Leben fertig zu werden, von neuem bestätigt?“

Bekanntlich äußert sich der Widerstand auch im Inhalt und im Vergessen der Träume, in der Unfähigkeit, über das Gehörte nachzudenken usw.

Recht ungünstig ist die Auswirkung des Widerstandes auf die Symptome. Auch hier wieder die beiden Möglichkeiten, einerseits ein Aufhören, andrerseits ein Verstärken der Beschwerden. Beides kann leicht bewirken, daß die Patienten aus der Behandlung ausbleiben. Aber auch wenn die Patienten sich weiter einfinden, sind sie unaufmerksam und zerstreut, im einen Fall, weil es ihnen schon gut geht und sie sich mit hochfliegenden Plänen tragen, im andern Fall, „weil es ja doch nichts nützt und sie schon gern alles tun würden, wenn sie nur erst gesund wären“. Wenn wir eingangs fanden, daß die Schwere des Leidens, das den Patienten zu uns führt, eigentlich ein unterstützender Faktor bei der Therapie ist, so sehen wir hier, daß eine Verschlimmerung der Symptome während der Behandlung sehr unangenehm sein kann. Da nützt es natürlich nichts, wenn man dem Patienten sagt: „Machen Sie sich nichts daraus, das ist halt der Wider-

stand." Viel besser ist es, wenn man den Patienten schon von allem Anfang auf eine solche Möglichkeit einer Veränderung der Beschwerden vorbereitet.

An dieser Stelle möchte ich auch die Organneurosen erwähnen. Sie werden vielfach von den Patienten für organische Erkrankungen gehalten. Tatsächlich wirkt die medikamentöse Therapie hier symptomatisch rascher als die Psychotherapie. Es ist oft schwer, dem Patienten begreiflich zu machen, daß ein so unangenehmer Zustand wie ein nervöses Asthma oder eine Hyperazidität in seinem Lebensplan gelegen sei. Manchmal hilft es da, ein kleines Gleichnis zu bringen, auch wenn es nicht ganz treffend ist. Ich sage etwa: „Das Bewußtsein ist autonomer, unumschränkter Lenker unseres Verhaltens, wie etwa vor dem Krieg der Zar von Rußland absoluter Herrscher über sein Reich war. Dennoch waren seine pazifistischen und nachbarfreundlichen Grundsätze nicht auf das Regime übergegangen. Er proklamierte Friedensideen, während er seine Minister eine Prestigepolitik treiben ließ, die in ihren Folgen das Land und ihn selbst zugrunde richtete. Freilich wäre es in seiner Macht gestanden, den Dingen nachzugehen, seine Überzeugung in die Tat umzusetzen, die Verräter zu entlarven. Aber er zog es vor, sich verblenden zu lassen. Das war bequemer und er konnte sich gleichzeitig für einen Herrscher von Gottes Gnaden und für den edelsten aller Menschen halten. Im Grunde aber ging sein Verhalten, genau wie das seiner falschen Diener in der Richtung des Untergangs und der Zerstörung. Wenn unser Bewußtsein dieser blinde, schwache, verantwortungslose Herrscher ist, dann sind unsere Organe seine ungetreuen Minister, die sich in Gegensatz zur Außenwelt stellen, auf jede Kühnheit und Unbotmäßigkeit anderer Staaten (hier vielmehr Individuen) mit starken Affekten reagieren und selbst meutern und ihre Mitarbeit versagen, nur um uns zum Kampf gegen die Umwelt zu reizen."

Zum Schluß möchte ich noch den Widerstand erwähnen, den die Umgebung des Patienten der Behandlung entgegensetzt. Auch hier spielt der bewußte und aktive Widerstand die geringere Rolle. Die Umgebung ist meist prinzipiell mit der Behandlung recht einverstanden. Der Patient wird freundlicher, gemütlicher, weniger empfindlich, was von seiner Umgebung sehr angenehm empfunden wird. Aber sein gestärktes Selbstvertrauen, seine heitere Ruhe lösen im Partner, im Gegenspieler, in der „Beziehungsperson" ungeahnte Reaktionen aus. Wenn die Patientin ihre Kopfschmerzen verliert, erkrankt plötzlich der Gatte an einer Magenneurose. Wenn der erwachsene Sohn seine Platzangst verloren hat und seinen Interessen nachgeht, bekommt die Mutter plötzlich nervöse Herzzustände. Das nervöse Symptom nacht dann den Eindruck, als ob es nicht nur für den Lebensplan des Patienten, sondern auch für den des Partners nötig wäre. Es wirkt wie ein elektrischer Widerstand, der gleichsam zwischen die beiden Gegenspieler, bald von dem einen, bald von dem andern eingeschaltet wird, um ein zu starkes Sich-Verlieren an den Andern, ein zu starkes Abhängen vom Willen des Andern oder eine zu starke Hingabe zu verhüten. Es sieht auch manchmal aus, als ob der Patient nicht, wie zumeist, dem Partner zu Trotz, sondern wie wenn er geradezu dem andern „zuliebe" erkrankt wäre. Und es kommt oft vor, daß die Leute sich direkt einbilden, daß sie ohne ihre

Neurose in ihre frühere Umgebung gar nicht mehr hineinpassen. Sie glauben das deshalb, weil sie nicht mehr wie früher ausschließlich in einer einzigen bestimmten Umgebung leben können, sondern sich vielleicht anderwärts noch wohler fühlen. Diese Schlußfolgerung ist aber immer noch die Folge einer irrtümlichen Auffassung. Immer noch sehen sie das Verhalten der Menschen zueinander als starr, unveränderlich, unlebendig an und bringen nicht den Mut auf, den Nächsten gegenüber durch ein anderes Verhalten eine neue Einstellung, eine neue Antwort hervorzurufen.

Umgekehrt kann auch eine plötzliche Veränderung des Partners, sei es durch eine psychologische Einsicht, also bewußt, sei es durch ein Versagen, einen „Herzkrampf" oder „Nervenzusammenbruch", eine rapide Umstellung des Patienten bewirken. Ich denke da an den Fall eines 14jährigen Schizophrenen, der plötzlich mitten in der Nacht erklärte, er habe die Gashähne aufgedreht, um die ganze Familie zu ermorden und gehe nun auf und davon. Die Mutter verfiel auf die Idee, einen Ohnmachtsanfall zu simulieren. Sofort war er an ihrer Seite und auf das zärtlichste um sie bemüht. Aus Angst, die Mutter zu verlieren, hatte er plötzlich einen lichten Moment. Hier waren wohl zwei Momente maßgebend. Erstens war beim Anblick der leblos daliegenden Mutter sein Minderwertigkeitsgefühl ihr gegenüber momentan verschwunden und sein natürliches Gefühl konnte hervorbrechen. Zweitens sah er plötzlich, welch furchtbare Folgen sein Verhalten zeitigen könnte und das brachte ihn zur Besinnung.

Und da wären wir wieder bei unserm Ausgangspunkt angelangt, nämlich daß da die meiste Hoffnung auf Heilung besteht, wo schwere Kriegskosten zu zahlen sind. Alles, was wir machen können, ist zu zeigen, wo Einer sich verirrt, wo er in eine Sackgasse gerät. Den wirklichen Weg zur Gemeinschaft zu finden, lehrt ihn nur das wirkliche Leid.

Ein Fall von Platzangst.

Von Dr. RUDOLF DREIKURS.

Der folgende Fall, welcher das gewöhnliche, relativ häufige Bild einer Platzangst bietet, ist vielleicht deshalb interessant, weil er so deutlich den Zusammenhang zwischen Neurose und dem ganzen Charakter zeigt und auch die Faktoren, die zu dieser Charakterentwicklung führten, so deutlich erkennen läßt.

Patientin, eine 20jährige Philologin, kam in meine Behandlung, weil sie seit etwa einem Jahr beim Ausgehen die heftigsten Beschwerden hat, allgemeine Unruhe, Angst und Magenbeschwerden. Beim Gehen ist sie unsicher, bekommt Schwindel, fürchtet umzufallen oder ohnmächtig zu werden, so daß sie es möglichst vermeidet, allein auszugehen. Der objektive Befund ergibt außer den Zeichen einer erhöhten Spannung, wie Hyperreflexie und Fingertremor, nichts Pathologisches.

Der aktuelle Anlaß der Erkrankung schien darin zu liegen, daß die Eltern den Verkehr mit einem jungen Mann, den sie liebte, verboten

hatten. Es wäre deshalb nahegelegen, zu glauben, daß die Kränkung darüber sich in dieser Weise auswirke; ähnlich wie man in Laienkreisen, aber auch oft unter Ärzten, die Ansicht vertreten hört, daß irgendwelche, das Nervensystem belastende Ereignisse nervöse Erkrankungen hervorrufen. Die dieser Ansicht entsprechende übliche Therapie, auf welche man sich leider oft beschränkt, wäre in diesem Fall etwa, die Patientin zunächst darüber aufzuklären, daß ihr organisch nichts fehle und — wenn man dann nun den pathogenen Faktor scheinbar gefunden hat — ihr zuzureden, sie möge sich doch trösten, sich mit den Tatsachen abfinden etc.

Nun wissen wir aber, daß die Ursache einer nervösen Erkrankung niemals in der Vergangenheit, auch nicht in der Gegenwart zu suchen ist, *sondern immer in der Zukunft liegt.* Der Sinn der Erkrankung ist immer die Flucht vor irgendwelchen Aufgaben und Anforderungen des Lebens. So kann man auch bei unserer Patientin zunächst die technisch oft wirksame Frage beantworten lassen, was geschehen würde, wenn sie gesund wäre. Die Antwort darauf besagt aber zunächst nicht viel: Sie würde mit mehr Lust arbeiten, ins Theater gehen, die Mutter würde drängen, daß sie tanzen gehe, sie würde weniger Groll auf die Eltern haben, denen sie die Schuld an ihrer Krankheit beimißt. Sie weicht also offenkundig sowohl der Geselligkeit wie dem Beruf aus, tut also nicht mehr recht mit und vor allem: sie nährt den Groll gegen die Eltern. Nun behauptet sie aber bezeichnenderweise, daß sie mit den Eltern eigentlich sehr gut stehe, nie trotzig und unfolgsam sei und eigentlich nie mit ihnen einen Kampf geführt habe, noch führe. Wir müssen also zum Verständnis der Situation und der Patientin noch mehr von ihr erfahren.

Sie ist das *einzige Kind.* Man war sehr ängstlich um sie besorgt. Ihre ersten Kindheitserinnnerungen stammen aus dem 4. Lebensjahr. Die Mutter weckte sie in der Nacht, packte sie ein und trug sie weg wegen der vielen Mäuse in der Landwohnung. Dann: Ein Junge hatte Nasenbluten und man wusch ihn am Brunnen. So sieht man, wie sie sich an gefährlichen Situationen orientierte, wohl unter dem Einfluß der ängstlichen Eltern. So soll sie als zweijähriges Kind noch voll Neugier am Land zu den Tieren gelaufen sein, doch habe man ihr dann gesagt, sie solle das nicht tun. Und mit zehn Jahren war sie auch schon so weit, daß sie sogar vor Gänsen, erst recht aber vor allen anderen Tieren Angst hatte und diese bis heute nicht verloren hat. Wie sehr sie dann die Angst vor den Tieren in den Dienst persönlicher Strebungen stellte, zeigt der Umstand, daß sie als Kind nicht in die finstere Küche gehen konnte, weil sie glaubte, dort sei ein Löwe. Und so entzog sie sich derartigen Aufträgen ihrer Umgebung. Die Eltern waren so ängstlich, daß sie wegen der vielen Kinderkrankheiten das Kind in der 2. und 3. Klasse nicht in die Schule gehen ließen und zu Hause unterrichteten.

So erkennen wir hier den ersten Faktor, der ihre Vorstellung von der Welt beherrschte und sie zu einem entsprechenden Verhalten veranlaßte: *Die ganze Welt ist voll von Gefahren, sie selbst habe gar keine Kraft, diese zu bestehen und müsse daher womöglich allem ausweichen.*

In engem Zusammenhang damit steht eine zweite bedeutungsvolle Tatsache: Schon dadurch, daß sie das einzige Kind war, mehr noch aber

durch die Ängstlichkeit der Eltern, die sie vor jedem Kontakt mit anderen Kindern abhielten, war ihre *Beziehung zu den andern Menschen sehr mangelhaft.* Der Vater, ziemlich streng, ehrgeizig, die Mutter ängstlich, nervös. konnten ihr wohl nicht viel Raum für die Entwicklung des nötigen Kraftgefühles im Vergleich mit anderen Menschen geben. So war sie als Kind immer abweisend, wenn jemand Fremder sie berührte, schrie, wenn sie jemand nehmen wollte. Dagegen verstand sie es, die Eltern mit sich zu beschäftigen. (Siehe oben die betonte Ängstlichkeit vor der Küche!) So mußte die Mutter bei ihr sitzen und ihre Hand halten, wenn sie einschlief. Oft war sie schon fast eingeschlafen und griff sofort wieder nach der Mutter, wenn diese sie auslassen wollte. Selbstverständlich machte sie Eßschwierigkeiten, bestimmte, unter Einsatz von Magen- und Darmstörungen, welche Speisen man ihr nicht geben durfte, wurde trotzig, zornig und unausstehlich, wenn sie etwas haben wollte. Bezeichnend für ihre Stellungnahme zu den Menschen, die sich nicht so in ihren Dienst stellen ließen, ist ein Erlebnis in ihrem ersten Lebensjahr, an das sie sich begreiflicherweise nicht selbst erinnert. (Denn es ergäbe keine Ermunterung für ein weiteres Sichzurückziehen!) Einmal wurde bei einem Spaziergang ein etwas älteres Kind zu ihr in den Wagen gelegt. Auf einmal biß Patientin dieses unvermittelt in die Hand! Das ist doch deutlich genug! Auch später fand sie wenig Menschen, die ihr sympathisch waren. Sie galt mit Recht als unduldsam.

Bis zu ihrem 9. Lebensjahr hatte sie kaum viel mit anderen Kindern zu tun. Kurze Zeit war sie in Gesellschaft von zwei Kusinen. Sie beschäftigte sich nur mit der älteren, die versucht hatte, sich als Überlegene aufzuspielen, was Patientin sich aber nicht gefallen ließ und nach mancherlei Streitigkeiten bald abstellte. Ihr Streben, die andern Menschen zu beherrschen, das sich aus der Angst vor ihrer sonstigen Kleinheit ergab, zeigte sich aber auch darin, daß sie die gleichaltrige Kusine vollkommen ignorierte, die sich auch zurückdrängen ließ. Ihr Lieblingsspiel bestand darin, daß sie sich entweder Adelsnamen aus der Geschichte oder die Namen von Feen beilegte! In der 1. Klasse wollte sie am zweiten Tag nicht mehr bleiben. Als sie mit acht Jahren wieder in die Schule kam, konnte sie zunächst keinen Kontakt mit den Kindern finden, war unfreundlich und abweisend. In der Mittelschule gelang ihr dann der Kontakt ein bißchen, weil sie es dazu brachte, von da ab immer die Erste in der Klasse zu sein. Doch war sie eigentlich nie recht intim mit einem Mädchen.

Wir sehen so, daß sich diese Patientin zeit ihres Lebens gewissen Aufgaben des Zusammenlebens entzogen hatte. Doch war diese Abkehr niemals — mit Ausnahme des kurzen Kampfes mit der älteren Kusine — eine *offene* und *aktive* gewesen. Sie war scheinbar brav, doch war ihr Widerstand, wenn auch nur ein passiver, so doch konsequent und erfolgreich. Sie wurde als Kind oft aufgefordert, etwas zu erzählen — sie konnte es nie tun. Auch heute noch kann sie in entscheidenden Situationen, wenn also das Sprechen von ihr erwartet wird, schwer ein Wort herausbringen. Auch konnte sie nie auf dem Klavier vorspielen. Ihrem ungeheuren Ehrgeiz und Geltungsstreben entsprach ja ein absoluter Zweifel an sich und vor allem die Sucht, gefährlichen Situationen auszuweichen. Gerade diese letztere zusammen

mit dem Streben, beachtet zu werden, und einer gewissen Neigung zu einer inneren Wut führt sehr häufig zu Errötungsangst, an welcher auch unsere Patientin mit 15 Jahren litt.

Wir sehen jetzt schon, daß Patientin natürlich auch mit ihren Eltern einen schweren Kampf führt. Nur konnte sie insoweit mit gutem Gewissen diesen ableugnen, weil es ja niemals offenkundig und eingestandenermaßen geschah. Auch an der Zuspitzung der Ereignisse in der letzten Zeit lag die Schuld in ihrem Kampf gegen die Eltern und gegen die Ordnung, bei einem Versuch, auf eine recht eigenartige Art gewisse Lebensaufgaben zu lösen.

Die einzige Form, in der sie als Mädchen den Aufgaben des gesellschaftlichen Verkehrs nachkam, war das Tanzen. Sie ist ein auffallend hübsches Mädchen und hatte entsprechenden Erfolg. Ihr Freund gefiel ihr wohl zunächst nicht besonders. Aber die Energie, mit der er sich auf sie stürzte, schmeichelte ihr sehr, zumal er in seiner ganzen Art ihr ebenfalls als Outsider erschien. Als dann nun die Mutter gegen diesen Verkehr Einspruch erhob, war die Bindung perfekt geworden. Es ergibt sich eigentlich von selbst, daß sie auch ihren Freund immer mehr von der Gesellschaft loszulösen versuchte, ihn von sportlicher Betätigung zurückhielt, ihn ganz in ihren Dienst stellte, mit entsprechender Benützung von Eifersucht und nötigenfalls von Eigensinn, den sie selbst zugibt.

Nun verstehen wir die gegenwärtige Situation der Patientin. Wie soll sie jetzt nach all diesen Erfahrungen die Liebesaufgabe und die Gesellschaftsaufgabe lösen? Sie hat gar keine Lust mehr, mitzuspielen. Auch das Studium kann ihr keine besondere Befriedigung ihres Ehrgeizes bringen. Sie ist nach keiner Prüfung befriedigt, weil sie von jeder zuviel verlangt: nämlich eine ganz besondere Bestätigung ihres Wertes. Vor jeder Prüfung hat sie Tagträume, in welchen sie sich vorstellt, wie besonders ausgezeichnet sie abschneidet. Das kann das Leben natürlich nicht halten!

Und so steht sie mutlos vor dem Leben, zweifelnd an ihrer Kraft, irgendwie mit ihm fertig zu werden, interesselos gegenüber allem, was der Tag zuträgt, ablehnend alles, was er von ihr verlangt. Die Neurose bestand tatsächlich erst seit einem Jahr. Der Lebensplan, der bei den ersten größeren Schwierigkeiten unweigerlich zur neurotischen Erkrankung führen muß, hat sich aber, wie wir sehen, systematisch von der Kindheit her entwickelt. Für diese Patientin ist es, wie für viele andere, als ein Glück anzusehen, daß sie erkrankte. Denn so kam ihre fehlerhafte Einstellung zum Leben rechtzeitig und vor allem deutlich genug zum Vorschein.

Auch in der Behandlung war sie zunächst ablehnend. Wohl nahm sie nicht aktiv gegen mich Stellung. Aber ihr Mißtrauen und ein gewisser Mangel an Beteiligtsein war offenkundig. Als es mir aber gelang, an kleinen Problemen des täglichen Lebens der Patientin zu zeigen, daß sie tatsächlich eine ganz falsche Vorstellung von ihrer eigenen Kraft habe und dabei ganz falsch versuche, die Dinge zu meistern, gewann sie Vertrauen. Und so war sie bald imstande, das Verhältnis zu ihren Eltern und auch zu anderen Nebenmenschen auf eine ganz andere Basis zu stellen. Sie erkannte zunächst die ihr bis dahin nicht bewußte innere Auflehnung. Der neue Mut, der sich in einer aktiveren Haltung zunächst im Kampfe äußerte,

führte aber bald dazu, daß sie andere und bessere aktive Methoden, sich durchzusetzen, fand. Es gelang ihr sogar — was ihr früher als vollkommen ausgeschlossen schien — die Eltern zu einer gewissen Anerkennung ihres Freundes zu bewegen. Als sie Zutrauen zu sich selbst gewann und fühlte, mit dem Leben doch noch fertig werden zu können, gingen ihre Beschwerden von selbst zurück. Sie lernte die Spielregeln des Umganges mit Menschen richtig erkennen und damit die Schwierigkeiten des Lebens zu meistern. Da sie nicht mehr ausweichen will, braucht sie nicht mehr ihre Neurose. *So wurde sie nicht nur gesund, sondern, was viel wichtiger ist, ihre Ziele und ihre Stellung im Leben haben sich geändert.*

Versuch einer graphischen Darstellung psychischer Bewegungsarten.

Von Dr. med. et phil. LYDIA SICHER (Wien).

Arbeite für die Ewigkeit, als ob Dein Leben ewig währte,
Arbeite für die Ewigkeit, auch wenn Du sicher wüßtest, daß Du morgen sterben mußt.

(Altarabische Inschrift.)

Diese Arbeit ist ein Versuch, Begriffe, die für die individualpsychologische Weltanschauung von essentieller Bedeutung sind, graphisch zu gestalten, um dadurch zu einer präziseren und nicht dem abstrakten Denken allein überlassenen Fassung zu gelangen.

Die Notwendigkeit hierzu ergab sich vielfach in der therapeutischen Verwendung der individualpsychologischen Formulierungen; es zeigte sich nämlich oft, daß Patient und Arzt, aequivoke Ausdrücke gebrauchend, einander gegenüberstanden, das heißt, dasselbe Wort für differente Vorstellungen verwendeten, so daß durch die Verschiedenheit der Plattform, auf der jeder von beiden stand, die Verständigung erschwert erschien. Vor allem ergaben sich Schwierigkeiten in der Erklärung besonders bei solchen Menschen, die neben der vorwiegend visuell orientierten Einstellung — vielleicht wegen dieser — mit abstrakten Begriffen als solchen keine Vorstellungen verbinden können, so daß die graphische Darlegung dieser Begriffe für ihr Verständnis und die Verständigung mit ihnen wesentliche Erleichterungen schuf.

Noch ein Punkt schien dabei dem Verstehen näher gerückt zu werden, nämlich die Einheitlichkeit der Persönlichkeit, deren Gangart und das Wesen der speziellen, diesem einen und einmaligen Individuum zukommenden Haltung dem Leben und seinen Problemen gegenüber, wobei „Leben“ hier bereits als einer der Begriffe verwendet ist, deren Erklärung im individualpsychologischen Sinne mir unbedingt nötig erschien.

Eine große Schwierigkeit, die sich nicht nur für Patienten ergibt, sondern die auch für denjenigen besteht, der bestrebt ist, ganz in die individualpsychologische Weltanschauung hineinzuwachsen, ist das Verständnis

für die Stellung des Einzelnen zur Gemeinschaft im Gange der Entwicklung und das Erfassen des Begriffes Gemeinschaft an sich.

Ganz abgesehen von dem vielfach böswilligen Mißverstehen dieses Grundbegriffes der individualpsychologischen Lebensbetrachtung, ist zu beobachten, daß viele Leute die weltanschauliche Vorstellung mit einem der landläufigen Begriffe der, oder vielmehr *einer* Gemeinschaft zur Deckung zu bringen suchen, ein Übelstand, der sich teils aus der Armut der Sprache ergibt, die mit einem einzigen Wort für vielerlei Verwendungsweisen auskommen muß, teils aus der Begrenztheit menschlichen Denkens, das über den engen Rahmen konkreter Faßlichkeit den Übertritt in nur abstrakt Vorstellbares, rein Metaphysisches entweder prinzipiell ablehnen zu müssen glaubt, oder als Unfaßbares, weil nicht Beweisbares — also Unsicheres — vorzustellen scheut.

Der Versuch einer graphischen Darstellung dieser Begriffe scheint damit begründet.

Gleichzeitig lag es aber dringlich nahe, ein weiteres Bedenken zu entkräften, das vielfach zu Mißverständnissen, also zu Ablehnung Anlaß gab.

Ebenso oft wie die individualpsychologische Ansicht von der Gemeinschaft im metaphysischen Sinne irrig erfaßt und auf weltlich realisierbare und realisierte Gesellschaftsformen übertragen wurde, so daß selbst politische Stellungnahmen daraus zu konstruieren versucht wurden, wurde auch die Beziehung der Individualpsychologie zur Religion mit Deuteleien dahin verzerrt, daß daraus ihr eine Haltung unterlegt wurde, die mit der tatsächlich eingenommenen in keinerlei Einklang steht [1]).

In solche Dissonanzen etwas Harmonie zu bringen, kann auch als Zweck dieser Arbeit gewertet werden.

Besonders im Umgang mit Patienten, die große Besorgnis hegen, daß ihnen irgend eine ihrer geistigen oder gefühlsgebundenen Haftungen genommen werden könnte, erschien es oft nötig, Irrtümer aufzuklären und Vorwürfen zu begegnen, deren Haltlosigkeit sich durch die weltanschauliche Betrachtungsweise aufdecken ließ, was zu Verständigungsmöglichkeiten auf höherem Niveau führte.

Ausgehend von der Vorstellung, daß der Sinn des Lebens [2]) nur darin liegen kann, am Fortschritt des Lebens, an der Entwicklung aktiven Anteil zu nehmen, ist für jedes Individuum ein Ziel gesetzt, das jenseits der Grenzen des eigenen Leibes, der eigenen Lebensdauer, also jenseits der ganzen individuellen Person in eben der Evolution liegt, deren Produkt es ist; sie ist es auch, die zur Vervollkommnung des Einzelnen wie des Ganzen drängt und als letztes Ziel in ein nur mehr philosophisch gegründetes und metaphysisch faßbares Ideal mündet, das als solches dem Streben nach Vollkommenheit Sinn und Inhalt gibt.

Gerade dieses Ideal aber, das selbst wesenlos und eigenschaftslos ist, das nichts mehr *hat*, sondern nur mehr *ist*, „. . . was lautlos, unfühlbar und formlos, unvergänglich und unschmeckbar, ewig, was geruchlos, ohn' An-

---

[1]) *Jahn* und *Adler:* Religion und Individualpsychologie, Verlag Dr. Rolf Passer, 1933, Wien.

[2]) *Adler:* Der Sinn des Lebens, Verlag Dr. Passer, 1933, Wien.

fang, ohne Ende ..." [1]), umfaßt als „das Vollkommene" den Begriff „Gott", wie er der religiösen Einstellung entspricht.

In der Individualpsychologie decken sich im philosophischen Sinne die Begriffe des „Vollkommenen", des „Ideals", der „absoluten Wahrheit", der „Ewigkeit", ähnlich wie in der indischen Philosophie. Auch hier ist es nur dem Menschen möglich, den „Höchsten Gang" zu erreichen, „Mensch" zu werden, der alles „Habens" entraten und im „Sein" aufgehen kann, der also schließlich Gott in sich trägt, dessen ewiger Teil er selbst wieder ist.

Diese Einswerdung als letztes Ziel der Entwicklung des Lebens, die vom Individuum niemals geleistet, nur angestrebt werden kann, befreit vom Tode, weil des Menschen wesentlichster Teil der Beitrag zum Leben sub specie aeternitatis ist, der als Baustein dem Kosmos eingefügt, dieser ideellen Einswerdung dient.

Versucht man nun, die Stellung des Menschen zur Gemeinschaft im Sinne der Individualpsychologie darzustellen, so ergibt sich für jedes einzelne Individuum eine doppelte Aufgabe: die Kette fortzusetzen, die aus ewiger Vorzeit in ewige Zukunft reicht, und gleichzeitig den Platz auszufüllen, der ihm durch seine Stellung in der Kette zugewiesen ist, die alle Menschen derselben Zeit als Gemeinschaft umspannt.



Abb. 1.

Nur wer aus dieser doppelten Perspektive seinen Lebensraum betrachtet, wer im vollen Bewußtsein der Vergänglichkeit der Person, der unvergänglichen Wesenheit des Tuns in dieser doppelten Kette dem Sturm der vom Leben gestellten Anforderungen standhält, macht einen Schritt der „absoluten Wahrheit" näher, der, obwohl nur *ein* Schritt, dem Sinn des Lebens, der Gemeinschaft, gerecht wird.

Ich habe nun mich bemüht, für fünf Typen von Menschen ihre Stellungnahme graphisch festzuhalten, und zwar nur in schematischer Weise, ohne Rücksicht auf die individuellen Varianten, die in ebenso großer Zahl vorhanden sind, als es Individuen gibt, deren Einmaligkeit durch die Schematisierung nicht zum Ausdruck kommt.

Die Typen, deren Darstellung mir wesentlich erschien, weil ihre Stellungnahme zum Ideal der Vollkommenheit am deutlichsten hervorleuchtet,

---

[1]) Upanisaden, zitiert nach *Hauer:* Der Yoga als Heilsweg, Verlag Kohlhammer, Stuttgart, 1932.

sind: der normale (seelisch gesunde) Mensch, der Neurotiker und Selbstmörder (ohne Berücksichtigung der Art der Neurose), der Psychotiker, der Verbrecher und das Genie.

Jeder dieser Typen kann selbstredend nur in seiner Gangart, von seinem eigenen Lebensraum aus graphisch wiedergegeben werden, der selbst wieder aus der psychologischen Erfassung erhellt und aus vielfacher Erfahrung verstanden werden kann.

Der ideelle Lebensraum eines Individuums ist gegeben durch einen Kreis, dessen Umfang als „Ziel der Vollkommenheit", als „absolute Wahrheit" für den Einzelnen das unerreichbare Ideal darstellt, dem er zustrebt, und dessen Fläche die „Welt" des Betreffenden ist, sein Kosmos, in dem sein äußeres und inneres Milieu entsteht und sich entfaltet. Vom Zentrum seines ideellen Lebensraumes, dem Punkt, auf dem das Individuum steht, greift der Mensch nun — normalen Typus angenommen — nach allen Richtungen aus und entwickelt sich von seinem „Ich" weg, expansiv, zentrifugal, so daß sich der reale Lebensraum nach allen Seiten im Idealfall in konzentrischen Kreisen vergrößern müßte.

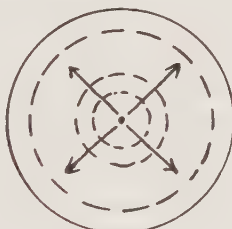


Abb. 2.

Wie weit einer kommt, wie groß der Radius ist, den er zurücklegt, hängt von der Stärke des Gemeinschaftsgefühls ab, von der Größe des Muts, den der Mensch im Rahmen seines Lebensraumes aufbringt. Je größer Gemeinschaftsgefühl und Mut sind, desto weitere Kreise werden entstehen, desto geringer wird die Distanz zwischen dem ideellen Ziel der Vollkommenheit und dem erreichten Rahmen; so daß, rein hypothetisch bei diesem Typus die „Einswerdung" möglich werden müßte, wenn eben der Entwicklung des Menschen nicht Grenzen gesetzt wären durch die Unvollkommenheit menschlichen Wesens überhaupt.

Während nun der normale, gesunde Mensch in expansiver Art von sich wegstrebt und dadurch den ihm möglichen realen Lebensraum erweitert, versucht der Neurotiker von seiner zentralen Stellung aus hineinzugreifen in den Lebensraum, bis zu der Grenze, die sein fiktives Ideal bedeutet, und nun dieses an sich heranzuziehen. Es kann hier nicht über die Neurose im allgemeinen und die zahllosen Versuche der Selbstbestätigung des Neurotikers gesprochen werden, weil dieses Thema so vielfach und so ausführlich bearbeitet wurde, daß kaum ein Zweifel darüber bestehen kann, was die Individualpsychologie unter Neurose versteht. Das Wissen um diese Frage darf also hier vorausgesetzt werden. Betrachtet man nun die Bewegung des Neurotikers in seinem ideellen Lebensraum, so ergibt sich eine

zentripetale, retraktive Richtung, ausgehend von dem Kreisumfang, der dem konkretisierten Persönlichkeitsideal entspricht, und bei immer kleiner werdendem Aktionsradius genügende Sicherungen zur Wahrung dieses Ideals erhoffen läßt.

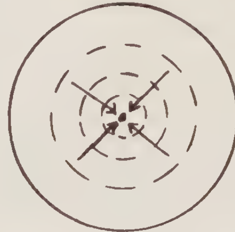


Abb. 3.

Aus dieser retraktiven Bewegung erscheint es auch erklärlich, daß bei vollkommener Einengung des realen Lebensraums und Konzentration auf das im Zentrum stehende, von allen Seiten her bedrängte „Ich", dieses, wie in einer Eruption sich aus der Erstickung zu befreien trachtet und in einem äußersten Versuch, das bedrohte Selbstwertgefühl zu retten oder mit dem verloren gegebenen Persönlichkeitsideal selbst zugrunde zu gehen, im Selbstmord den erlösenden Ausweg zu finden vermeint.

In weit komplizierterer Gestalt ist das Schema des Geisteskranken aufzubauen, obwohl die Entwicklung des Psychotikers ursprünglich dieselbe Bewegungsrichtung aufweist wie die des Nervösen. Aber auf dem Punkte, im Zentrum angelangt, in dem von Lebensraum in dieser realen Welt durch die vollständige Einengung nicht mehr gesprochen werden kann, sucht der Irre seine Zuflucht in einer fiktiven Welt, die man schematisch sich senkrecht zur Ebene des normalen Menschen und des Neurotikers denken kann.



Abb. 4.

Hier, in dieser fiktiven Welt ist auch die expansive Tendenz des Psychotikers zu erkennen, die nicht gehemmt durch die dem gesunden Menschen bewußten Grenzen seiner Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, immer weiter von der „absoluten Wahrheit" und der Gemeinschaft sich entfernend, im Fiktiven jedes Ziel für erreichbar hält und halten muß und in dieser Ebene bis an die äußerste Grenze, die vorschwebende Gottgleichheit gelangen kann.

Bei dieser Auffassung ist auch die Remission in der Psychose nicht mehr unerklärlich, oder scheint es wenigstens so. Es sieht so aus, als ob der Kranke zeitweise zaghafte Versuche machte — enttäuscht von der Welt des Irrealen — wieder in die andere Ebene zurückzukehren, wo die äußere Umwelt aber für seinen geknickten Mut schwerere Prüfung bedeutet als zuvor, ehe er aus dieser Ebene in seine fiktive Welt übergetreten war. Diesen erschwerenden Umständen noch weniger gewachsen als früher, bemüht sich der Kranke, seinen realen Lebensraum zur Sicherung seines Wertes, seines Ich, wieder so eng zu gestalten, daß der Eindruck erweckt wird, als griffe der Psychotiker bei jeder neuerlichen Remission mit immer schwächer werdenden Kräften von seiner Zentralstellung aus soweit in den realen Lebensraum hinein, als der Reichweite seiner seelischen Spannungen entspricht, könnte also, graphisch genommen, immer nur Kreise mit kleineren Radien erfassen und sich annähern. Jeder dieser vergeblichen Versuche führt zum Zentrum zurück, von hier zum Rückzug in die fiktive Welt; jeder Versuch eines Lebensaufbaues in der realen Welt scheitert an der wachsenden Entmutigung immer früher, so daß die Remission immer kürzer, der Krankheitsschub immer länger wird, bis schließlich der Psychotiker entweder die ganze Bestrebung aufgibt und, abgefunden in der Welt der Fiktion, seine organischen Funktionen wieder aufnimmt, ohne seine Haltung zur Gemeinschaft auch nur im geringsten zu verändern, oder ebenso wie der Nervöse in seiner Zentralstellung zu ersticken droht, so daß auch in der Psychose oft als einziger Ausweg aus den Wirrnissen des Lebens die Vernichtung eben dieses Lebens lockt.

Daß manche Geisteskranke das eigene Leben zerstören, andere in der Tötung eines anderen Menschen sich explosiv entladen, könnte dadurch erklärlich scheinen, daß Kranke, die niemals sehr expansiv in die fiktive Welt vordrangen, niemals hier ihre Gleichsetzung mit dem letzten Ideal der Gottähnlichkeit gefühlsmäßig erlebten, viel gebundener noch an die Welt der Realität, kraftlos gegen das eigene Leben wüten (Melancholiker), während andere, die zumindest im fiktiven Raum halluzinatorisch Triumphe ihrer Macht und die Einswerdung mit dem von ihnen ersehnten Ideal feierten (Schizophrene, Paranoiker), die Enttäuschung über das nicht Festhaltenkönnen ihrer Machtstellung in jener Welt an Menschen dieser für sie verschlossenen Sphäre rächen.

Versucht man die Gangart und den Lebensraum des Verbrechers zu skizzieren, so sind dabei zwei Tatsachen zu berücksichtigen. Der Verbrecher ist in seiner ganzen Einstellung nicht asozial in dem Sinne, wie es der Neurotiker ist. Jeder Nervöse anerkennt die Gemeinschaft als solche, versucht aber, sie auf sich zu beziehen, so daß als Resultante seiner Lebensweise ein mehr-minder starker Parasitismus sich ergibt, ein Wuchern auf den körperlichen und seelischen Kräften der Gemeinschaft zum Zwecke der Erhöhung der eigenen Person.

Der Verbrecher hingegen anerkennt die Gemeinschaft als solche nur insofern, als er sie als Kampfobjekt betrachtet, da er sie als ihm persönlich feind zu erleben glaubt, sich von ihr benachteiligt fühlt („Nur wer sich bestohlen glaubt, stiehlt"). Deshalb bringt er seine — irrige — Meinung über den scheinbaren Wert seines Heldentums in antisozialer Weise zum

Ausdruck. Trotz des Kampfes gegen die Gemeinschaft ist in psychologischer Hinsicht ein Faktum bemerkenswert und zwar das meist aufrichtige und verzweifelte Streben, mit dieser verhaßten Gesellschaft noch irgendeinen Kontakt aufrecht zu erhalten, quasi eine Pforte offen zu lassen, durch die sich der Kriminelle noch mit anderen Menschen als „gebend“ verbunden fühlt und die er gerne benützen würde, um seinen Platz in der Gesellschaft einzunehmen, woferne ihm von dieser Garantien der Anerkennung seines „Heldentums“ geboten würden.

Dies mag eine der Ursachen für die immerhin merkwürdige Tatsache der „Verbrecherehre“ sein, die den Abwegigen, besonders im Anfang seiner Laufbahn, dazu zwingt, wenigstens in Form des Komplizentums oder im Umgang mit Prostituierten, zu denen er sich manchmal rein brüderlich hingezogen fühlt, da sie beide als Ausgestoßene der Gesellschaft für einander Verständnis empfinden, zu zeigen, daß er selbst noch Mitmensch ist. Manchmal ist es auch die Bindung an eine Person, die fern von jeder verbrecherischen Mittätigkeit, dem Kriminellen den Zugang, besser gesagt, die Rückkehr zur Gesellschaft verlockend erscheinen läßt, ein Mensch, den der Verbrecher als „richtig“ empfindet, weil er trotz allem noch an ihn glaubt. Das kann die Mutter sein oder eine Geliebte, die für ihn den letzten Rest menschlicher Beziehungen bedeutet, die er nicht beargwohnt, ihn zu enttäuschen, die er nicht bekämpft; so ist an einer Stelle im Lebensraum des Verbrechers eine expansive Bewegung zu beobachten, während der ganze Rest zum Schutze der Person, ebenso wie beim Neurotiker und Psychotiker von einer Aktivität erfüllt ist, die graphisch nur in zentripetaler Richtung dargestellt werden kann, da auch die Aggression des Verbrechers gegen die Gesellschaft sich von der „absoluten Wahrheit“, „dem Vollkommenen“ immer mehr entfernt.

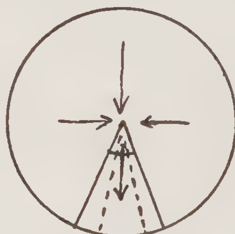


Abb. 5.

In dieser Bewegungsart des Verbrechers in seinem Lebensraum muß, meines Erachtens, auch die Erklärung für die Rückfälligkeit liegen, die schließlich aus einem einmal Delinquenten einen Gewohnheitsverbrecher schafft.

Wenn man rein objektiv überlegt, wie schwer, ja fast unmöglich es für den einmal straffällig gewordenen Menschen ist, in der Gesellschaft wieder Fuß zu fassen, was man beinahe als Rache der Gesellschaft am Kriminellen ansehen könnte, so ist es verständlich, daß die antisoziale Haltung des Verbrechers verstärkt, seine Neigung, den Weg zurück zu finden, verringert wird. In völlig logischer Konsequenz muß er in immer feind-

licherer Haltung den Kampf wieder aufnehmen, zumal schon aus Trotz jedes Zugeständnis an die Gesellschaft als Minderung der Heldenpose empfunden werden muß. Es wird also nach jedem gescheiterten Versuch der Winkel des Sektors, in dem ursprünglich noch eine expansive Bewegung zu beobachten war, kleiner, da immer mehr Raum für den sinnlosen Kampf verwendet werden muß, bis dieser Sektor schließlich ganz verschwindet und der Verbrecher sich selbst jede Pforte versperrt hat.

Was nun den letzten Typus anlangt, das Genie, muß betont werden, daß trotz aller Versuche, die seit Jahrhunderten gemacht wurden, den Begriff des Genies zu fassen, unsere Kenntnisse in dieser Hinsicht weder bezüglich der physiologischen, noch der psychologischen Faktoren, die zu seiner Entstehung führen, ausreichend sind.

Es zeigt sich nur immer wieder, wenn man die Persönlichkeit des Genies im weitesten Sinne betrachtet, daß es sich dem Rahmen der sogenannten Lebensnormen nicht einfügt, sondern Wege geht, die als Weg von dem der übrigen Menschen so abweichen, daß jedes Genie bis zu einem gewissen Grade psychopathisch wirkt. Bei allen Erklärungsversuchen wurde aber über dem Weg das Ziel vergessen, das trotz aller Abbiegungen und manchmal auch Verbiegungen am Ende des Weges steht: die Erfüllung, das Werk, das hoch über den egoistischen Zweck des Einzelnen in die Gemeinschaft, in die „absolute Wahrheit" einzugehen *gewollt* ist und in den Sinn des Lebens mündet.

Das unterscheidet eben den Genialen vom Neurotiker, mit dem er so viele Züge gemeinsam hat, daß er Höchstes schaffen will und, seiner Zeit um Ungemessenes und Unmeßbares voraus, von seiten der Welt, die noch niemals den Schrittmacher verstand und zu würdigen wußte, auf härtere Proben gestellt, immer im Kampf zwischen Ziel und Welt, dieser abgeneigt, sich zugekehrt wird, weil er das Werk in sich trägt, dessen Schöpfer und Bewahrer er ist. Dazu braucht er die Einsamkeit, die Isolierung, die „neurotischen Symptome", die ihm Erleichterungen von seiten der Menschen, für die er ja letzten Endes schafft, sichern sollen, denn „der Gedankengang geht bei der einsamen Arbeit künstlerischen Schaffens in die Tiefe, die einzige Richtung, die uns nicht verschlossen ist, in der wir, allerdings nur mühevoll, vorwärts gehen können, um die Wahrheit zu erreichen" (*Marcel Proust*).

Während der Neurotiker in dem Zwiespalt zwischen Wollen und Selbstvertrauen nur sich sucht, sich aber nur in den vermehrten Anstrengungen der Umwelt als Sieger im Kampfe für sein Persönlichkeitsideal finden zu können glaubt, ist das Ziel der Unsterblichkeit, die „Einswerdung" dem Genialen Ansporn, sich zu realisieren.

Was also beim Genie als wesentlich in der Bewegungsrichtung in seinem Lebensraum erscheint, ist das Doppelspiel von zentrifugalen und zentripetalen Tendenzen; dem oberflächlichen Betrachter des Schemas muß eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Schema des Verbrechers auffallen, da beide nur in einem Sektor ihres Lebensraums expansiv, im größten Teil desselben aber retraktiv leben.

Und doch besteht ein kardinaler Unterschied, der darin liegt, daß der Verbrecher die *Person*, sein „*Ich*" zu sichern sucht, die Vorstellung, die

er von sich selbst hat und der er größtmögliche Entfaltung verschaffen möchte, während der Geniale abseits von der Person und weit über sie hinaus das *Werk* zu schützen trachtet, das als unsterbliche Emanation seines sterblichen „Ich" einzig und allein in Betracht kommt.

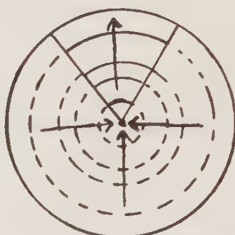


Abb. 6.

Daher sieht man auch, daß zur Sicherung des Werkes immer weitere Kreise zentripetal herangezogen werden müssen, so daß — bei *gleichbleibendem* Winkel — Werk und Sicherungen in direktem Verhältnis wachsen.

Ich bin mir sehr wohl bewußt, daß diese Schemata nur im allgemeinsten Geltung haben, daß im speziellen Einzelfall sich ganz komplizierte Kurven ergeben müssen, die je nach der Tragweite des Mutes des Betreffenden im Rahmen des Lebensraumes den einzelnen Problemen gegenüber gezeichnet werden könnten. Ich könnte mir vorstellen, daß die Kurve eines Perversen, der vor allem in den Fragen versagt, in denen das „Du" des andern Geschlechts ihm bedrohlich erscheint, während seine Expansion nach allen anderen Richtungen relativ ungehindert wirksam werden kann, ungefähr so sich gestalten könnte:

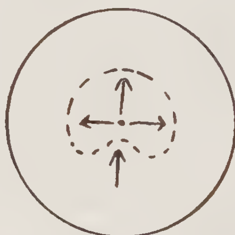


Abb. 7.

Ähnlich wie auch die Kurve eines Süchtigen aussehen müßte, mit allen Varianten, die die individuelle Bewegung im Lebensraum ergibt.

Was mir aber vorschwebte, war nicht die Aufzeichnung von Psychogrammen einzelner Fälle, sondern die Idee, aus dem Sinn des Lebens heraus Menschen und ihre Bestrebungen zu verstehen.

Zur Psychopathologie des Erziehers.

Von Professor Dr. med. et phil. ERICH STERN (Paris).

Die Psychologie hat sich in den letzten Jahrzehnten eingehend mit der psychischen Eigenart des Kindes und des Jugendlichen beschäftigt und damit zugleich einen wesentlichen Beitrag zu einer wissenschaftlichen Grundlegung der Erziehung geliefert. Jede Erziehung muß aufbauen auf einer genauen Kenntnis des Seelenlebens des Zöglings. Wir haben ferner einsehen gelernt, daß die schwierigsten Probleme da auftauchen, wo es sich um Individuen handelt, die in ihrer seelischen Verfassung von der Norm abweichen. Gewiß, die schweren seelischen Störungen — mag es sich um Intelligenzdefekte, neurotische, psychopathische oder psychotische Störungen handeln — fallen aus dem Rahmen der Schule heraus, aber in jeder Klasse finden sich einzelne Kinder, die Störungen leichteren Grades aufweisen und mit denen der Lehrer doch fertig werden muß. Hier hat die moderne Psychologie wesentliche Aufschlüsse gegeben.

Aber der Zögling stellt doch nur die eine Seite der Erziehung dar, ihm gegenüber steht der Erzieher. Auch mit seiner Person hat sich die Psychologie in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren eingehender beschäftigt; so kann ich etwa auf die grundlegenden Arbeiten von *Eduard Spranger*, von *Georg Kerschensteiner*, von *Döring* u. a. hinweisen. Die Arbeiten von *Spranger* und *Kerschensteiner* sind typologisch orientiert, d. h. sie suchen ein Bild des Erziehertyps, und zwar des Typs, wie er sein soll, zu zeichnen, den Idealtyp also. Sehr viel weniger Berücksichtigung findet bei ihnen der Erzieher, so wie er in Wirklichkeit ist, wie wir ihn im Leben sehen. Und hier finden wir manche Eigentümlichkeiten und Züge, die uns nahelegen, einmal eine Erörterung der Psychopathologie des Erziehers zu versuchen.

Was heißt denn überhaupt „pathologisch“? Wollen wir das feststellen, dann müssen wir davon ausgehen, daß der Begriff „pathologisch“ — ebenso wie der Begriff „normal“ — ein Wertbegriff ist, und immer bedeutet, daß irgendeine Funktion die ihr gesetzte Aufgabe, das Ziel, das sie erreichen will, nicht erreicht, vielleicht sogar das Gegenteil erreicht oder das Leben gefährdet. Wenn wir von einer Pathologie des Erziehers sprechen, dann werden wir also diejenige Verhaltensweisen zu betrachten haben, die sich der Verwirklichung der Aufgaben der Erziehung hemmend und störend in den Weg stellen.

Wie immer man diese Aufgaben auch bestimmen mag, darüber dürfte kein Zweifel sein, daß jede Erziehung den Zögling lebenstüchtig und lebensfroh machen soll. Wir brauchen freie, aufrechte Menschen, die bereit sind, die Verantwortung im Leben zu tragen, ihre Pflichten zu erfüllen. Als pathologisch werden wir also in erster Linie solche Verhaltensweisen des Erziehers zu bezeichnen haben, die die Erreichung dieses Zieles in Frage stellen oder gar gefährden.

Wir haben gelernt, daß die wesentlichste Grundlage des Lebens der Mut ist, und daß alle Erziehung auf eine Ermutigung des Zöglings ausgehen muß. Die Grundlage des Versagens im Leben, psychischer Störungen, zahlreicher Hemmungen und Schwierigkeiten ist die Entmutigung.

Eine Erziehung, die zur Entmutigung des Zöglings führt, führt somit zur Lebensuntüchtigkeit. So werden wir also in erster Linie nach den Verhaltensweisen und Eigenschaften des Erziehers zu fragen haben, die beim Zögling den Mut verringern, zu einer wachsenden Entmutigung führen.

Bei keinem Beruf liegt die Versuchung so nahe, dem anderen Menschen gegenüber seine Überlegenheit dauernd geltend zu machen wie beim Lehrer, der ja in der Tat in mehr als einer Beziehung dem Kinde gegenüber der Überlegene ist. Er ist älter, hat mehr Erfahrungen, weiß mehr, er ist stärker, und vor allem stehen ihm die Macht- und Zwangsmittel seines Berufes zur Verfügung. Er kann strafen, das Kind von der Versetzung ausschließen, ein schlechtes Zeugnis geben usw. Er muß die Disziplin in seiner Klasse aufrecht erhalten, sein Ansehen wahren.

Wir müssen nun scharf zwischen zwei Formen der Autorität unterscheiden: die eine stützt sich auf die innere Überlegenheit der Lehrerpersönlichkeit, die andere auf äußere Druck- und Zwangsmittel. Jene innere, allein wirkliche Autorität wird naturgemäß niemand antasten und aus der Erziehung entfernen wollen, im Gegenteil, sie erscheint als eine der wichtigsten Voraussetzungen jeder Erziehung. Anders hingegen die äußere Autorität. Der Druck- und Zwangsmaßnahmen wird sich am meisten der zu bedienen nötig haben, dem die innere Überlegenheit kein Ansehen verschafft. Der inneren Überlegenheit fügt sich der Zögling freiwillig und gern, der äußeren Gewalt hingegen setzt er immer einen — offenen oder versteckten, bewußten oder unbegriffenen — Widerstand entgegen.

Die innere Überlegenheit der Persönlichkeit sollte also eine Grundvoraussetzung dafür sein, daß sich jemand dem Erzieherberuf zuwendet. In der Wirklichkeit aber ist es oft ganz anders. Es ist keineswegs selten, daß jemand sich innerlich schwach fühlt, daß er meint, Erwachsenen gegenüber unterlegen zu sein, und daß er nun sucht, wo er denn überhaupt sich durchzusetzen in der Lage ist. Kindern gegenüber wird ihm das naturgemäß am ehesten gelingen, da ist er der Herr, da kann er befehlen. So kommen manche Menschen aus Motiven zum Lehrerberuf, die sie für diesen geradezu vollkommen ungeeignet machen. Aus den Spielen der Kinder sieht man schon viel, und das Schulespielen ist ja immer sehr beliebt. Wer drängt sich dazu, Lehrer zu sein? Oft doch derjenige, der am wenigsten Kraft besitzt. Er will auch einmal den anderen gebieten. Ich fragte einmal einen etwa zehnjährigen Jungen, was er werden wolle. Er meinte, er möchte Lehrer werden, und als ich dann weiter fragte, weshalb er gerade Lehrer werden möchte, antwortete er mir, weil die Kinder dann alle tun müssen, was ich will. Das scheint mir für viele bezeichnend zu sein. In dieser Haltung aber sehe ich die Wurzel außerordentlich vieler Störungen, die sich bei der Erziehung ergeben.

Wir müssen uns immer darüber klar sein, daß das Kind nicht des Erziehers wegen, sondern der Erzieher des Kindes wegen da ist. Dieses Verhältnis kehrt sich aber da um, wo der Erzieher das Kind braucht, um sein eigenes Geltungsverlangen zu befriedigen. Ein gesteigertes Geltungsverlangen baut sich immer auf dem Gefühl eigener Schwäche und Unterlegenheit auf, auf einem Mangel an innerem Halt. Diesen sucht man da-

durch zu kompensieren, daß man da, wo es möglich ist, seinen Willen durchzusetzen strebt, sei es mit Gewalt. Ein Vertreter dieses Typs ist auch der Schultyrann, der Klassendiktator, der keine freie Regung, keinen eigenen Willen aufkommen läßt, und der froh ist, wenn die Klasse vor ihm zittert.

Hat man Gelegenheit, dieses Verhalten näher zu analysieren, so wird man sehen, daß sich dahinter mannigfache Konflikte, die oft bis in die Kindheit zurückgehen, oft aber auch in der Gegenwart wirksam sind, stecken. So erzeugen etwa ungünstige Familienverhältnisse, Eheschwierigkeiten, wirtschaftliche Sorgen, Schikanen von seiten Vorgesetzter, Hemmungen und Spannungen, die sich dann im Verhalten dem Kinde gegenüber entladen.

Eine Grundforderung jeder Menschenbehandlung, und damit auch der Erziehung scheint es mir zu sein, daß man fähig ist, den Menschen nach sich (dem anderen) selbst zu beurteilen, sich soweit als nur irgend möglich von seinem eigenen Denken und Empfinden, von den Vorurteilen, die man hat und von den Zielsetzungen, die man für sich selbst anerkennt, freizumachen. Das hat aber zur Voraussetzung, daß man selbst über ein hohes Maß von innerer Freiheit verfügt und imstande ist, gleichsam aus sich selbst herauszutreten. Das kann aber nur der sachliche Mensch; der ichhafte Mensch, der eben gerade dadurch charakterisiert ist, daß er ständig an sein Ich gebunden bleibt, muß hier versagen. Sachlichkeit setzt aber Mut voraus, Ichhaftigkeit ist die Folge der Entmutigung.

Die Unsachlichkeit, die Ichhaftigkeit zeigt sich beim Erzieher vor allem darin, daß er das eigene Lebensgesetz der fremden Individualität nicht anzuerkennen bereit ist. Er beurteilt alles, was das Kind bietet, alles, was vorgeht, nur von sich aus, nur nach seinem eigenen Lebensgesetz, nach seinen persönlichen Sympathien und Antipathien. Daraus ergeben sich nun eine Reihe von Folgen, die sich in der Erziehung von jeher recht störend bemerkbar gemacht haben. Wir können die Kinder „nach unserem Sinn ja nicht formen", so hebt schon Goethe recht eindringlich und treffend hervor. Der ichhafte Erzieher verfolgt aber gerade dieses Ziel, er will aus dem Kinde das machen, was ihm, dem Erzieher, gerade als Ideal vorschwebt, und er empfindet jedes Widerstreben des Kindes als eine persönliche Kränkung. Das gilt übrigens nicht nur in der Schule, sondern auch, ja vielleicht noch mehr im Hause. Eltern sind in dieser Beziehung im allgemeinen noch empfindlicher als der Lehrer.

Eine weitere Folge ist die Ungerechtigkeit. Gerechtigkeit bedeutet ja immer: einen Menschen „sachlich" beurteilen, d. h. nach seinen eigenen Gesetzen, nicht aber nach denen des Urteilenden. Naturgemäß bedeutet das nicht, alles gut heißen, was der andere tut: wo sein Tun mit irgendwelchen allgemeinen Normen in Widerspruch gerät, da ist Zurechtweisung geboten. Aber bei der Beurteilung wird zu berücksichtigen sein, ob und inwieweit ein schuldhaftes Verhalten vorliegt, welche Motive den anderen bestimmt haben, ob er das Unrecht einsehen konnte. Gerechtigkeit schließt des weiteren aus, bei der Beurteilung des anderen seine persönlichen Zu- und Abneigungen mitsprechen zu lassen. Es ist durchaus verständlich, daß uns ein Mensch angenehmer ist als ein anderer, daß uns der eine mehr „liegt"

als der andere, aber gerade der Erzieher muß sich über diese Einstellungen Rechenschaft ablegen, und er darf sie bei der Beurteilung von Leistungen und Verhalten der Zöglinge in keiner Weise mitsprechen lassen. Die Kinder haben im allgemeinen ein außerordentlich feines Organ für Gerechtigkeit. Wo sie in dieser Hinsicht enttäuscht werden, da kann schwerer Schaden angerichtet werden.

Wir sagten vorhin, die Überspannung der Autorität entspringt einem Mangel an innerer Festigkeit. Das gleiche gilt naturgemäß auch von der Unfähigkeit des Erziehers, sich durchzusetzen. Das allzu „kameradschaftliche“ Verhalten ist vielfach nichts anderes als das Buhlen um die Gunst der Schüler, durch die der Lehrer einmal Schwierigkeiten zu vermeiden hofft, und die ihm zum anderen das erhebende Gefühl gibt, „beliebt“ zu sein. Im allgemeinen verbindet sich mit diesem Verhalten eine Unsicherheit und Unstetigkeit: es werden Anordnungen gegeben und wieder aufgehoben, sobald sich herausstellt, daß ihre Durchführung auf Schwierigkeiten stoßen und „unbeliebt“ machen würde. Ob man eine Maßregel durchführen kann, muß man freilich überlegen, ehe man sie trifft, und es mag als allgemeines Prinzip gelten, daß nur zu fordern ist, was gefordert und was erreicht werden kann. Das Geforderte soll dann aber auch befolgt werden.

Es kann jedoch vorkommen, daß man sich gelegentlich einmal davon überzeugt, daß man mit seinen Anordnungen auf falschem Wege gewesen ist. Dann allerdings soll der Lehrer sie auch zurückziehen. Besitzt er wirklich Autorität, so wird ihr dies nicht schaden, sondern sie eher fördern. Überhaupt ist es ein völlig irriges Verhalten, immer und unter allen Umständen recht haben zu wollen. Es gibt keinen Menschen, der immer recht hat, selbst der Lehrer nicht. Ebenso kann der Lehrer auch ruhig eingestehen, wenn er auf eine Frage der Kinder keine Antwort weiß: es gibt auch keinen Menschen, der alles weiß.

Kinder sind nie restlos „folgsam“ und restlos „artig“. Das bereitet vielen Lehrern ernste Sorgen, nicht um der Kinder, sondern ihrer Stellung, ihres Ansehens willen. Naturgemäß ist Einfügung in die Klassen- und Schulgemeinschaft unbedingt notwendig, und man kann eine der wesentlichsten Aufgaben der Schule darin sehen, hierzu zu erziehen. Wo die Disziplin ernstlich gefährdet ist, wird der Erzieher also unbedingt einschreiten müssen. Auf der anderen Seite muß er aber gelegentlich Humor haben und über manchen Streich mitlachen können, er muß über manches hinwegzusehen vermögen. Auch dadurch schadet er seiner Autorität — wenn er sie besitzt — in keiner Weise. Das ewige Zanken und Strafen wegen jeder Kleinigkeit gehört zu den unerfreulichsten Zügen, die dem Kinde die Lust an der Schule gründlich verleiden und Widerstände hervorrufen können. Das ewige „auf-Würde-bedacht-sein“ führt leicht zur Pose und damit zur Unehrlichkeit und Unaufrichtigkeit.

Der Mensch gibt sich über den Wert, den Ermahnungen besitzen, leicht Täuschungen hin. Durch Ermahnungen lernt das Kind — wie man einmal treffend gesagt hat — ermahnen. Das Wesentlichste ist und bleibt immer das Gesamtverhalten und das aus ihm stammende Beispiel. Daher ist es für keinen Menschen so gefährlich als für den Lehrer, wenn er schlechte Gewohnheiten hat, ungepflegt ist, wenn er durch sein Benehmen

seine Worte Lügen straft. Aufrichtigkeit fordern kann nur derjenige, der selbst absolut aufrichtig ist, Selbstbeherrschung nur der, der sie selbst übt. Das gilt etwa auch auf dem Gebiete des Trinkens und Rauchens. Der Gebrauch der Genußgifte entspringt zu einem sehr erheblichen Teil dem Bedürfnis des Menschen nach Lust, nach Überwindung von Unlustgefühlen, die der Lauf des täglichen Lebens mit sich bringt, er entspringt dem Bedürfnis, sich über Sorgen hinwegzusetzen, ohne sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Es kann kein Zweifel sein, daß Alkohol und Nikotin für die Jugend in jeder Form und Menge schädlich sind und daß auf eine alkohol- und nikotinfreie Jugenderziehung hinzuarbeiten ist. Das setzt beim Lehrer aber den Verzicht voraus, zum mindesten innerhalb der Schule und bei allen Schulveranstaltungen, bei jedem Zusammensein mit der Jugend, sich des Alkohols und des Tabaks zu enthalten.

Daß sich auch manche Perversionen im Lehrberuf auszuleben Gelegenheit haben, mag noch erwähnt werden. In dem vielen Strafen, besonders der häufigen Anwendung der körperlichen Züchtigung, in der übergroßen Strenge steckt nicht selten ein gewisser Sadismus. Manchmal lebt sich eine unbefriedigte Sexualität bei Lehrerinnen in dem Vorziehen einzelner Schülerinnen, die zur Vertrauten gemacht werden, aus.

Gerade mit dem sexuellen Problem muß der Erzieher fertig geworden sein, sonst kann er nach dieser Richtung hin die Aufgabe, die er der Jugend gegenüber zweifellos hat, nicht erfüllen. Sexuelle Erziehung ist ja heute mehr denn je erforderlich, sie hat aber stets den eigenen festen Standpunkt, volle Sicherheit und Unbefangenheit des Erziehers zur Voraussetzung. Ein Vorbeigehen an den Problemen, prüdes Verschweigen, das Verschließen der Augen vor den Realitäten des Lebens ist für die Erziehung gefährlich. Der Erzieher muß Verständnis für die Nöte und Konflikte haben, die sich im jungen Menschen nicht selten auf diesem Gebiete abspielen. Hat er es nicht, so verliert er gerade in den kritischsten Zeiten die Beziehung zu ihm.

Alle Erziehung beruht auf den Beziehungen des Erziehers zum Zögling und des Zöglings zum Erzieher. Es gibt sehr vieles, was der Zögling nicht um der Sache, sondern um der Person des Erziehers willen wegen tut. Maßnahmen, die er noch nicht versteht, noch nicht verstehen kann, werden getroffen und müssen oft getroffen werden. Besteht zwischen Zögling und Erzieher ein Band, so wird es dem Zögling nicht schwer fallen, auch da zu folgen, wo er nicht versteht. Es wäre aber ganz verfehlt, in diesem „Handeln um der Person willen" eine Haltung zu sehen, die Dauer haben soll. Wollen wir die Kinder zu sachlichen Menschen erziehen, so gilt es, sie zum Handeln um der Sache willen anzuleiten — was naturgemäß in keiner Weise ausschließt, aus Liebe oder Verehrung für andere Opfer zu bringen. Sachliches Handeln aber setzt beim Kinde Verständnis für die getroffenen Anordnungen voraus, und es ist daher falsch, wenn der Erzieher jede Erörterung über diese ausschließt und blinde Fügsamkeit verlangt. Es schmeichelt der Eitelkeit, wenn man weiß, daß ein Mensch lediglich um seinetwillen handelt und verzichtet.

Die Bindung des Zöglings an den Erzieher ist für die Erziehung wichtig und unentbehrlich, aber sie kann und darf nie das Ziel sein, das angestrebt werden soll, sie darf nie um ihrer selbst willen gesucht werden,

wie dies vielfach geschieht. Sie ist immer nur Mittel. Daher darf sie auch nie als etwas Endgültiges betrachtet werden; das Ziel des Erziehers muß es im Gegenteil immer sein, nach der „Ablösung“ zu streben, d. h. dahin, daß der Zögling den Erzieher nicht mehr braucht, sondern frei und selbständig handeln kann, so wie die Sache es erfordert. Diese Ablösung aber stößt sehr häufig deshalb auf erhebliche Schwierigkeiten, weil die Erzieher sie nicht wollen, weil sie Kinder in Abhängigkeit von sich und damit klein und unmündig erhalten möchten. Das gilt für die Erziehung im Elternhaus vielleicht noch mehr als für die Schulerziehung, aber auch bei dieser beobachten wir nicht selten, daß der Erzeher der Ablösung widerstrebt und den heranreifenden Zöglingen gegenüber die gleichen Methoden anzuwenden trachtet wie den Kleinen gegenüber, daß er dieselbe Bindung an seine Person fordert. Darin liegt zweifellos ein sehr schwerer Fehler. Die Erziehung und damit auch die Haltung des Erziehers dem Zögling gegenüber muß sich der jeweils erreichten Entwicklungsstufe anpassen. Wer den Zögling nicht ernst nimmt, seine Konflikte, Sorgen und Nöte für belanglos ansieht, sich gar über sie lustig macht, wird nie das richtige Verhältnis zum Kinde finden.

Eine Reihe anderer Mängel und Züge stammen aus einer unzureichenden Berufsauffassung. Der langweilige Unterricht fesselt das Kind nicht, so daß seine Gedanken abschweifen und es andere Dinge treibt, was es dann in Konflikte verwickeln kann. Es ist sicher, daß jede Berufsbetätigung, die sich immer wiederholt, die Neigung zur Mechanisierung und Automatisierung hat, daß sie Routine wird, und damit an Lebendigkeit verliert. Diese Gefahr liegt auch für den Lehrberuf nahe, ebenso wie die Gefahr des Verknöcherns. Dann leidet die Arbeit des Lehrers und die Entwicklung des Schülers. Wir kennen auch den immer und ewig dozierenden Lehrer, der auch da noch doziert, wo es gar nicht am Platze ist; wir kennen den Pedanten, der sich nicht zu fassen weiß, wenn der Gang der Dinge einmal von seiner gewohnten Ordnung abweicht, dem daher auch die Fähigkeit der Anpassung an irgendwelche neuen und ungewohnten Situationen abgeht.

Es gibt eine große Reihe von Lehrern, die in ihrem eigentlichen Beruf keine Befriedigung finden und die sich daher anderen Tätigkeiten zuwenden, die sie wesentlich mehr ausfüllen als die Schule. Mag dies nun die Mitarbeit in Vereinen, die Leitung von Gesangsvereinen, die Arbeit an irgendwelchen Problemen, das Sammeln usw. sein — sobald alle diese Verrichtungen den Lehrer von seiner eigentlichen Arbeit abziehen und diese zum bloßen Broterwerb herabsinken lassen, werden sie zu einer Gefahr für das Kind, das darunter leidet, daß ihm nicht die ganze Kraft gewidmet ist. Am schwersten aber wiegt der Mangel an Liebe und an Güte, ohne die die Entwicklung des Kindes immer Not leiden muß.

Die Erziehung vollzieht sich in der Zeit und auch die Schule steht in und nicht neben der Zeit; die die Zeit bewegenden Probleme müssen daher auch im Leben der Schule sich irgendwie spiegeln. Das heißt freilich nicht, daß die Schule allen wechselnden Modeströmungen Gehör geben soll; aber an den großen, die Zeit bewegenden Fragen kann sie nicht vorübergehen. Daher darf auch der Lehrer nicht abseits stehen. Wenn er jedoch seine

persönliche Meinung mit Gewalt den Schülern aufprägen will, so begeht er einen schweren Fehler. Gewiß kann und soll er seine Auffassung nicht verschweigen, das heißt aber in keiner Weise, daß er sie allein gelten lassen soll; vielmehr gehört die Toleranz, die Anerkennung auch der Denkweise anderer, sofern sie in gutem Glauben und ernst vertreten wird, zu den wichtigsten Erfordernissen, mag diese Grundhaltung auch zeitweise niedrig im Kurs stehen. Ohne Toleranz gibt es keine Freiheit, gibt es keinen wahrhaften Ausgleich zwischen den Menschen. Der intolerante Erzieher — mag es sich um eine religiöse, politische, wissenschaftliche Intoleranz handeln —schädigt das Kind aufs schwerste, und zwar nicht nur das Kind, das von seiner Denkweise abweicht, sondern auch das, das sie teilt. In ihm wird hochmütige Verachtung aller anders denkenden Menschen entwickelt, es wird selbst zur Intoleranz erzogen, ganz abgesehen davon, wie häufig schon Kinder durch die Intoleranz zur Heuchelei gebracht werden.

Freilich muß der Lehrer die gleiche Toleranz auch für sich beanspruchen können. Er muß Freiheit haben, zu denken und zu handeln, wie es ihm als richtig erscheint, Freiheit auch in seinem Arbeiten. Hiergegen wird nicht selten gefehlt, und eine allzu weitgehende Einmischung der Aufsichtsbehörden, vor allem die Einmischung in seine persönliche Welt- und Lebensanschauung, kann nicht förderlich sein. Jeder Druck, der von hier ausgeübt wird, muß sich in dem Verhalten des Erziehers dem Kinde gegenüber auswirken.

Verfehlt ist ferner alles Moralisieren, das manchem Lehrer so sehr liegt, und das er so sehr liebt. Ältere Kinder machen sich im allgemeinen schon über die moralisierenden Erzählungen in den Lesebüchern und über die an sie anknüpfende Belehrung durch den Lehrer lustig; das Moralpredigen bei allen möglichen Anlässen erreicht aber fast stets eher das Gegenteil als eine erzieherische Wirkung. Auch das Moralisieren erzieht leicht zum Heucheln, entspringt im übrigen vielfach eigener Unsicherheit, Unaufrichtigkeit und Heuchelei.

Es gibt Lehrer, die sich gesellschaftlich weit über vielen ihrer Schüler stehend betrachten und die dies die Schüler merken lassen. Ein solches Verhalten entspringt eigenen Minderwertigkeitsgefühlen genau so wie das Verhalten derer, die mit ihrer gesellschaftlichen Stellung dauernd unzufrieden sind und die immer in andere, „höhere“ Kreise hineinstreben. Wir haben es gelegentlich beobachtet, daß alles Studieren nicht ernsten wissenschaftlichen Interessen, sondern lediglich dem Drang, dadurch ein höheres Ansehen sich zu verschaffen, entsprang.

Wir haben in den vorstehenden Erörterungen versucht, einige pathologische Züge darzustellen, die wir beim Lehrer finden. Wem das Bild etwas zu düster zu sein scheint, der wolle bedenken, daß es sich um eine Psychopathologie des Erziehers gehandelt hat, und daß diese naturgemäß nur das Abwegige zu zeichnen hat, daß sie dies aber eben nicht für das Normale erklären und daß sie in keiner Weise behaupten möchte, daß es nicht andere Züge, die wesentlich freundlicher sind, gibt. Trotzdem erscheint es geboten, auch einmal das Negative hervorzuheben, in seiner Bedeutung und in seinen Ursachen zu verfolgen.

Die Ursachen scheinen zu einem sehr wesentlichen Teil in der Unfreiheit und Ungelöstheit, in dem Mangel an Mut, in der Ichhaftigkeit des Erziehers zu liegen, und damit erweist sich hier die Individualpsychologie *Adlers* als Schlüssel zum Verständnis. Es ist durchaus zu begreifen, wenn man gelegentlich gefordert hat, daß alle Erzieher „analysiert" sein sollten, d. h., durch die Behandlung ihre eigene Unfreiheit überwinden lernen, zur Sachlichkeit gebracht werden sollten. Praktisch zu verwirklichen ist diese Forderung nicht. Ganz abgesehen von der sehr großen Zahl von Behandelnden, die dazu erforderlich wäre, scheitert sie an dem mangelnden Willen der in Frage kommenden Persönlichkeiten. Das aber ist zu verlangen, daß diejenigen, die ausgesprochen pathologische Züge zeigen, entweder ausscheiden oder aber sie zu überwinden suchen.

Das kindliche Minderwertigkeitsgefühl und seine Kompensation [1]

Von MARTHA HOLUB, Wien.

Was ich hier vorbringen will, soll einem doppelten Zwecke dienen: Zunächst möchte ich mich an unsere Mitarbeiter in den Erziehungsberatungsstellen wenden und ihnen den Versuch eines Schemas zur Protokollführung vorlegen [2]). Es ist eine gemeinsame Arbeit der Mitarbeiter der Beratungsstelle, Wien, I., Börsegasse, deren ärztlicher Leiter Dr. *Arthur Zanker* ist, und kann, natürlich, ergänzt und verbessert werden, wofür wir sehr dankbar wären; der zweite Zweck, den dieses Schema erfüllen

---

[1]) Vortrag, gehalten am 13. November 1933 im Verein für Individualpsychologie, Wien.

[2]) 1. Name:
2. Adresse:
3. Alter:
4. Organminderwertigkeit:
   a) Organminderwertigkeit des Kindes
   b) Organminderwertigkeit der Familienmitglieder
5. Symptomwahl
6. Stellung in der Geschwisterreihe
7. Milieu.
8. Nachweis des fehlerhaften Lebensstiles bis zur schwierigen Situation
9. Schwierige Situation
10. Verhalten des Kindes und der Umgebung in der schwierigen Situation
11. Therapeutische Maßnahmen:
    a) dem Kind gegenüber:
    b) der Mutter gegenüber:
12. Verlauf der Beeinflussung im Hinblick auf Änderung des Lebensstiles
13. Ausnützung der Rückfälle zur Fixierung des neuen Lebensstiles:
14. Sind die Symptome geschwunden?
15. Nachweis der Änderung des Lebensstiles:
16. Nachweis des geänderten Verhaltens der Eltern:
17. Bestätigungen für die Richtigkeit der Auffassung:
18. Irrtümer in der ursprünglichen Auffassung:
    (Unbefriedigendes, Abbruch der Beeinflussung.)

soll, ist, an dem Schema und an den Fällen, die ich an Hand des Schemas besprechen möchte, zu zeigen, daß es sich in der individualpsychologischen Beeinflussung nicht darum handelt, bei dem oder jenem Kinde ein Minderwertigkeitsgefühl zu konstatieren und sich um dessen Beseitigung zu bemühen — so ungefähr ist der weitverbreitete Irrtum gefaßt — und ein Irrtum ist es auch, anzunehmen, daß unter „Kompensation“ und „Überkompensation“ *immer* ein Streben nach Macht zu verstehen ist. Beide Begriffe kommen im Schema gar nicht vor, auch in der Therapie werden sie kaum von uns in den Mund genommen, und doch sind sie in die festgefügte Systematik der Individualpsychologie eingebaut, die weit komplizierter ist, als es dem mit der Individualpsychologie nicht Vertrauten scheinen mag.

Ich will hier, um kurz und gut eine Darstellung zu bieten, die letzte *Adler*sche Fassung bringen, wie sie ungefähr in seinen letzten Werken „Religion und Individualpsychologie“ und „Der Sinn des Lebens“, und in den letzten Heften der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie“ enthalten ist. Grundgesetz des Lebens ist, sich durch Überwindung weiterentwickeln. Diesem Gesetz gehorchen wir alle, Kinder und Erwachsene, denn wir alle befinden uns mitten im Strom der Entwicklung, der Evolution, ob wir es merken oder nicht. *Jedes* Kindes, jedes Menschen Streben geht darauf aus, aus einer Situation, die ihm als Minussituation erscheint, zu einer sichernden Plussituation, zu einem Zustand der Harmonie, der Vollendung, der Vollkommenheit zu gelangen. Aber nicht jeder sucht in der Richtung der *idealen* Vollkommenheit zu überwinden, zu kompensieren. Ideale Vollkommenheit würde bedeuten: bessere Anpassung, Kontakt mit der Außenwelt, in diesem Ziele wäre die Höherentwicklung der ganzen Menschheit eingeschlossen. Es gibt aber sehr viele Menschen, denen ein anderes Ziel der Vollkommenheit vorschwebt, z. B. wenn wir uns ein Kind vorstellen, das sich als Ziel der Vollkommenheit gesetzt hat, sich auf andere zu stützen, was wir in Tausenden Varianten finden, oder wenn wir daran denken, daß es sogar Kinder gibt, denen die Ohnmacht als der idealste Zustand erscheint, weil sie glauben, sich so vor den Aufgaben des Lebens drücken zu können. Solche Formen der Kompensation sind wir geneigt als Fehlschläge zu bezeichnen, denn diese Irrenden, die einem Ziele zustreben, das nicht der Förderung der gesamten Menschheit dient, stoßen sich ununterbrochen an der Realität, geraten mit dem Zwang der Evolution in Widerspruch.

Daß sich ein solches fehlgegangenes Kind von seinem unrichtigen Ziele ab und dem richtigen Ziele zuwende, das die ideale Gemeinschaft der Menschheit bedeutet, ist eine Aufgabe, die nur in gemeinsamer Arbeit — Arbeit des Erziehers und des Kindes — gelöst werden kann. Das *Ziel* also muß beide beschäftigen und nicht etwa die Symptome, die das Kind als Sicherungen festhält, um bei seinem unrichtigen Ziele bleiben zu können. Diesem Ziel schließt sich *alles* an: Denken, Fühlen, Wollen, die Stellungnahme des Kindes und so muß der Erzieher in jedem Teil, in jeder Bewegung das Gleiche sehen — nur das heißt: das *Ganze* erfassen, nur das heißt: ein Kind verstanden haben. Das ist der erste schwierige Teil der Aufgabe und der zweite besteht darin, das, was man selbst sieht, dem Kind darstellen zu können und es zum Mitarbeiter zu machen.

Was ich hier kurz theoretisch dargestellt habe, werden vielleicht Fälle aus der Praxis veranschaulichen, die ich nun vorführen möchte.

1. Fall:

Name: Paul.
Alter: 9 Jahre.
Organminderwertigkeit: objektiver Befund negativ.
Organminderwertigkeit in der Familie: in der Anamnese nichts festgestellt worden.
Symptomwahl: morgendliches Erbrechen.
Stellung in der Geschwisterreihe: einziges Kind.
Milieu: kleinbürgerlich.

Nachweis des fehlerhaften Lebensstiles bis zur schwierigen Situation: Die Mutter selbst berichtet, daß er nie gestraft werden mußte, weil er immer so ehrgeizig war. Er war nie im Kindergarten, „weil ich Zeit für ihn hatte“, sagt die Mutter, „und den Platz für ärmere Kinder lassen wollte.“ Vor dem Vater hat er Angst, trotzdem er von ihm nie Schläge bekommen hat. Die Mutter erinnert sich, daß er als Dreijähriger mit größeren Kindern geturnt hat und daß er dabei nicht recht mit den anderen Schritt halten konnte. Es war im Sommer in einem Garten, man ging dann ins Haus und plötzlich bemerkte man, daß der Kleine fehle. Man lief hinaus, ihn zu suchen und fand ihn allein im Garten, eifrig die Turnübung versuchend.

(Hier sehen wir deutlich, wie der Kleine sich bemüht hat, sein Gefühl der Schwäche, sein Minderwertigkeitsgefühl zu überwinden und wäre sein Ziel gewesen, mitspielen, mittun, mitarbeiten zu können, dann hätten wir von einer richtigen Entwicklung sprechen können. Dem war aber leider nicht so, denn beim Schuleintritt zeigte sich, daß er fürs Mitarbeiten schlecht vorbereitet war.)

Das war für ihn die schwierige Situation: seit seinem Eintritt in die Schule, d. i. drei Jahre her, bricht er jeden Morgen, nimmt kein Frühstück. In der Schule ißt er das Gabelfrühstück, auch zu Mittag ißt er. Er ist der beste Schüler in der Klasse, aber nie mit sich zufrieden. Wenn er ein „sehr gut“ hat, sagt er: „Es könnte noch besser sein“. Bei Schularbeiten ist er immer als Erster fertig, bei mündlichen Prüfungen gibt er langsame, bedächtige Antworten. Er ist entsetzt über die schlechten Schüler und will auch die anderen brav machen. Er spielt gern mit Kindern — aber bei sich zu Hause. Da führt er das große Wort. Er spielt nur mit Buben, Mädchen verachtet er. In der Beratung macht er in der kurzen Zeit, während die Berater mit der Mutter sprechen, eine Zeichnung, einen Aufsatz und mehrere Rechenbeispiele. Die Mutter erzählt, er sei einmal nach Hause gekommen und habe gesagt, er werde für die Religionsstunde nichts mehr lernen. Der Katechet habe einen Schüler etwas gefragt, der habe gut geantwortet und da habe der Katechet gesagt: „Sehr gut, Du bist der Einzige, der etwas kann.“ Die Mutter gab sich große Mühe, ihn zu trösten und ihm das auszureden.

Therapeutische Maßnahmen: Dem Kind und der Mutter wird erklärt, daß er durch sein Ziel, der Bravste sein zu wollen, immer in Spannung ist, daß es ein Irrtum ist, zu glauben, es sei das Wichtigste, fehlerlos zu sein.

Das Wichtigste ist, mitarbeiten zu können, als einer unter vielen. In einem Gespräch über Freundschaft sagt er zunächst, daß alle 38 Buben in der Klasse seine Freunde sind, gibt aber dann zu, daß er von den Mitschülern gehänselt wird und sich darüber beim Lehrer beklagt. Es wird ihm erklärt, daß die Buben vielleicht den Eindruck haben, daß er nicht zu ihnen halte. Das Grimmsche Märchen „Sechse gehen durch die ganze Welt", das er selbst in der Beratung erzählt, wird dazu benützt, ihm zu zeigen, wie man vorwärts kommt, wenn man zusammenhält und wie man trotz verschiedener Verhaltensweisen *einem* Ziele dienen kann. Man kann z. B. schnell laufen, um der Erste zu sein, man kann aber auch, um Erster zu bleiben, ganz langsam reden. Wenn man aber weniger an sich und mehr an die anderen denkt, wird man sich nicht viel daraus machen, wenn einmal ein anderer Erster ist.

Verlauf der Beeinflussung im Hinblick auf Änderung des Lebensstiles: Die Mutter berichtet, daß er ruhiger in die Schule gehe und sich selbst sage: „Wozu war ich eigentlich so aufgeregt?" Er hat begonnen, Geige zu lernen und war auch da nicht aufgeregt. Er hat einen Fußballklub gegründet und borgt seinen Fußball her. Er bekommt als Aufgabe in der Beratung, sich eines verprügelten Jungen, von dem er erzählt hat, anzunehmen.

Ausnützung der Rückfälle zur Fixierung des neuen Lebensstiles: Er hat dem Vater des verprügelten Jungen, der diesen oft zur Strafe einsperrt, verraten, daß der Junge einen Nachschlüssel hat. Gespräch darüber: „Das sieht fast so aus, als wolltest Du zeigen: ich bin der Brave!" Junge: „Der Bub sagt auch immer von mir, daß ich glaub', ich bin der Bravste, derweil ist es gar nicht so." Es wird ihm wieder auseinandergesetzt, daß die Buben kein Vertrauen zu ihm haben können, solange er immer der Brave sein will. Sie müßten sehen, daß er ihnen helfen will.

Die Mutter erzählt, daß er in der Nacht aufgeschrien und sie gebeten habe, ihm sofort den Malkasten vom Schrank zu geben, damit er ihn morgen nicht vergesse. Auch das wird benützt, um ihm zu zeigen, daß er eigentlich noch immer der Alte ist.

Sind die Symptome geschwunden? Das Symptom ist nach der ersten Besprechung verschwunden. In der dritten Beratungsstunde erzählt die Mutter, er habe Angst vor der Religionsstunde gehabt, habe Brechreiz bekommen. Die Mutter habe ihn an die Beratung erinnert, darauf habe er den Brechreiz unterdrückt, habe ihr aber beim Abschied gesagt: „Ja, Du hast's gut, Du gehst nach Hause in Deine Wirtschaft, aber ich muß in die Religionsstunde." Seither ist das Symptom verschwunden.

Nachweis der Änderung des Lebensstiles: Er hat sich um den verprügelten Jungen bemüht, ihm bei den Aufgaben geholfen, ist mit ihm spazieren gegangen und hat versucht, ihn dazu zu bewegen, mit ihm in die Beratung zu kommen. Er hat ihm gesagt: „Komm mit, dort wird nicht mit Medikamenten gearbeitet, man spricht sich aus."

Nachweis des geänderten Verhaltens der Mutter: Die Mutter richtet sich streng nach den Weisungen, doch hat man den Eindruck, daß sie selbst „brav" ist, um in der Beratung anerkannt zu werden.

Bestätigung für die Richtigkeit der Auffassung: Berufswahlphantasie: Fliegeringenieur. Dieser Fall war vor mehr als zwei Jahren in unserer

Beeinflussung. Ich habe erst kürzlich Erkundigungen über ihn eingezogen und habe erfahren, daß er sich sehr gut entwickelt.

2. Fall:

Name: Karl[1]).

Alter: 11½ Jahre.

Organminderwertigkeit: Kurzsichtigkeit.

Organminderwertigkeiten in der Familie: Mutter kurzsichtig. Mutter und Kind tragen Brille.

Symptomwahl: Depressionszustände, die sich darin äußern, daß er nicht spricht. Als Kleinkind hat er nachts aufgeschrien.

Stellung in der Geschwisterreihe: Einziges Kind.

Milieu: Kleinbürgerlich.

Eltern sind geschieden. Die Mutter stammt aus Kleinbürgerfamilie, die in relativ guten Verhältnissen lebte. Sie selbst hatte eine traurige Kindheit. Der Vater des Kindes war Trinker, hat Frau und Kind geschlagen. Die Mutter ließ sich von ihm scheiden, nachdem er sie einmal gewürgt hatte. Der damals siebenjährige Junge rief Nachbarn zu Hilfe herbei. Der Vater zahlt Alimente, die Mutter ist nun Heimarbeiterin.

Nachweis des fehlerhaften Lebensstiles bis zur schwierigen Situation: Schon als Kleinkind hat er die Aufmerksamkeit der Mutter durch Grimassenschneiden, Dreinreden, Aufschreien in der Nacht, ständig auf sich gelenkt, was er weiterhin dadurch steigert, daß er die Mutter niemals mit anderen Leuten sprechen läßt, ohne durch störende Handlungen dazwischen zu treten. Es geht dies so weit, daß er unter den Tisch kriecht, die Gäste zwickt, ihnen die Sessel wegzieht und so lärmt, daß die Leute das Kind für krank halten. Der Mutter sagt er nachher: „Wozu sind die Leute gekommen? oder „wozu sind wir hingegangen?“ Er läßt die Mutter nicht arbeiten, läßt sie nicht Radio hören, er schläft nur dann ein, wenn die Mutter sich auch niederlegt, stört sie aber beim Einschlafen.

Schwierige Situation: Der Übertritt aus der Volksschule in das Realgymnasium. Schriftliche Arbeiten fallen ihm leicht, aber das *Beantworten von Fragen* fällt ihm sehr schwer, allmählich verfällt er in Schweigen, hält hartnäckig daran fest, so daß der Professor der Mutter rät, das Kind auf der Nervenklinik untersuchen zu lassen. Der Befund ist negativ und er wird an uns gewiesen. Er erzählt der Mutter nichts von der Schule, auf häufige Fragen bleibt er stumm. Nach Stunden gekränkten Schweigens fängt er in knappen Sätzen einiges Weniges zu erzählen an. In der Schule hat er keinen Freund, spielt auch allein, sogar Fußball allein in der Wohnung.

Verhalten der Umgebung in der schwierigen Situation: Die Mutter versucht es mit gutem Zureden, ihn dazu zu bewegen, ihr doch etwas zu erzählen. Sie ist traurig und unglücklich über sein Schweigen.

Therapeutische Maßnahmen: Bei der ersten Beratung bleibt der Junge stumm, lehnt alles mit Kopfschütteln ab. Der Mutter wird geraten, ihn nicht auszufragen und ihn, wenn er stört, nicht zu beachten.

---

[1]) Die Abfassung dieses Falles verdanken wir Frau Dr. *Bien*, Wien.

Verlauf der Beeinflussung im Hinblick auf Änderung des Lebensstiles: Nach dem ersten Male erzählt die Mutter, daß sich nichts geändert habe und er sich sogar, wenn sie ihn einkaufen schicke, alles aufschreiben lasse und im Geschäft nur den Zettel vorweise. In der Beratung wird ihm gesagt, daß es Leute gibt, die eine Mauer um sich aufrichten, damit sie als die Gescheiten erscheinen. Solche Leute denken: wenn ich sprechen würde, würde man sehen, daß ich dumm bin. Er spricht wieder nicht, bleibt aber in der Beratung und hört interessiert zu und macht nachher zur Mutter kritische Bemerkungen. Das nächste Mal erzählt die Mutter, der Deutsch-Professor sei mit ihm zufriedener und daß der Junge auf eigenen Wunsch einer Kindergemeinschaft beigetreten sei, über die er sich sehr begeistert zeigt. In der Beratung spricht er noch immer nicht. Von da ab tritt allmähliche Besserung ein, er beginnt zu sprechen, erzählt, daß er gern liest und bringt schließlich eine Kindheitserinnerung.

„Der Vater ist in einem Boot, er springt nach und fällt dabei ins Wasser und der Vater zieht ihn an den Haaren heraus.“ Darauf wird ihm gesagt, daß das Leben wohl mit Gefahren verbunden ist, daß er aber zu glauben scheint: „wenn man keinen Vater hat, der einen rettet, ist man verloren.“ Wenn man aber daran denkt, anderen zu helfen, dann findet sich auch ein Freund, der einem hilft. Er macht nun von Beratung zu Beratung Fortschritte, ist zu Hause heiter und sagt selbst: es wird alles besser. In der Schule geht er sehr gut mit, spricht bei einer mündlichen Prüfung so viel, daß der Professor ihm sagen muß, er möge aufhören. Er redet mit der Mutter, erzählt von der Schule. Eine Mitarbeiterin in der Beratung lädt ihn ein, einmal in der Woche in ihr Haus zu kommen, wo er mit anderen Kindern gemeinsam arbeitet und spielt und da wird er ganz aufgeschlossen. Er sagt zur Mutter, er möchte auch einen Vater haben, es gibt doch so viele, sie solle sich einen aussuchen. Es wird auch der Mutter geraten ein geselligeres Leben zu führen. Als sie aber den Versuch macht, unter Leute zu gehen, setzt der Rückfall beim Kinde ein.

Ausnützung der Rückfälle zur Fixierung des neuen Lebensstiles: Er stört nicht nur jeden Versuch der Mutter, sich jemandem anzuschließen, sondern läßt auch keine Kameraden in die Wohnung und ist auf äußerst lebhafte Art der Störenfried. Er erkennt den Zweck seines Benehmens, äußert sich auch darüber der Mutter gegenüber. Durch längere Zeit bleibt das neuerlich unrichtige Verhalten bestehen, die Symptome verstärken sich. Die Mutter verliert die Hoffnung und dürfte durch eine gewisse Bitterkeit in ihrem Wesen dem Buben viele Angriffspunkte geben. Zunächst lassen die Berater dem Knaben gegenüber nicht merken, daß sie von der Verschlechterung wissen, da er aber wieder immer schweigsamer wird, führen sie folgendes Gespräch:

Arzt zur Pädagogin: „Glauben Sie, daß er von der Mutter etwas erzwingen will?“

Pädagogin: „Das glaube ich schon, daß er das versucht, indem er der Mutter vielleicht keine Antwort gibt oder sie beim Radio stört oder sonst etwas tut, um ihr keine Ruhe zu lassen. Was meinst Du dazu, Karl?“ (Er schweigt.) „Nun, wir werden halt raten.“

Arzt: „Was glauben Sie, wozu mag er wohl die Mutter stören?“

Pädagogin: „Er macht es vielleicht wie viele Kinder, er will die Mutter mit sich beschäftigen.“

Arzt: „Mir scheint auch, daß es so ist, vielleicht irrt er sich auch in der Schule, versucht es in der Schule auch.“

Der Knabe wird ins Gespräch gezogen, wird redseliger und gibt schließlich zu, daß sein Verhalten nicht richtig ist. Er wird wieder zur Mitarbeit aufgefordert. Es stellt sich wieder Besserung ein. Er macht eine Skitour mit der Schule, hat Kontakt mit den Mitschülern, ist der Mutter gegenüber freundlicher und gesprächiger.

Sind die Symptome geschwunden? Gebessert.

Bestätigung für die Richtigkeit der Auffassung: Während der Beeinflussung schreibt er einen Aufsatz: „Wie würde ich mich bei einem Brand benehmen?“ Unter anderem schreibt er: „Auch ich war unter den vielen zu *sehen.*“ Schließlich öffnet er die Stalltür und rettet ein Pferd. Die Pädagogin macht ihn darauf aufmerksam, daß er nur *Zeseher*, statt Helfer ist, schließlich ein *Pferd*, aber keine *Menschen* rettet. Er schreibt daraufhin zu Hause für sich eine andere Fassung des Aufsatzes, in dem er einen verachteten Knecht ein Kind retten läßt, und daß dieser dadurch zu hohen Ehren kommt. In einem anderen Aufsatz schreibt er, daß er ein „richtiger Deutsch-Professor“ werden will. „Da wollte ich Noten geben, den Schlimmen schlechte und den Braven gute; dann würde ich auch prüfen und gar Strafen geben.“ An Hand dieses Aufsatzes wird ihm gezeigt, daß er eine irrtümliche Auffassung vom Beruf des Lehrers habe, eine Auffassung, die seinem irrtümlichen Ziele entspreche.

Während sich bei dem erst besprochenen Kind in einer Situation, für die es nicht vorbereitet ist, die Spannung, in die der ganze Körper gerät, am deutlichsten am minderwertigen Organ zeigt, so daß das Kind sozusagen mit dem Magen spricht, handelt es sich in diesem Falle offenbar um eine Überschätzung des sprachlichen Ausdrucks. Es ist im Lebensstil dieses Kindes etwas von dem alten Wort: „Hättest du geschwiegen, dann wärst du ein Philosoph geblieben.“

Über diesen Fall kann ich leider nichts Günstiges berichten. Ich bin weit davon entfernt, Schönfärberei treiben zu wollen und muß sagen: Entweder sind Fehler in der Beeinflussung geschehen — ich will noch deutlicher werden: habe ich Fehler gemacht oder ist eine mitten in der Beeinflussung einsetzende sehr schmerzhafte Mittelohrentzündung, die zur Operation führte, eine zu starke Belastung für das noch nicht gefestigte Kind gewesen — kurz, es ist seither nicht wieder in die Beratung gekommen und Erkundigungen haben ergeben, daß es weiter die Mutter beherrscht.

3. Fall:

Name: Grete.
Alter: 4 Jahre.
Organminderwertigkeit: lungenschwach.
Organminderwertigkeiten in der Familie: Mutter ist an Tbc. gestorben.
Symptomwahl: Angst.
Stellung in der Geschwisterreihe: Einziges, adoptiertes Kind.
Milieu: Bürgerlich.

Nachweis des fehlerhaften Lebensstiles bis zur schwierigen Situation: Mutter war infolge ihrer Erkrankung sehr ungeduldig, schlug das Kind schon als es 6 Monate alt war. Da ihr Leiden sich verschlimmerte, übernahm die Tante des Kindes die Pflege und nahm es zu sich ins Haus. Kurz nachher mußte sie verreisen und übergab das Kind wieder der Mutter. Als sie, zurückgekehrt, das Kind wieder übernahm, war das Kind sehr eingeschüchtert, wollte nicht mehr laut sprechen. Es war damals ungefähr drei Jahre alt. Als es sich etwas eingewöhnt hatte, erzählte das Kind der Tante, daß die Mama mit der Hausgehilfin sehr „geschrien" habe, es sei dann ein Wachmann gekommen und habe die Hausgehilfin weggeführt. Seither sprach Grete oft vom Einsperren. Als die Mutter sie einmal bei der Tante besuchte und sie fragte, wo sie sei, sagte Grete: zu Hause. Die Mutter starb ungefähr ein halbes Jahr später und die Tante wurde die Adoptivmutter des Kindes.

Schwierige Situation: Sie bestand darin, daß der Vater, den sie täglich sah, sich wieder verheiraten wollte und täglich mit seiner Braut in das neue Heim Gretes kam. Grete, die infolge ihrer Erlebnisse kaum zu dem Eindruck hatte kommen können, daß „Mutter" verläßliche Person bedeutet, scheint nun gefürchtet zu haben, sie werde von der Adoptivmutter weg, zurück in das Heim des Vaters müssen. Sie versteckte sich, wenn die Braut des Vaters kam und war nur heiter, wenn die Adoptivmutter in der Nähe war. Zur Braut sagte sie spontan „Tante" und sagte: „Mama, wozu brauche ich so viele Tanten?" — Sie war am Tage sehr unruhig und wollte nachts immer im Bett der Adoptivmutter schlafen.

Aus einem Gespräch mit dem Kinde:

Kind: Ich will die höchste Königin sein, da kann ich alle Leute einsperren! Heute ist die Tür bei uns offen, da können Einbrecher kommen und alles stehlen. Aber die Tür ist aus Eisen und bei uns sind viele Menschen: der Opapa, die Omama, die Berta und der Anton. Aber einmal bin ich die Königin und komm' mit dem Wachmann! Da werden alle Angst haben!

Beraterin: Mir scheint, Du sprichst fort von Angsthaben und Gestohlenwerden, weil Du Angst hast, daß Du von Deiner Mama wegkommst. Wir haben mit der Mama gesprochen und sie hat uns gesagt, daß sie Dich nie weggeben wird.

Nächste Beratung: Die Mutter erzählt, daß das Kind die ganze Woche nicht mehr von Einsperren und Wachmann gesprochen habe. Als sie aus der Beratung weggegangen sei, habe sie gefragt: „Mama, sag, wie lange bleibt ein Kind bei der Mama?" Sie habe gesagt: „Man kann schon selber Kinder haben und noch immer eine Mama haben." — Kind: „Ist eine Mutter auch eine Mama?"

Der Mutter wird verständlich gemacht, daß das Ziel des Kindes ist, den Tod zu überwinden, um nicht allein zu bleiben. (Berufswahlphantasie: Königin heißt die Stärkste sein, die, der man nichts anhaben kann — was aus der körperlichen Schwäche des Kindes zu erklären ist.) Der Mutter wird nahegelegt, das Kind darüber zu beruhigen, daß es nicht von ihr getrennt werden wird.

Nächste Beratung: Die Hochzeit des Vaters steht unmittelbar bevor.

Das Kind will Tag und Nacht nicht von der Mutter getrennt sein, will auch nicht in den Kindergarten gehen. Grete gibt sich in der Beratung für 6 Jahre aus. Die Beraterin nützt das aus und erzählt dem Arzt, daß Grete schon alles könne, was man von einer Sechsjährigen erwarten kann: Allein schlafen, in den Kindergarten gehen etc. Grete: Ich bin ja noch klein, nur, wenn ich die Königin bin, bin ich groß. Wissen Sie, warum ich mit der Mama im Bett schlafen will? Ich seh' in der Nacht immer ein Eishaus und da schaut ein Mann heraus, ein Zigeuner, der will mich stehlen. Da hab' ich Angst."

Beraterin: Angst haben nur die Kinder, die glauben, die Mama geht ihnen verloren. Glauben Sie, Herr Doktor, daß ihre Mama ihr weglaufen wird oder sie hergeben will? — Arzt: Nein.

Nächste Beratung: Ein Onkel der Mutter ist gestorben. Als sie zum Begräbnis ging, sagte das Kind: „Man geht meine Mama begraben" und war ganz fassungslos. Acht Tage später ist wieder ein Verwandter gestorben und dessen Witwe kam für vier Wochen in das Haus des Adoptivvaters. Grete soll sie vom ersten Tag an abgelehnt haben und sagte eines Tages: „Diese Frau versteht nicht mit Kindern umzugehen." Sie kann sich noch immer nicht entschließen, in die Spielschule zu gehen. Sie erzählt keine Angstträume mehr, läßt sich aber auf der Straße führen und fürchtet sich vor Hunden. Um das aber zu verdecken, sagt sie: „Mama, ich hab' den Hund nur vorgehen lassen." In dieser Zeit fragt sie die Mutter: „Werd' ich noch den ganzen Monat eine Mama haben?"

In einer der nächsten Beratungsstunden gibt sie, als die Rede auf die Beratung kommt, zur Antwort: Gestern hab' ich vergessen zu gehen, heut' hab' ich auch vergessen, ob ich morgen vergessen werde, weiß ich noch nicht.

Beraterin: Ich glaub doch, Du hast Angst, wenn Du vom Haus weggehst, geht Dir die Mama verloren. Sie bleibt aber bestimmt bei Dir.

Grete: Darüber haben wir schon einmal gesprochen. Ich will deshalb nicht in den Kindergarten, weil ich die Kinder nicht krank machen will — ich hab' Husten. Wenn ich zu Ihnen komm', bin ich viel stärker und wenn ein Dieb kommt, werd' ich ihn wegstoßen.

Eine Woche später: Grete soll wieder vom Tod gesprochen haben. „Wenn die Mama alt ist, will ich auch alt sein, damit ich in demselben Grab liege. Das paßt mir" — „Wenn eine Frau stirbt, kann man sich eine andere nehmen und Du sagst doch, man kann nur eine Mama haben. Der Papa hat eine zweite Frau genommen. Ich bin froh, daß mich der Papa zu Dir gebracht hat, sonst wäre sie meine Mama gewesen und Du meine Tante."

Als man sie zuhause zwingen wollte, in ihrem Bett zu schlafen, bekam sie Bauchkrämpfe, Temperaturen. Der Arzt soll sie gefragt haben: „Sag mal, Grete, wenn ich Dir erlaube mit der Mama in einem Bett zu schlafen, werden dann die Schmerzen aufhören?" Grete erwiderte: „Ja." Die Schmerzen sind von da ab tatsächlich nicht wieder aufgetreten.

Drei Wochen später hat sich wieder ein Todesfall in der Familie ereignet. Eine 20jährige Studentin hat sich mit Gas vergiftet. Trotzdem die Adoptiveltern es vor Grete geheimhalten wollten, weiß sie es. Sie soll gesagt

haben: „Ich kann ohne meine Mama nicht leben." Mutter: „Ich denke gar nicht daran, zu sterben, ich will noch lange leben." Grete: „Aber die Tante war noch so jung und ist auch gestorben." Sie spricht nun wieder davon, daß sie Königin werden will, äußert auch Angst vor der Schule. „Wenn ich einen Zweier krieg', mach' ich es wie die Tante und dreh' das Gas auf."

Als sie sich nach einiger Zeit wieder beruhigt hat, macht sie eines Tages selbst in der Beratung den Vorschlag, von übermorgen ab, im eigenen Bett zu schlafen. Sie hat den Termin wirklich eingehalten, wie die Mutter berichtete. Dann blieb sie aus. Unlängst sprach ich — nach 1½ Jahren — den Adoptivvater. Er berichtete, daß die Entwicklung Gretes einen günstigen Verlauf nehme. Um mir einen Beweis zu geben, wie sehr ihr Gemeinschaftsgefühl zugenommen habe, erzählte er mir folgende Episode, die sich kürzlich zugetragen habe. Die Großmutter, eine leidende Frau, sei Gast in der Familie gewesen. Die Eltern wollten weggehen, ohne Grete mitzunehmen und sagten ihr, sie solle zu Hause bleiben und auf die Großmutter achtgeben. Kurz nachher erschienen Musikanten im Hofe. Die Hausgehilfin lief ins Zimmer, um Grete, die sehr musikalisch ist, zu holen. Sie sagte: „Ich kann nicht zuhören gehen, ich muß doch auf die Großmutter achtgeben."

Gerade dieses Beispiel, das der Adoptivvater erzählte, ist sehr geeignet, die Änderung des Zieles zu zeigen. Ursprünglich sahen wir deutlich das Bestreben des Kindes, den Tod zu überwinden mit dem egoistischen Ziele: nicht allein bleiben zu müssen. Jetzt ist ihr Ziel auf die nützliche Seite gerückt, nicht ihr Wohl steht mehr im Vordergrund, sie ist um das Wohl anderer besorgt, sie betreut andere.

*

Bei den drei geschilderten Fällen ist deutlich das Training zur Neurose zu erkennen. Im ersten Falle wird eine funktionelle Neurose angebahnt, bei den anderen steht deutlich das Gefühlsmäßige — Depression, Angst — im Vordergrund.

4. Fall:

Ich möchte nun einen anderen Fehlschlag vorführen und kurz von einem Fall berichten, bei dem man mehr Aktivität beobachten kann, bei dem das Unsoziale der Handlungen mehr hervortritt, ein Fall, der mir schon deshalb in Erinnerung geblieben ist, weil ich erschrocken bin, was für Dinge es gibt.

In der Beratung, in der Dr. *Rudolf Dreikurs* ärztlicher Berater war, erschien einmal ein Vater mit zwei Buben, 9 und 6 Jahre alt, die jämmerlich weinten, weil, wie es sich herausstellte, der Vater ihnen angedroht hatte, sie würden von der Beratung in die Besserungsanstalt geschickt werden. Der Vater gebärdete sich verzweifelt. Er wisse nicht, was er mit den Kindern anfangen solle. Beide habe er gleich nach ihrer Geburt zu einem Bauern aufs Land gegeben. Der sei nun gestorben und da habe er die Kinder zu sich nehmen müssen, aber weder er, noch seine Frau könne mit den Kindern auskommen. Wenn er sie ermahne und schlage, lachen sie ihm ins Gesicht — sie lügen, zerbrechen absichtlich Gegenstände und er und

seine Frau seien schon eine Woche damit beschäftigt, einer Schere nachzulaufen, die die Buben der Mutter entwendet hätten. Bald geben sie an, sie hätten sie dem Lehrer, bald diesem oder jenem Mitschüler übergeben, aber alles stelle sich als Lüge heraus.

Es ergab sich aus dem Gespräch mit den Kindern, daß sie sich vor den Eltern fürchteten, die ihnen ganz fremd gegenüberstanden. Vielleicht waren sie gar nicht einmal lieblos, aber für die Verständnislosigkeit des Vaters spricht wohl, daß er z. B. die Kinder zum Baden führte und, so erzählte er, weil sie des Schwimmens unkundig waren, habe er ihnen einen Strick um den Leib gebunden und sie vom Ufer aus festgehalten. Das hab den Unwillen der Vorbeigehenden hervorgerufen, die ihn beim Jugendamt angezeigt hätten. Aus all den Berichten war immer nur herauszuhören, wie sehr er und seine Frau durch diese Kinder leiden und wir konnten keinen Schimmer des Verständnisses dafür sehen, wie sehr diese *Kinder* wohl gelitten haben mögen. Es klang schauerlich-grotesk, als dieser Vater, der sich nie um seine Kinder gekümmert hatte, pathetisch ausrief: „Ist es möglich, daß das meine Kinder sind, mein eigen' Fleisch und Blut?!“

Hier sieht man zwei als Verbündete in scheinbar gleicher Weise aus ihrer Situation der Schwäche herausstreben — aber ich möchte gleich hinzufügen: Wer glaubt, daß diese Kinder *gleiche* Charaktere aufwiesen, irrt. Es stellte sich bei näherer Untersuchung heraus, daß der Jüngere größer und kräftiger als der Ältere, der Tonangebende war. *Er* hatte, seinem Lebensstil entsprechend, diesen Weg gewählt, der Ältere, Passive, ließ sich von ihm führen. Bei näherer Bekanntschaft konnten wir herausfinden, daß jeder von ihnen sein eigenes Bewegungsgesetz hatte, daß wir es hier mit zwei ganz verschiedenen Lebensstilen zu tun hatten.

Als individualpsychologische Erzieher dürfen wir uns weder durch den Schein, noch durch Worte täuschen lassen, wir müssen mit scharfem Auge die Gangart zu erfassen suchen, das Stellungsmäßige, das Haltungsmäßige, das uns das Ziel des Individuums erraten hilft.

5. Fall:

Vielleicht kann ich an einem Beispiel zeigen, wie man von der Haltung auf den Lebensstil schließen kann, wie man also aus der Haltung schließen kann, was einem Kind in seinem Schwächegefühl als Zustand der Harmonie vorschwebt.

Ich wurde einmal eingeladen, mir Franz, einen 10jährigen Jungen, anzusehen, der sich besonders gegen die Mutter ungemein trotzig benahm. Ich kenne die Familie nicht. — Vater, Mutter und Junge empfangen mich. Er schneidet zunächst Gesichter, rutscht hin und her — ich suche ihn zu gewinnen, indem ich mich von ihm Rechnen und Religion prüfen lasse. Er strahlt, als ich in Religion versage — da kommt seine zweijährige Schwester herein und Eltern und Kinderfräulein bemühen sich um sie. Plötzlich springt Franz auf den Tisch und macht sich am Luster zu schaffen. Die Eltern sind empört, reden bestürzt auf ihn ein und verlassen schließlich mit der Kleinen das Zimmer, um mich mit ihm allein zu lassen. Er wirft sich auf den Boden, kriecht und geht dann in Hockestellung herum,

spricht in babyhafter Sprache zu mir. Ich sage: „Du möchtest wohl gern Lotte sein.“ Er schaut mich einen Augenblick erstaunt an, fängt dann zu weinen an. Die Eltern kommen herein, außer sich über das Benehmen des großen Jungen.

Die folgenden Besprechungen ergeben, daß die Haltung, in der ich ihn das erste Mal beobachten konnte, mit seiner seelischen Haltung übereinstimmt. Er ist vollkommen unselbständig, ißt schlecht, näßt gelegentlich, stellt sich dumm. Als ich wieder einmal darauf hinweise, daß er gern die Rolle seiner Schwester haben möchte, sagt er vorwurfsvoll: „Sie möchten auch lieber noch klein sein, das möchte jeder gern!“

Dieses Ziel, klein bleiben zu wollen, um die Annehmlichkeiten des Babyseins genießen und den Forderungen des Lebens entgehen zu können, findet sich in außerordentlich vielen Nuancen. Aber es gibt ärgere Fälle. Das vertiefte Minderwertigkeitsgefühl kann ein Kind verleiten, blöd sein oder blöd scheinen zu wollen, um so die Fragen des Lebens ungelöst lassen zu können. Diesem Ziel entspricht dann die Handlung, der Gesichtsausdruck, die Körperhaltung des Kindes, was leider oft dazu führt, daß die Umgebung an der geistigen Vollwertigkeit des Kindes zu zweifeln beginnt. Gelingt es hier, die Kompensation in die richtige Bahn zu lenken, gelingt es also, dieses Kind zu einem Mitarbeiter zu machen, so tritt hier das Werk der Umerziehung am deutlichsten durch den veränderten Habitus des Kindes erfreulich in Erscheinung.

Die Aufgabe des individualpsychologischen Beraters ist nicht leicht zu nennen. *Adler* stellt für den, der heilen will, gewisse Forderungen auf, die ich wieder aus „Religion und Individualpsychologie“ zitieren will: „Es ist künstlerische Fähigkeit hiezu erforderlich, die nicht ohne gereifte Selbsterkenntnis, Schlagfertigkeit, überzeugende Qualitäten, Überzeugtheit und ausreichende Fähigkeit des Erratens, der Identifizierung und der Kooperation erlangt werden kann.“

Es sind hohe Forderungen, aber dennoch glaube ich, daß es besser ist, sie, statt vor ihnen zu erschrecken, als einen Teil der unendlichen Aufgabe anzusehen, deren Lösung wir allerdings nie erreichen, der wir uns aber doch allmählich nähern können.

Wird der Lebensstil eines Menschen von der Umgebung bestimmt?[1]

Von ALICE DAVIS (New York, City).

Das kürzlich erschienene Buch: „*Anne Sullivan Macy, The Story Behind Helen Keller*“, kann als schlagendes Beispiel und als Bekräftigung für den Streitpunkt der Individualpsychologie, daß die Umgebung nicht der bestimmende Faktor für die Gestaltung des Lebensstiles eines Menschen ist, angesehen werden.

---

[1]) Aus dem englischen Manuskript übersetzt von *Ida Löwy* (Wien).

Dieses Buch ist die erste Darstellung, welche der Öffentlichkeit von dem Leben dieser außerordentlichen Frau, der Lehrerin von *Helen Keller*, übergeben wurde. Welcher Art war ihre frühe Umgebung und wie konnte sie sie für die Erfüllung einer der denkbar schwierigsten Aufgaben befähigen, wie die der Erziehung eines gänzlich blinden und tauben Kindes, das kein Mittel der Verständigung mit der Umgebung hatte und mehr einem ungezähmten Tier als einem normalen Kinde glich, zur Zeit als ihre Lehrerin (welche damals als *Annie Sullivan* bekannt war) sich ihrer annahm?

Annie Sullivan's Eltern kamen siebzehn oder achtzehn Jahre nach der großen Hungersnot von 1847 aus Irland nach Amerika. Bei den Erzählungen von den Schrecken jener Zeit waren die Kinder aufgezogen worden. Der Bruder des Mr. Sullivan, der in einem kleinen Dorfe in Massachusetts lebte, sandte ihnen die Mittel zur Überfahrt. Sie besaßen nichts, und keiner unter ihnen hatte jemals die Schule besucht oder lesen oder schreiben können. Vater Sullivan fand Arbeit auf einer Farm, doch blieben sie arm und von Unglück verfolgt. Annie war das älteste Kind. Kurze Zeit nach der Geburt des zweiten Kindes, einem Mädchen, erlitt Frau Sullivan einen Unfall, der sie für ihr ganzes Leben zum Krüppel machte, und bald nach diesem Unfall zog sie sich Tuberkulose zu. Das zweite Mädchen starb im Alter von fünf Jahren, und in dieser Zeit wurde Annie von Trachom befallen, was ihr Augenlicht so sehr angriff, daß man sie für fast vollkommen blind hielt. Ihre früheste Erinnerung waren die Worte: „Sie wäre so hübsch, wenn sie das mit den Augen nicht hätte“, doch erinnerte sie sich nicht, wer diese Worte gesprochen hatte. Eine Operation stellte erst einige Jahre später ihr Augenlicht teilweise wieder her. Sie war ein kräftiges, aktives, aber rebellisches und schwer zu behandelndes Kind. Die einzige Art, auf die sie ihr Vater jemals zu erziehen versucht hatte, waren Schläge. Er war ein Trinker, und wenn er betrunken war, so fielen die Schläge entsetzlich aus und zwar so entsetzlich, daß ihre Mutter ihr oftmals half sich zu verstecken. Es kamen noch drei oder vier Kinder zur Welt, und die Mutter wurde immer gebrechlicher. Nach dem Tode der Mutter war der Vater außerstande für seine Kinder zu sorgen, und die Familie löste sich auf. Einige Kinder waren gestorben, das jüngste Mädchen nahmen Verwandte zu sich, Annie und ihr jüngster Bruder aber wurden schließlich in das staatliche Armenhaus nach Tewkesbury geschickt. Einen schrecklicheren Aufenthaltsort für ein Kind könnte man sich kaum vorstellen. Die Ausgestoßenen der Welt waren, inmitten von Schmutz, Ungeziefer und Ratten, seine Insassen. Jede Art von Schmach, Krankheit, Trunksucht, sexuelle Perversionen, Geisteskrankheiten, Epilepsie, Delirium tremens und beständiger Tod umgaben die Kinder, und es ist interessant aus dem Buch zu erfahren, daß sie ohne Furcht waren. Annie hing mit leidenschaftlicher Liebe an Jimmie, der zu ihrem großen Kummer infolge einer tuberkulösen Hüfterkrankung nicht lange lebte. Kann man sich einen ungeeigneteren Hintergrund für die Entwicklung eines Kindes denken? Und doch wuchs aus dieser Umgebung des Elends und der Schmach eine Persönlichkeit hervor, die überragend war in ihrer Hingabe an andere, eine Frau, deren Beitrag für die Unterweisung der mit Leiden Behafteten ein Wunder bedeutet für alle, die ihr Werk kennen.

Hat die Individualpsychologie irgend eine Erklärung dafür zu bieten? Wir wollen sehen. Wir erinnern uns, daß der Lebensstil in den ersten drei oder vier Jahren festgelegt wird und wollen zu erforschen trachten, ob irgend etwas in dem dürftigen Bericht, den uns Annies Mutter gegeben hat, Licht auf diesen Gegenstand werfen könnte. Wir hörten, daß die Verwandten von Sullivans sich Annies Vater bitter geschämt, ihre Mutter aber immer geliebt hatten. In Feeding Hills, wo die Sullivans lebten, erinnerte man sich ihrer noch lange nachher als „eines Menschen, mit dem man gerne beisammen war". Man sprach davon, daß sie sogar nach ihrem Unfall, als sie sich nur mehr auf Krücken fortbewegen konnte, immer heiter geblieben war. Als sie schon zu krank geworden war, um arbeiten zu können, waren die Nachbarinnen gekommen und hatten ihr beim Aufräumen, Waschen und Kochen geholfen. Auch sie waren arm, und alle hatten selbst zu kämpfen, aber es scheint, als ob es viele gutherzige Menschen unter ihnen gegeben hätte. Frau Sullivan muß eine außerordentlich brave, tapfere Frau gewesen sein um einen solchen Eindruck hervorzurufen angesichts von so viel Leid, Krankheit und Armut, die sie zu erdulden hatte. Ist es nicht gerechtfertigt, wenn wir annehmen, daß sie das soziale Interesse ihres Kindes in den ersten entscheidenden Jahren entfaltet und ausgebreitet haben mußte?

Wir erfahren, daß Annie kräftig, aktiv und ohne Furcht war, das heißt, daß sie schon im frühen Alter selbständig gemacht und nicht verzogen worden war. Kann in Anbetracht des Resultates die Wichtigkeit dieser Tatsache überhaupt überschätzt werden? Dieses Beispiel zeigt klar, daß nicht die Umgebung der determinierende Faktor ist, sondern daß sie nur, wie *Adler* sagt, das Material, die Bausteine liefert, aus denen das Kind die Auswahl trifft, wenn es seinen Lebensstil gestaltet; und *obwohl eine gute Umgebung mehr Gelegenheit für eine weise Auswahl bietet, so ist der Einfluß der Mutter noch viel wichtiger für die Entfaltung und Ausbreitung des kindlichen Gemeinschaftsgefühles und für die Verselbständigung des Kindes.* Jede Seite ihrer Geschichte zeigt, daß Annie als Kind mutig und selbständig gewesen, und der Bericht über ihr späteres Leben enthüllt, wie sie — neben ihrer wunderbaren Beitragsleistung für den Unterricht der Blinden und Tauben — unentwegt und mit regstem Interesse überall mithalf, wo es den Fortschritt und die Wohlfahrt der Menschheit galt.

Ihre berühmte Schülerin *Helen Keller* ist, blind und taub geboren, ein weit über dem Durchschnitt stehender Mensch geworden. Wer würde es wagen an dieses vornehme Menschenkind mit der Frage der Sterilisation heranzutreten? Wer würde es wagen anzunehmen, daß die Sterilisierung nicht die edle Harmonie ihres Wesens zerstört hätte?

Buchbesprechungen.

FERDINAND HOPPE: *Erfolg und Mißerfolg. Untersuchungen zur Handlungs- und Affektpsychologie.* Herausgegeben von *Kurt Lewin.* Psychologische Forschung. Verlag Julius Springer, Berlin 1930. 62 Seiten.

Ausgehend von der Bedeutung, die die Begriffe Erfolg und Mißerfolg in der neueren Psychologie, namentlich in der *Adler*schen Theorie der Ermutigung und Entmutigung gewonnen haben, stellte der Verf. experimentelle Untersuchungen an. Es wurde den Versuchspersonen (Vp.) eine Reihe von Aufgaben (Denk-, Geschicklichkeits-, Geduldaufgaben etc.) zur Lösung gegeben. Dabei zeigte sich, daß Erfolg und Mißerfolg nicht lediglich durch Lust- und Unlustgefühle bestimmt werden, die zu einer genauen Wiederholung bzw. zu einem Abbruch der Aufgabe führen müßten, sondern daß sie abhängig sind von der Erreichung des *Anspruchsniveaus*, d. i. von der Erreichung der subjektiven Erwartung, mit der die Vp. an die zukünftige eigene Leistung herantritt; dieses fällt aber nicht immer mit dem *Aufgabenniveau*, d. i. die von außen geforderte objektive Leistung, zusammen. Das Erreichen des Anspruchsniveaus löst Erfolgsgefühle aus, das Nichterreichen bedingt das Gefühl des Mißerfolges. Fast durchwegs führt nun Erfolg zu einer Erhöhung des Anspruchsniveaus, während Mißerfolg eine Heruntersetzung nach sich zieht. Das anfängliche Probieren ohne oder mit nur sehr niedrigem Anspruchsniveau bezweckt eine Vorsichtsmaßnahme, damit die Vp. kein Risiko einzugehen braucht. Hat dagegen eine selbst weitgehende Erniedrigung des Anspruchsniveaus noch immer keinen Erfolg gezeitigt, so greift die Vp. zu Tricks, zu Ausflüchten, zu einem Ausweichen (Hinweis auf die Unmöglichkeit der Lösung, Entwertung der Aufgabe, Abschieben der Schuld auf die Sache oder den Versuchsleiter etc.) oder sie kramt andere frühere Leistungen hervor, die sie nun künstlich in ihrem Erfolge erhöht. Das soziale Umfeld, von dem aus die Aufgabe gestellt ist, wird insoferne in seiner Bedeutung gewertet, als man versucht, die anderen Personen bei Mißerfolg auf ein gleich niedriges Niveau herabzuziehen oder die Aufgabe nicht mehr ernst zu nehmen. Die Tatsache der Verschieblichkeit des Anspruchsniveaus läßt erkennen, daß noch ein übergreifendes Ziel der Vp. vorschweben muß, ein *Idealziel.* Dieses leitet das Gesamtverhalten der Vp. und steht über dem *Realziel,* das dem Niveau der jeweilig einzelnen Leistung entspricht. Es scheint überhaupt, daß von „Leistung“ erst gesprochen wird, wenn einem Handlungseffekt durch ein „Ziel“ Charakter gegeben ist. Je höher das Anspruchsniveau gesteigert wird, umsomehr nähert sich das Realziel dem Idealziel, das je nach der Schwierigkeit bei der Durchführung der Einzelaufgabe psychisch mehr oder weniger real ist. Es ist zumeist der Extremwert der Aufgabe. Dort, wo eine Aufgabe Rekordaufgabe werden kann, wo also nach oben keine Grenze ist, bestimmt sich die Höhe des Idealziels durch das Bestreben, die Leistung des Vorgängers zu übertrumpfen. Bei Mißerfolgen, wo eine ständige Hinuntersetzung des Anspruchsniveaus statthat, vergrößert sich die Distanz zwischen Realziel und Idealziel immer mehr und macht schließlich eine Realisierung des Idealziels illusorisch und dieses damit für das Handeln der Vp. unwirksam. Vp. geht dann mit einem spontanen Abbruch der Aufgabe vor, auch wenn sich doch noch ein Erfolg einstellen sollte. Das Realziel bedeutet demnach nur ein augenblicklich wirkendes Moment, während das Idealziel ein umfassenderes seelisches Spannungssytem charakterisiert. Die Höhe des anfänglichen Anspruchsniveaus hinwieder ist abhängig von der individuellen Selbsteinschätzung, dem *Ichniveau.* Erfolge oder Mißerfolge werden so zu allererst im Hinblick auf die Geltung der eigenen Person gewertet, die aber gegeben ist durch die soziale Umwelt und so das Individuum als soziales Wesen erweisen. Bei Mißerfolgen fahndet man daher nach Ausreden, um wenigstens den Schein der Stellung im sozialen Kreis zu behaupten. Die Verschiebung des Anspruchsniveaus hat ihren Grund in einer *Konfliktsituation,* die sich einerseits aus der Angst vor einem Mißerfolg und damit einer Erschütterung des Ichniveaus ergibt — daher Verlegung nach unten —, andererseits aber aus dem Wunsch zu erklären ist, Erfolge auf einem möglichst hohen

Anspruchsniveau zu realisieren — Verschiebung nach oben. Extreme Anforderungen — zu leichte oder zu schwere Aufgaben — schalten Erfolgs- oder Mißerfolgsgefühle aus. Vp. hilft sich dann mit einem selbstgewählten Ersatzziel. Demnach werden Erfolg und Mißerfolg nur bei Leistungen empfunden, die sich innerhalb einer gewissen Zone der Leistungsfähigkeit abspielen, deren Spannweite nicht sehr groß ist, und die sich knapp an der Grenze der Leistungsfähigkeit hält. Denn nur dort, wo die Vp. mit Wahrscheinlichkeit auch einen Mißerfolg erwarten kann, bedeutet Erfolg für sie ein Erlebnis. Bezeichnend ist, daß im Falle eines spontanen Ersatzzieles dieses ebenfalls immer in die Grenzzone der Leistungsfähigkeit verlegt wird.

Diese Untersuchungen gewinnen vor allem auch deswegen eine Bedeutung, weil sich eine ähnliche Einstellung wie zu den Versuchsaufgaben auch im übrigen Verhalten der Vp. zeigt. Der Verf. wandelt bei der Deutung seiner gewonnenen Erfahrungen ganz auf dem Boden der Individualpsychologie. Wenngleich freilich nicht ohne weiteres das Benehmen bei experimentellen Aufgaben dem Benehmen bei der Lösung von Lebensproblemen entspricht, weil dort das Moment der Betätigung auf einem exzeptionellen Gebiet eine gewichtige Rolle spielt, so darf man trotzdem annehmen, daß auch solche Untersuchungen einen Einblick in die seelische Gangart eines Menschen vermitteln können.

Dr. *Franz Plewa* (Wien).

HILDEGARD HETZER: *Die symbolische Darstellung in der frühen Kindheit.* Erster Beitrag zur psychologischen Bestimmung der Schulreife. Heft 3 der Wiener Arbeiten zur Pädagogischen Psychologie. Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien—Leipzig—New York, 1926.

Diese Arbeit geht von der Feststellung aus, daß die Schule schon auf ihrer niedersten Stufe die Anforderung stellt, Symbolisches, d. i. *konventionell-festgelegte* Zuordnung, zu verstehen. Solcher Art sind z. B. die Buchstaben; mögen sie auch vor Jahrtausenden vereinfachte Abbilder gewesen sein, so sind sie heute rein konventionelle Zeichen. *Hetzer* kommt nun zu der anfangs gar nicht einleuchtenden Feststellung, daß die Kinder Abbildung und Symbol annähernd *gleichzeitig* erlernen. und mit sechs Jahren fertige Symboliker sind. Sie zeigt dies am Rollenspiel, am Bauen und Zeichnen.

Für den Individualpsychologen ist etwas anderes an dieser Untersuchung von größerer Wichtigkeit: das ist *die Durchforschung des Rollenspiels.* Die Autorin, die von anderen Ausgangslagen ausgeht und auf andere Ziele hinsteuert, beachtet wohl die entwicklungspsychologische, aber nicht die individualpsychologische Bedeutung des Rollenspieles. Das darf uns nicht hindern auszusprechen, daß die Arbeit Hetzers gerade für *unsere* Grundfrage — *Bildung des Lebensstiles* — von höchstem Interesse ist und die Beachtung verdient, die jeder Arbeit von uns aus zugesprochen werden muß, die uns hilft, in die Werkstätte zu schauen, in der jeder Mensch sein eigenes Schicksal webt.

F. Birnbaum (Wien).

HILDEGARD HETZER: *Das volkstümliche Kinderspiel.* Heft 6 der Wiener Arbeiten zur Pädagogischen Psychologie. Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien-Leipzig-New York, 1927.

Obwohl die Verfasserin vor allem auf rein soziologische Tatsachen ausgegangen ist und auch dort, wo ihr das Psychologische wichtiger erscheint, kaum einen Seitenblick auf das Individuelle wirft, ist ihre Arbeit von großem Interesse für den Individualpsychologen. Die glückliche Formel *Furtmüllers* von den *„Spielregeln des Lebens“*, die sogar schon einem Buchtitel (*Pieper:* Grundformen sozialer Spielregel) zur Existenz verholfen hat, weist auf das hin, was wir meinen. Es ist mehr als ein Wortspiel, wenn man die Spielregeln des Kinderspieles mit den Spielregeln des sozialen Lebens in Beziehung setzt. Ist doch das Kinderspiel eine der wichtigsten Gelegenheiten, dem Kinde die Spielregeln sozialen Verhaltens und in ihnen die immanente Logik des menschlichen Zusammenlebens nahezubringen. Durch das Rollenspiel lernt das Kind die Stellungnahme, die das Leben fordert, die Variation der Einstellung; durch die Aufgaben, die das Kinderspiel überhaupt bietet, lernt es sich im aufgabengemäßen Verhalten trainieren; durch die verschiedenartigen Denkleistungen, die das Spiel verlangt, lernt es die auf-

gabengemäße Einstellung überhaupt; es lernt Selbstbeherrschung und Kontaktbildung unter den verschiedenartigsten Bedingungen.

Mag das Buch auch aus Problemstellungen erwachsen sein, die mit der Individualpsychologie nicht viel gemeinsam haben, so sind die Ergebnisse der Arbeit doch so wertvoll für unsere praktischen Bemühungen, daß wir *Hetzers* Arbeit auf das wärmste empfehlen müssen.

F. Birnbaum (Wien).

Chronik.

Wiener Verein für Individualpsychologie.

Vorträge:

9. April: Dozent Dr. Stefan v. *Maday* (Budapest): Familienkrise und Kind.

16. April: Dr. phil. Paula *Fürth:* Ist Charakter etwas Unveränderliches?

23. April: Dr. med. et phil. Lydia *Sicher:* Der nervöse Mensch.

7. Mai: Dr. phil. Erwin *Krausz:* Richtig denken — richtig handeln.

Arbeitsgemeinschaft der individualpsychologischen Ärzte, Wien.

10. Januar: Dr. Franz *Plewa:* Familienkonstellation und Neurose.

7. Februar: Dr. Hanns *Bachrach:* Behandlungstechnik von Organneurosen.

28. Februar: Dr. Rudolf *Dreikurs:* Etappen der psychischen Behandlung.

11. März: Dr. Alexandra *Adler:* Entscheidende Momente bei der seelischen Behandlung.

11. April: Dr. Arthur *Zanker:* Zur Technik der seelischen Beeinflussung im Kindesalter.

The Medical Society of Individual Psychology.

11, Chandos Street, London W. 1.

February 8th; Dr. *Harry M. Palmer:* An atavistic conception of psychopathology.

March, 15th; Dr. *Murdo Mackenzie*: A consulting-room case, illustrating adlerian principles.

May, 10th; Dr. *Mary Bell Ferguson* and Dr. *Hilda Weber:* Case reports illustrating menopausal and post-menopausal neuroses.

O. H. *Woodcock,* Hon. Sec.
22, Ridge Hill, London N. W. 11.
Tel.: Speedwell 4995.

Milwaukee Society for Individual Psychology.

Dr. *S. Plahner*, 161 W. Wisconsin Ave., Chairman.

Dr. *S. Plahner*, Director of the Milwaukee Child Guidance Clinic delivered since January 1st the following lectures:

Janurary 9th before the members of the Lapham Park Social Center on: "Do We Treat Our Children Right?"

January 9th before the Parent-Teacher Association of the Wauwatosa High School on: "Parental Problems With The Adolescent Boys And Girls."

January 17th before the Teachers' Staff of the Public and High School in West Milwaukee on: "The New Education".

January 14th before the members of the Hillel College Club at the Temple Emanu-El B'ne Jeshurun on: "Causes and Prevention of Nervous Diseases."

January 31st public lecture sponsored by the Central Union of German-American Societies at the Jefferson Hall on: "The Problem of Sterilization of Abnormal Individuals."

The above named Staff of teachers of the Public and High Schools in West Milwaukee engaged Dr. *Plahner* for a 24 hour course on Individual Psychology which began on February 13th.

February 1st before the Mothercraft Class of the Milwaukee General Hospital on: "Education of the Child in the first five years."

February 2nd at the Labor Lyceum on: "Social Feeling, the Fundation of Character."

February 13th before the members and guests of the Tuesday Night Club on: "Sterilization."

February 23rd Wauwatosa High School P. T. A. (6 lectures) first: "The Meaning of Life."

February 27th; Unemployed Council Br. 1: "Delinquent Juveniles."

March 1st; Members of the North

Avenue Baptist Church: "The Meaning of Life."

March 2nd; Wauwatosa High School P. T. A. "II. The Nervous Character."

March 8 th; Unemployed Group Br. 2: "The Cause of Criminality."

March 9th; Wauwatosa High School: "III. Truancy and Delinquency of the Adolescent Boy and Girl."

March 12th; Roosevelt School P. T. A.: "Your Child And The School."

March 15th; Center Street School P. T. A.: "Mental Hygiene of the Preschool-Child."

March 16th; Wauwatosa High School P. T. A.: "IV. Preparation for Love And Marriage."

March 20th; Philomatheia College Club: "Causes and Prevention of Nervous Diseases."

March 22th; Townsend School P. T. A.: "Your Child And The School."

March 22nd; Milwaukee Neuro-Psychiatric Society: "The Problem Of Neurosis."

March 23rd: Wauwatosa High School P. T. A.: "V. Alcoholism And Drug-addiction."

March 28th; Joint Meeting of the Jefferson County Medical and Dental Societies in Watertown, Wisconsin: "Causes and Prevention of Nervous Diseases."

Chicago Society for Individual Psychology.

The Chicago Society for Individual Psychology has been organized, with Dr. *A. R. Radcliffe-Browne*, of the departement of Anthropology of the University of Chicago as it's president, Dr. *Douglas Campbell* as committee, and Mrs. *C. L. Menser* as secretary and treasurer.

The membership is open to practitioners and students with a professional interest in Individual Psychology.

It was the pleasure of the Chicago Society to present Dr. *Alfred Adler* in a series of lectures beginning December 26th 1933 and ending January 3rd 1934. While here he gave 16 lectures; as follows:

5 medical seminars for physicians and medical students,

4 public lectures for professionally interested people,

2 lectures for the Meadville Theological Seminary,

1 lecture at the Sinai Temple,

1 before the American Student Health Association,

1 for the Renaissance Society of the University of Chicago,

1 for the Psychology Club of the University of Chicago,

1 for the members of the Chicago Society, at a dinner meeting.

The interest in Individual Psychology in Chicago has been immensely stimulated and the Individual Psychology movement given a great impulse forward through Dr. *Adlers* visit.

Meetings of the society were held on January 23 and on February 6. The subject was "Theory and Practice of Individual Psychology". Dr. *Radcliffe-Browne* dealt with the theory of Individual Psychology and Dr. *Campbell* discussed "Taking an Individual Psychology case history". On February 28th and March 2nd the society presented Dr. *Margaret Mead*, anthropologist in 2 lectures: "Coming of age in Savage New Guinea" and "Sex and Conflict in a Cannibal Tribe". Dr. *Mead* has just returned from New Guinea where she spent two years studying three savage tribes. Her findings are most interesting in the light of Individual Psychology.

Meetings of the Society will be held every other Tuesday.

Mrs *C. L. Menser*, secretary.

1120 Lake Shore Drive, Chicago, Illinois. U. S. A.

Verein für Individualpsychologie in Athen

Von Oktober 1933 bis April 1934 wurden im Verein zur Förderung der Individualpschologie in *Athen* von *Dem. Moraïtis*, ferner von Professor der Pädologie *Thrassibulos Blissidis*, Nervenarzt *Dem. Kuretas*, Oberlehrer *Harilaus Gitagos* und Nervenarzt *Nikolaus Liberis* über folgende Themen Vorträge gehalten:

1. Die Grundlagen der Individualpsychologie.
2. Vererbung und Individualpsychologie.
3. Sexuelle Erziehung.
4. Die körperliche Strafe.
5. Die Fehler der Eltern in der Erziehung.
6. Der häusliche Friede.

7. Einführung in das Studium der psychischen Anomalien.

8. Der Geschwisterkampf.

9. Der Sinn des Lebens.

10. Neurose und Individualpsychologie.

In das Programm der pädagogischen Akademien wurde als eigenes Fach die Individualpsychologie aufgenommen.

Der Verein zur Förderung der Individualpsychologie zu Athen hat heuer eine dritte individualpsychologische Erziehungsberatungsstelle (in Piräus) errichtet.

Die griechische Zeitschrift für Individualpsychologie, „*Ἀτομικη ψυχολογία*“ hat ihren dritten Jahrgang begonnen.

„Menschenkenntnis“ von *Alfred Adler* und „Arbeit und Gemeinschaft“ von *Erwin Wexberg* sind in griechischer Übersetzung erschienen.

Leitung des Vereins zur Förderung der Individualpsychologie, Athen: *Demetrios Moraitis*, Athen, St. Sofia-Str. 174.

Brünner Verein für Individualpsychologie.

Adresse des Vereins: Brünn (Brno), Neugasse 20 (Tschechoslovakei).

Obmann: Dr. *Neumarck*, Schriftführerin: Fachlehrerin *Soffe*.

Der Verein hat eine öffentliche, unentgeltliche Erziehungsberatungsstelle (Leiter: Kinderarzt Dr. *Erich Leimbach* und Dr. *Lothar Spielmann)* und eine Eheberatungsstelle (Leiter: Nervenarzt Dr. *Zweig* und Frau *Irma Kosecka)* errichtet.

Im Verlaufe der letzten Monate wurden mehrere öffentliche Vorträge und Diskussionsabende über Individualpsychologie abgehalten.

Dr. *Lothar Spielmann* veranstaltet Einführungskurse in die Individualpsychologie.

Nachrichten.

Dr. *Alfred Adler*, der zum Visiting Psychiatrist vom Long Island-Hospital ernannt wurde, ist Anfang Mai von New York zu einem kurzen Aufenthalt nach Europa zurückgekehrt.

Über Vorschlag des Regius Professor Dr. *Langdon Brown* wurde Prof. *Alfred Adler* eingeladen, an der *University of Cambridge* Vorträge zu halten.

*

Das *Institute for Advanced Education*, New York, veranstaltete am 7. Februar aus Anlaß des Geburtstages von Prof. Dr. *Alfred Adler* ein Dinner, bei dem die Festreden hielten: Dr. *Sayle M. Taylor*, Chairman, *Newton L. Hoopingarner*, Professor of Business Psychology, New York University, Dr. *Frederik B. Robinson*, President, College of the City of New York, *Dagobert D. Runes*, Ph. D., Editor of ”The Modern Psychologist“, Dr. *Ira S. Weil*, Former Commissioner of Education.

*

Unser ständiger Mitarbeiter Dr. *Erwin O. Krausz* (Wien) hielt am 7. April auf dem unter dem Protektorat der italienischen Regierung in *Rom* abgehaltenen *Montessori-Kongreß* einen Vortrag über „Die Idee der Kooperation in Psychologie und Pädagogik“, in dem er die Methode und die Anschauungen des Montessori-Systems vom individualpsychologischen Standpunkt aus würdigte.

*

Unser ständiger Mitarbeiter, Dr. *Oliver Brachfeld* (Barcelona), der im Februar d. J. einen Vortragskurs über Individualpsychologie am Institut Psicotècnic de la Generalitat de Catalunya begonnen hat, gibt eine literarisch-kulturelle Zeitschrift „*Europa*“ heraus, die im Februar in der zweiten Nummer erschienen ist. Die ersten Nummern bringen unter anderem die spanische Übersetzung einer Arbeit von Prof. Dr. *Alfred Adler* über „Rauschgift“, die in unserer Zeitschrift erschienen ist. Die bekanntesten spanischen und ausländischen Schriftsteller sind Mitarbeiter dieser neuen Zeitschrift, die in der in- und ausländischen Presse gehörig gewürdigt wurde.

*

Seit Januar 1934 leitet *Don Augusto Vidal*, cand. phil. und Lehrer, der eine Zeit lang bei Dr. *Leonhard Seif* (München) gearbeitet hatte und ein Schüler Dr. *Oliver Brachfelds* ist, eine *Beratungsstelle* für schwererziehbare Kinder am *Instituto de Orientación Profesional Madrid* (Leiter: Dr. *Germain* und Frl. *Rodrigo)*.

*

Dr. med. *Hans Auerbach* (Barcelona), Mitarbeiter unserer Zeitschrift, hielt im Februar 1934 acht Vorträge über „Medizinische Psychologie auf individualpsychologischer Grundlage“, am

Lehrstuhl des Prof. Dr. *Emili Mira,* an der neuorganisierten autonomen Universität Barcelona.

*

Unsere Mitarbeiterin Frau *Hedwig Schulhof* (Reichenberg) sprach am 3. Mai in der individualpsychologisch-pädagogischen Arbeitsgemeinschaft der Aussiger Handelsakademie über „Pubertätskrisen“, am 7. Mai in der Prager Deutschen Sendung „Zur Psychologie der Dankbarkeit“ und hält am 28. Mai im Wiener Verein für Individualpsychologie einen Vortrag über „Goethes pädagogische Provinz und wir“.

*

Paul Fischl (Prag) hielt an der Prager Urania vom Dezember 1933 bis Ende März 1934 folgende Vorträge: „Der Weg zu unseren Kindern.“ „Überwindung von Erziehungsschwierigkeiten.“ „Wege zur Begabung.“ „Die sexuelle Frage in der Erziehung.“ „Die Erziehung des Charakters.“ „Seelische Konflikte“; ferner am 10. April, ebenfalls in der Prager Urania, einen Vortrag über „Die Geduld in der Erziehung“.

*

Von Dr. *Leonhard Seif* (München) ist soeben erschienen: *Individual Psychology and Life Philosophy.* London: The C. W. Daniel Company, 46, Bernard Street, W. C. 1. (Individual Psychology Pamphlets, No. 11 a, 2/6 net.)

*

Das „*Mitteilungsblatt für individualpsychologische Veranstaltungen*“, Nr. 2/3 (Februar—März 1934) des 3. Jahrganges, enthält neben einer Reihe von Beiträgen Nachrichten und Mitteilungen über Veranstaltungen der einzelnen in- und ausländischen Vereine und Arbeitsgemeinschaften für Individualpsychologie. Redaktion des Mitteilungsblattes: Wien, I., Sterngasse 13, Administration: Wien, XIX., Pyrkergasse 7.

*

Unsere Mitarbeiterin Frau *Johanna Hoppe,* Heilpädagogin, ist von Wetzlar nach *Bonn* a. Rhein, Niebuhrstraße 21, übersiedelt.

*

Einige wenige Exemplare des *vollständigen ersten* und *vierten* sowie des *unvollständigen zweiten* und *dritten* Jahrganges der „Internationalen Zeitschrift für Individualspsychologie“ sind durch die *Administration, Wien, VI., Joanelligasse* 6, und vom V. Jahrgang an durch die Buchhandlung Perles, Wien I., Seilergasse 4, zu beziehen.

Einzelhefte der Jahrgänge I—IV, auch die *Sonderhefte* (Schulkinderpsychologie, Sozialpsychologie, Psychologie der Frau) kosten Schilling 6.— plus Porto.

*

Die Mitarbeiter der Zeitschrift werden ersucht, nur einseitig mit Maschine geschriebene Manuskripte einsenden zu wollen.

*

Die in diesem Heft besprochenen und angekündigten Bücher sind durch die *Buchhandlung Perles,* Wien, I., Seilergasse 4, zu beziehen.

Vereine und Arbeitsgemeinschaften für Individualpsychologie:

Verein Wien: Wien, I., Dominikanerbastei 10/15. (Prof. Dr. Alfred Adler.)

Arbeitsgemeinschaft Dresden: Dresden-A. 1, Grunaer Straße 15, II. (Rechtsanwalt Dr. Roth I. Telephon 193.58.)

Arbeitsgemeinschaft Hamburg: Oberstr. Nr. 50. (Dr. Eleonore Rieniets.)

Ungarischer Verein: Ungarischer Verein für Individualpsychologie (Magyar Individualpsychologiai Egyesület), Geschäftsstelle: Budapest: IV. Petöfi-u. 11. (Doz. Dr. Stephan v. Maday.)

Arbeitsgemeinschaft Karlsruhe: Schwarzwaldstraße 26. (Karl Sulzer.)

The Medical Society of Individual Psychology: 11, Chandos Street. Cavendish Square. London W. 1 (Langham 1043). (Chairman: J. C. Young, M.C., M.D., M.S. Vice-Chairman: Prof. W. Langdon Brown; Hon. Secretary: Dr. O. H. Woodcock, 22, Ridge Hill, London, N. W. 11. Tel.: Speedwell 4995.

The Individual Psychology Club: 62 Torrington Square, London, W. C. 1.

(Chairman: W. T. Symons Esqu.; Hon. Secretary: Miss P. Dudley Short.)

Arbeitsgemeinschaft Breslau: Alfred Pietsch, Oberlehrer, Wohlau, Prov.-Erzieh.-Anstalt, und Marianne Lebek, Breslau, Lenaustr. 17. (Telephon: Nr. 83.609, Studienrat Dr. Lebek.)

Arbeitsgemeinschaft Köln: Köln-Lindental, Lortzingstraße 4. (Hedwig Bloemendal.)

Arbeitsgemeinschaft Brasov (Kronstadt, Rumänien: Brasov, Str. Portii 8. (Dr. Ernst Kahana.)

Arbeitsgemeinschaft Freudenstadt: Freudenstadt im Schwarzwald, Haus Hohenfreudenstadt. (Dr. J. Bauer.)

Arbeitsgemeinschaft Stuttgart: Stuttgart-Hedelfingen. (Stadtpfarrer Dr. J. B. Schairer.)

Arbeitsgemeinschaft Chemnitz: Mittweida, Bahnhofstr. 4. (Clemens Pauli.)

Arbeitsgemeinschaft Zagreb (Agram, Jugoslawien): Zagreb, Strossmayerov trg 4. (Dr. Beno Stein.)

Milwaukee Society for Individual Psychology: Dr. med. S. Plahner, Chairman, 161 W. Wisconsin Ave., Milwaukee, Wis., U.S.A. Dr. Elisabeth S. Seiler, Vice-Chairman, 1489 No Farwell Ave Apt 3, Milwaukee, Wis., U.S.A.

Arbeitsgemeinschaft Halle a. S.: Halle a. S., Huttenstr. 8 (Kriminalkommissarin Elisabeth Sorge-Boehmke.)

Arbeitsgemeinschaft Kopenhagen: Kopenhagen, Hellerup 8. (Bildhauerin Thyra Bohldsen.)

Arbeitsgemeinschaft Palästina: Tel-Aviv, Allenby. 43 (Dr. Jehoschua Bierer.)

Arbeitsgemeinschaft Krakôw (Polen): Krakôw (Polen), Paulinska 18./9. (Lehrer J. I. Kohn.)

Arbeitsgemeinschaft Cernauti (Rumänien): Cernauti (Rumänien), Str. Hormuzachi 5. (Lehrerin Dorothea Bräuer.)

Individualpsychologische Gruppe in Berlin: Berlin NW 40, In den Zelten 9. (Annie Heinrichsdorff.)

Arbeitsgemeinschaft individualpsychologischer Ärzte Berlin: Berlin-Neukölln, Weserstraße 72. (Dr. med. Wilhelm Brandt.)

Arbeitsgemeinschaft Düsseldorf: Düsseldorf, Rochusstraße 59. III. (Dr. med. Karl Lenzberg, Frau G. Krieger.)

Arbeitsgemeinschaft Wuppertal: W.-Elberfeld, Platzhoffstraße 26. (Prof. Dr. M. H. Göring.)

Arbeitsgemeinschaft Konya (Türkei): Konya, Türkei (Prof. E. Hamdi Bey.)

Arbeitsgemeinschaft Zürich: Zürich, Besenrainstr. 19. (Inès Spring-Zürcher.)

Individualpsychologisch - pädagogische Arbeitsgemeinschaft an der Aussiger Handelsakademie: Aussig, Nibelungenstr. 1. (Dr. Walter Schuster.)

Verein zur Förderung der Individualpsychologie, Athen: Sankt Sofiastr. Nr. 174, Athen, Griechenland. (Dr. phil. Demetrios Moraitis.)

Arbeitsgemeinschaft Utrecht: Utrecht, Willemsplantsoen 7. (Dr. P. H. Ronge.)

Arbeitsgemeinschaft Paris: 89, rue Erlanger, Paris XVI. (Frau Dr. M. Rapaport. Leitung: Dr. med. et phil. Alexander Neuer.)

Arbeitsgemeinschaft Amsterdam: Amsterdam, De Lairessestraat 121. (E. d'Oliveira.)

Arbeitsgemeinschaft Dordrecht (Holland): Dordrecht, Reeweg (O) 148. (A. H. D. Wepser.)

Arbeitsgemeinschaft Rotterdam: Rotterdam, Eendrachtsweg 12. (Ir. J. W. C. Boks.)

Arbeitsgemeinschaft Brünn (Tschechoslowakei): Brünn, Neugasse 20. (Obmann: Dr. Neumarck; Schriftführerin: Fachlehrerin Soffe.)

Arbeitsgemeinschaft Trieste (Italia): Geschäftsstelle: Trieste, Barcola-Riviera 25 (Frau Dr. Stock. — Leiterin: Dr. med. Adele Horvat, Abbazia, Casa di Cura Dr. Horvat).

Chicago Society for Individual Psychology: Mrs. C. L. Menser, secretary, 1120 Lake Shore Drive, Chicago, Ill., U. S. A. — Chairman: Prof. Dr. A. R. Radcliffe-Brown, Chicago.

Die einzelnen Vereine und Arbeitsgemeinschaften erteilen Auskunft in allen einschlägigen Fragen.

Herausgeber, Eigentümer, Verleger: Dr. Alfred Adler, Wien, I., Dominikanerbastei 10. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Ladislaus Zilahi. Wien, VI., Joanelligasse 6.

Zur Massenpsychologie.

Von Dr. ALFRED ADLER,
Professor am Long Island Medical College, New York.

Was Massenpsychologie ist, oder daß es eine Massenpsychologie gibt, darüber sind alle einig. Jeder spricht davon, und jeder verwendet diesen Begriff. Wir sind aber arg daran, sobald wir sagen sollen, wie Massenpsyche zustande kommt, welchen Wert und welche Bedeutung sie für den Fortschritt der Menschheit hat, oder welche aufbauenden oder zerstörenden Kräfte ihr innewohnen. Fast in allen neueren Werken taucht ein und derselbe Name auf, des Autors *Le Bon*, sobald von Massenpsyche die Rede ist. Ich glaube ihm trotz seiner Verdienste um die Förderung dieses Problems nicht unrecht zu tun, wenn ich hervorhebe, daß auch er über die Feststellung nicht hinauskommt, Massenpsyche sei mehr als die Summe der Sinngestaltung der Einzelnen, und daß eine Massenbewegung sowohl gute wie schlechte Ziele verfolgen kann. Auch die Betonung, daß der Masse nie das Verantwortungsgefühl innewohnen kann, wie es den Einzelnen mehr oder weniger nie verläßt, auch diese Betonung muß ihm gutgeschrieben werden. Die Rolle des Führers in Massenbewegungen ist in allen Arbeiten über Massenbewegung stark hervorgehoben. Den schüchternen Versuch *Freuds*, die Unterordnung der Masse unter den Führer als libidinös zu erklären, sie der Liebe des Kindes zum Vater gleichzustellen, können wir übergehen.

Den großen Geschichtsschreibern wie *Plutarch*, *Livius* und anderen bis *Gibbon* und über ihn hinaus verdanken wir ein ungeheures Material, das noch der psychologischen Interpretation wartet. Sehen wir aber von den großen geschichtlichen, meist revolutionären und kriegerischen Massenbewegungen ab, wie sie sich so häufig als Resultate geänderter ökonomischer Bedingungen, des Mangels der Futterplätze und mangelhafter Organisation der Massen herausstellen, so bleiben noch eine ganze Menge von Tatsachen übrig, die nur als Massenaktion zu verstehen sind. So z. B. das Wunderwerk der Sprache, die nur als Massenprodukt, hervorgerufen durch einheitliches Zusammenwirken der Massenteile in ihrem Entstehen und in ihrer Ausbildung zu verstehen ist. Das Gleiche gilt von der Allgemeingültigkeit der praktischen Vernunft, die wir bezeichnend als *common sense* benennen. Jeder ist in seinem Denken daran gebunden, so zu denken und zu verstehen, als ob er darin die Gesamtheit vertreten würde. Auch der common sense wie die Sprache ist nicht unbeweglich. Er ergänzt sich, verbessert sich, breitet sich aus, aber in allem Fortschritt beider steckt Massenbewegung und Anerkennung durch die Masse. Die Individualpsychologie spricht als unwiderleglich aus, daß hinter all diesen Leistungen das Wirken des Gemeinschaftsgefühls, heute in seiner Größe oder in seiner Dürftigkeit ein Geschenk der Evolution,

zu finden ist, und dessen Gebrauch durch den Einzelnen. So ist auch die Verhütung von Gefahren und des Todes vor dem natürlichen Ablauf des Lebens zum großen Teil der Sorge der Allgemeinheit anheimgestellt. Auch das Gefühl des Mitleides und der Mitfreude, die Achtung und Anerkennung gegenüber wertvollen Leistungen, der Schönheit in der Kunst und im Leben läßt erkennen, daß die Menschenmasse mit freilich unvollendeter Einheitlichkeit von einem gemeinsamen Streben geleitet ist, dem Wohl der Menschheit und ihrer Zukunft ihren Tribut zu zollen. So ist auch die Fortpflanzung der Menschheit ein heimlich aber sicher wirkendes Gebot, dem sich der Einzelne, mitwirkend oder wenigstens seine Bedeutung anerkennend, unterstellt. Würden doch religiöse Gebote wie das „Vermehret Euch wie der Sand am Meere“, nicht entstanden sein, noch weniger anerkannt oder gar in ihrer Ablehnung weitgehend unter Strafsanktion gestellt worden sein, wenn nicht die Notwendigkeit einer solchen Vermehrung dem Lebensprozeß aller entsprochen hätte. Auch das Verbot der engeren oder weiteren Blutsverwandtenehe läßt sich entgegen allen anderen Annahmen nur durch den Zwang der Massenpsyche erklären, die auf eine weitgehende Blutmischung über die Familie hinaus Einfluß nehmen mußte, um alle gemeinsam der Förderung und Einreihung in den Strom der Evolution teilhaftig zu machen zum Vorteil der Allgemeinheit, die so nicht stecken bleibt, verhaftet in der Begrenztheit familiärer und Stammeseigenheiten. Im allgemeinen waren alle Heiligungen von Geboten und Verboten, sowie bis heute alle Strafeinrichtungen, alle Wertschätzungen, alle Feststellungen von „gut und böse“ dem Diktat der Massenpsyche anheimgegeben, ebenso wie alle religiösen und ethischen Vorschriften, die alle dem Fortschritt und der Wohlfahrt der Menschheit dienen sollten.

Daß die Massenpsyche bis auf den heutigen Tag nicht imstande war, alle Fragen der Menschheit zu einer glatten Lösung zu bringen, ist leicht verständlich. Daß sie oft über das wünschenswerte Ziel hinausschoß, ist uns bekannt. Daß sie ebenso wie die Psyche des Einzelnen in falsche und allgemein schädliche Richtungen laufen kann, liegt an dem Mangel des menschlichen Verstehens vom Sinn des Lebens im Strom der fördernden Evolution. Um nur ein Beispiel anzuführen neben den unzähligen Kriegen, die die Menschheit immer wieder in die Wüste führten, so war die Hexenverfolgung, nicht gar zu weit entfernt von unserer Zeit, eine Massenbewegung, die fast die ganze Menschheit ergriffen hatte. Mehr als eine Million gänzlich unschuldiger Mädchen und Frauen erlitten nach unsäglichen Qualen den Feuertod aus mannigfachen schäbigen Ursachen, unter denen sicherlich die schwerwiegendste war, die Niederhaltung der Frau, wie sie seit alten Zeiten massenpsychologisch bestand, in einem wütenden Aufbruch zugunsten des männlichen Prinzips zu verschärfen.

Die Frage ist, wann ist eine Massenbewegung gerechtfertigt, und wann ist sie schädlich? Wann ist sie Schulung der Menschheit zu höheren Zielen, und wann hindert sie den Aufstieg der Menschheit? Wann ist sie im Strom der Evolution, und wann schlägt sie die Menschheit zurück auf ein niederes Niveau?

Es muß zugegeben werden, daß diese Fragen manchmal strittig sein können. Ein ganz genaues Programm zur Beurteilung von politischen, religiösen und andern geistigen Strömungen hat niemand zur Hand. Vielleicht muß man auch in Rechnung setzen, daß die Menschheit, auf diese arme Erdkruste gesetzt, vorübergehend zu fehlerhaften Umwegen genötigt ist, unter dem Druck einer drängenden Not. Aber Einiges kann doch zur Klärung der Frage gesagt werden, ohne daß ein gerechtfertigter Widerspruch erhoben werden könnte.

Würden wir uns über den Sinn des Lebens, unabhängig davon, was der Einzelne darüber meint, einigen können, so wäre viel gewonnen. Jeder verstünde wenigstens, daß er körperlich und seelisch die Kosten bezahlen müßte, sobald er sich in größerem Widerspruch mit den ehernen Tatsachen befindet, die der Zwang des ewig sich erneuernden Lebens, der menschlichen Evolution, setzt. Ich habe mit aller Bescheidenheit in zwei Büchern versucht, dieser Aufgabe näher zu kommen. Das eine Buch trägt den Titel "What Life should mean to you“ (publ. by Little, Brown and Co), das andere, tiefer greifend, nennt sich „Über den Sinn des Lebens“, ist bis jetzt nur im Deutschen veröffentlicht (im Verlag Dr. Rolf Passer, Wien) und setzt sich mit den Fehlschlägen und ihren Folgen auseinander, wie sie notwendigerweise bei abwegigen Versuchen, gegen den Sinn des Lebens vorzugehen, eintreten müssen.

Aus diesen nahezu typischen Schädigungen des Einzelnen und der Masse läßt sich lernen, läßt sich auf eine unwiderstehliche Kraft schließen, die das Schicksal der Menschheit lenkt. Bleiben wir auf rein wissenschaftlichem Gebiet, bei aller Bewunderung der intuitiven Kraft der Masse, richtige Lebensregeln zu finden, die nahezu Ewigkeitswert haben, so richtet sich der Gedanke auf den Beginn des Lebens der Menschheit und des Einzelnen. In beiden Fällen finden wir, daß in der kraftvollen Anfangsstruktur eine Fähigkeit gegeben ist, sich zu einer aktiven Anpassung an den Sinn des Lebens zu entwickeln, sich durchzusetzen gegenüber der „gegenständlichen“ Außenwelt, sie vorteilhaft zu überwinden. Damit ist dem Leben des Einzelnen und der Gesamtheit ein weltenfernes Ziel gesetzt. Daß dem ursprünglichen menschlichen Leben, wie immer es entstanden sein mag, die Möglichkeit innewohnte auszudauern und auf eine höhere Stufe der Weltbeherrschung zu gelangen, zeigt der heutige Bestand der Menschheit. In der Keimzelle des gegenwärtigen Menschen aber ruht bereits die hochqualifizierte, evolutionär erworbene Fähigkeit, den errungenen Grad der besseren Fähigkeit zum Aufstieg festzuhalten und auszubauen. Viel lebendes Material ging endgültig verloren bei diesem Aufstieg. Immer jenes, das in einer fehlerhaften Richtung strebte. Was heute besteht, hat Aussicht auf weiteren Aufstieg, auf günstigere Überwindung der „gegenständlichen“ Außenwelt.

Masse und Einzelmensch tragen in sich diesen Zwang zur Evolution und die Fähigkeit dazu seit Bestehen des Lebens. Der Einzelmensch hat, dank des Geschenkes der Evolution, in seiner Denkkraft, die Möglichkeit einer Auswahl der Richtung seiner Entwicklung. Freilich ist die Wahlzeit auf die ersten 3 oder 4 Jahre seines Lebens beschränkt, in der sein Lebensstil, seine Gangart, seine Lebensrichtung soweit dauernd festgelegt wer-

den, daß sie nur durch spätere durchdringende Einsicht in etwaige Fehlerhaftigkeit geändert werden können. In der Massenpsyche kommen die Vorzüge und Nachteile der Einzelpsychen zutage, die in den vorhandenen Generationen materiell oder numerisch das Übergewicht haben. Die Einzelpsychen summieren sich nicht nach Maßgabe ihrer speziellen, individuellen Qualitäten, sondern in Hinblick auf Stellungnahme zum Strom der Evolution, bald gleichlaufend mit ihm, bald ihm widerstrebend, je nach den Vorzügen oder Nachteilen im Lebensstil der vorhandenen Generationen.

Und wieder taucht die Frage auf nach der günstigsten Richtung.

Als ich nach langen Forschungen und Überlegungen feststellte, daß der Lebensstil, in der frühen Kindheit erworben, in einer sozialen Anpassung an die soziale Struktur der näheren Umgebung mit verhältnismäßig unzulänglichen Mitteln, mittelst der schöpferischen Kraft des Kindes, unter dem evolutionären Zwang zur Überwindung entsteht, war ich um einen Schritt der Lösung näher gekommen. Ich erkannte, daß sich unser ganzer Lebensprozeß in jener Richtung abspielt, in der uns, jedem Einzelnen anders, die richtige Lösung unserer sozial gegebenen Beziehung zu den Aufgaben der Gemeinschaft zu liegen scheint. Mit andern Worten: die Meinung, welchen Weg wir einschlagen sollen, um unsre Fähigkeiten soweit auszugestalten, daß wir in den uns von der Gemeinschaft gestellten Fragen keine Niederlagen erleiden. Mit andern Worten: daß wir uns nicht „wertlos“, im Gefühl der Minderwertigkeit, ausgestoßen aus dem Strom der Evolution empfinden oder erkennen wollen.

So durchdringt die soziale Struktur unseres Lebens die durch die Evolution uns aufgezwungene Entwicklung und stellt uns mit dem in der Kindheit erworbenen Grad unseres Mittuns, größer oder kleiner geraten, den sozialen Problemen des Lebens, der Beziehung zu andern, der Arbeit, der Liebe gegenüber. Diese kindliche Stellungnahme wird stark durch die soziale Atmosphäre der Umgebung beeinflußt, die die sozialen Aufgaben des Lebens, oft tragisch verzerrt, dem Kind näher bringt. Es ist meist keine leichte Aufgabe für das Kind, seine Lebensrichtung dem Strom der Evolution näherzubringen, der den Zwang zur Gemeinschaft als den einzigen Weg zur Erhaltung und zur Förderung der Menschheit in uns gelegt hat. Aktivität und Gemeinschaftsgefühl, damit verbunden die soziale Struktur aller menschlichen Ausdrucksformen, tausendfach verschieden in Qualität und Quantität, sind die schöpferischen Leistungen des Kindes, selbständig und nicht nach kausalen Relationen geschaffen von ihm.

Aktivität in der Richtung des Gemeinschaftsgefühls ist daher die siegreiche Forderung der menschlichen Evolution. So wie die Umgebung des Kindes mehr oder weniger den Grad der Mitmenschlichkeit widerspiegelt, der aus der menschlichen Gemeinschaft auf sie einwirkt, sie beeinflußt, so wirkt sich der Grad der Kooperation innerhalb der Umgebung des Kindes in einer vom Kinde bestimmten Richtung aus, bestimmt nicht seine Lebensrichtung, verleitet es aber, sie in der ihm, nicht andern, günstigst scheinenden Richtung auszubauen.

Was wir demnach „gut“, „böse“, „wertvoll“ nennen, bestimmt sich nach der Nähe zum Strom der Evolution, wird vom Volke intuitiv zumeist

richtig erfaßt und kann nach den obigen Ausführungen der praktischen Vernunft und dem common sense unterstellt werden. Dieses intuitive Erfassen der Masse, in fast gleichmäßiger Weise zu beobachten, zeigt uns abermals die Massenpsyche als produktive Kraft. Es liegt in ihrer Auswirkung nicht bloß eine Feststellung für die Gegenwart, sondern weit darüber hinaus eine Feststellung sub specie aeternitatis, daß etwas gut, böse, wertvoll sei bis in alle Ewigkeit. Auch der historische Materialismus mit seiner Behauptung des menschlichen Geschehens entsprechend der Art und Weise, wie eine Masse auf Grund der ökonomischen Bedingungen seinen Lebensunterhalt erwirbt, hätte nur dann für eine ferne Zukunft Geltung, wenn alle möglichen Fehlschläge von Massenbewegungen sich selbst nach Opfern und unerhörten Qualen aufgelöst und revidiert haben würden. *Für jede Gegenwart aber* werden die ökonomischen Verhältnisse von jedem Einzelnen und von den Massen *je nach ihrem vorher erworbenen Lebensstil* reflektiert und beantwortet. Mag sein, daß die starke Betonung der Richtigkeit der materialistischen Geschichtsauffassung trotz aller Leugnungen den Elan ihrer Anhänger stark herabsetzt. Es kann heute nach den unwiderlegbaren Beweisen der Individualpsychologie nicht mehr übersehen werden, daß Menschen z. B., die in der Kindheit ihren Lebensstil in Anpassung an Verwöhnung aufgebaut haben, später im Leben alle Situationen, auch die ökonomischen, so auffassen werden, daß sie sich unter allen Umständen eine durch andere geschaffene, erleichterte Situation herbeiwünschen. Gleichgültig, welcher Strömung immer sie sich anschließen, einer religiösen oder politischen oder kulturellen, erwarten sie alles von den anderen, meist von einem Führer, der für sie denkt, schafft, die Verantwortung übernimmt und ihnen gestattet, sich an ihn anzulehnen. Zeigt er ihnen die Möglichkeit günstigerer Positionen, wenn auch gegen das Ziel der Höherzüchtung der Menschheit gerichtet, so werden sie ihm begeistert folgen, selbst wenn der common sense dagegen spricht.

Ich habe, um ein anderes Beispiel zu zeigen, nachgewiesen, daß sich jedes erstgeborene Kind an seine eigenartige Situation anpaßt, die keinem andern Kind derselben Familie zukommt. Es ist eine Zeitlang ein einziges Kind und wird nach einer Weile meist von einem andern Kind aus seiner Einzigkeit entthront. Was immer später im Leben solcher Erstgeborenen sich ereignet, sie folgen stets „dem Gesetze, nach dem sie angetreten“ sind. Wo immer sie stehen, werden sie immer mehr als die andern die Macht zu schätzen wissen und immer mehr die Entthronung fürchten. Selbst das Wohl der Allgemeinheit wird ihnen abhängig erscheinen von der Macht des Einzelnen. Daß daraus Weltanschauungen entspringen, unterliegt keinem Zweifel, ebensowenig, daß sie auf mehr oder weniger Gleichgerichtete anziehend wirken und zu Massenströmungen Anlaß geben können. Auch die Entwicklung der Kunst unterliegt solchen und anderen Strömungen, da der Künstler sein Stück auf der Bühne des Lebens und für die Bühne des Lebens spielen muß.

Im ganzen Ablauf der menschlichen Entwicklung, die unter Opferung der Widerstrebenden nach aufwärts und zum Wohl der Allgemeinheit führt, geht die Strömung über unhaltbare Lebenshaltungen hinweg zum

aktiven Ausgleich, körperlich und geistig, mit den kosmischen Einflüssen. Das für jeden Einzelnen darin zu erwerbende Wertgefühl steht im Einklang mit den Meinungen vom Sinn des Lebens, das jeder, ohne es verstanden oder überprüft zu haben, in naiver Weise aus der ersten Kindheitsperiode weiterspinnt. Diese stets individuelle Meinung vom „Sinn des Lebens" liegt allem Wertstreben zugrunde, dem der Einzelne und die Masse unaufhaltbar folgen muß. Wie einer sich wertvoll vorkommt, dies bestimmt seine Entscheidungen und Stellungnahmen in jeder Frage seines Lebens. Es bestimmt auch seine Stellungnahme zu Massenbewegungen und Massenanschauungen. Man kann da deutlich beobachten, wie der Einzelne zur Masse steht, und wie die Massenanschauung auf den Einzelnen einwirkt. Ich habe nachgewiesen, wie leicht ein weniger aktives, verwöhntes Kind, mit geringem Gemeinschaftsgefühl und einem geringen Grad der Fähigkeit zur Mitarbeit ausgestattet, vor den Fragen des Lebens, die Mitarbeit erfordern (Gemeinschaft, Beruf, Liebe) erschrickt. Die Schockwirkungen gestalten seine Neurose. Da waren es lange Zeit die Symptome der Hysterie, die das Staunen der gelehrten Welt und der Laien hervorriefen. Allmählich kamen diese Formen in Verruf. Hysterie galt geradezu als Schimpfwort. Und als sich gar, wenn auch ungerechtfertigter Weise die Meinung verbreitete, daß die hysterischen Symptome Ausbrüche sexueller Gereiztheit seien, da verschwanden sie fast ganz von der Bildfläche der ärztlichen Klinik und wurden durch andere Formen von Nervosität ersetzt.

Die Massenpsychologie muß sicherlich unter dem gleichen Gesichtspunkt gesehen werden wie die Psychologie des Einzelnen, denn in ihr fließen die Sehnsüchte der Einzelnen zusammen. In erster Linie ist deshalb das durch die Wucht der Evolution geforderte Streben nach Überwindung einer Minussituation ins Auge zu fassen. Dies vorausgesetzt, kommen wir zu dem durch die Erfahrung festbegründeten Urteil, daß wie beim Einzelnen so auch bei der Masse das Streben nach Überwindung eine Unzahl von Fehlschlägen aufweisen kann. Es ist anzunehmen, daß es im Sinne der Evolution der Menschheit, gleich einer mathematischen Aufgabe, nur einen einzigen richtigen Weg gibt zur idealen Lösung der kosmisch und sozial gegebenen Aufgaben des Lebens. Leider ist niemand im Besitze der lösenden Formel. Es scheint aber, daß sich bisher die individualpsychologische Weltanschauung dieser Formel näher befindet als andere. Vielleicht wirkt folgendes Beispiel überzeugend: Die Entwicklung unsres gesellschaftlichen Lebens geht seit 2000 Jahren in die Richtung der Gleichberechtigung der Geschlechter. Die Unterordnung der Frau war durch die Erfindung des Krieges gegeben, infolge der Höherschätzung körperlicher Kaft und Ausdauer. Die daraus entspringende Massenbewegung und Weltanschauung war durchaus zuungunsten der Frau, dauert bis heute an wegen der Unfähigkeit der Menschheit, den Kriegen ein Ende zu setzen, wirkt sich stärker aus in kriegslüsternen Ländern unter allerhand unhaltbaren Forderungen wie der, daß des vollen Rechtes nur teilhaftig sein soll, wer Waffen tragen kann. Die Höherentwicklung der Technik, der Wissenschaft, sicher auch der Liebe,

förderte aber unaufhörlich den Aufschwung der Frau und ihre Teilnahme am öffentlichen Leben. Diese beiden Gegenströmungen verursachten viel Unheil im persönlichen und sozialen Leben der menschlichen Gesellschaft. Und stets, wenn die Rechte der Frau stärker zum Ausdruck kamen, stellte sich ihnen die privilegierte männliche Weltanschauung in den Weg. Unter den blutigen und verwerflichsten Versuchen, die Frau in ihre untergeordnete Stellung zurückzuwerfen, stehen die 300 Jahre der Hexenverbrennung, die mehr als einer Million unschuldiger Frauen unter den schrecklichsten Qualen das Leben kostete, die erste Stelle ein. Dem Verstehenden nicht überraschend, und wie ein Wegweiser in unsre Zeit, schwenkten die Universitäten mit ihren Professoren am sichersten ein und lieferten „gelehrte Beweise" für die Hexenkünste der Frauen. Es klingt natürlich kindisch heute zu betonen, daß uns bei richtigerem Verständnis der unausweichlichen Entwicklungslinie der Menschheit diese unerhört schreckliche Periode, die 300 Jahre währte, erspart geblieben wäre, das heißt: bei stärkerer Entwicklung des Gemeinschaftsgefühls. Aber eines sollte der Menschheit in Betrachtung dieser und anderer Schändlichkeiten klar werden, daß uns *nur die Erziehung des Kindes zur Mitmenschlichkeit* über Fehlschläge der Masse hinweghelfen kann, dass sie nur vermieden werden können, wenn die Schulung des Kindes es dem Strom der Evolution näher bringt, näher zur Wohlfahrt und zur Höherentwicklung der gesamten Menschheit. Denn sonst bleiben Massenbewegungen und Massenpsyche stets darein verwickelt, sich zusammenzufinden zur Befriedigung verfehlter, persönlicher, aus einem fehlerhaften Lebensstil entsprungenen Gelüste.

Aber auch alle diese in tausenden von Opfern verfallenen Massenbewegungen entsprachen einer Massenpsyche, die dem Einzelnen und der Masse ein höheres Wertgefühl vorspiegelte, sie dem Gefühl der Wertlosigkeit zu entreißen schien und regelmäßig ihr Wertgefühl aus der Wertlosigkeit anderer bezog, zu der sie diese andern verdammen wollte. Es ist in der Massenpsyche das gleiche öde Spiel wie beim Einzelnen, wenn er fehlgeht, und wenn seine Fähigkeit zur Kooperation in der Kindheit nicht entwickelt wurde. Er sucht sein Wertgefühl immer abseits vom Wohl der Allgemeinheit und betrügt sich und läßt sich gerne betrügen durch Redensarten, Phrasen und Gleichnissen, abseits vom Common sense auf den Wegen einer „privaten Intelligenz".

In den großen und kleinen religiösen Strömungen pochte immer unbeirrbar, wie in den großen Leistungen der Philosophie, der Wissenschaft, der Kunst und staatsmännischer Weisheit das Herz der Menschheit, deutlich vernehmbar nur jenen, deren Sinn auf die Hebung des Menschengeschlechtes gerichtet war. Sie alle, ob sie zur Wahrheit durchdringen wollten oder das Denken, das Fühlen, das Sehen und Hören der Menschheit zu veredeln suchten, tragen in ihrem letzten idealen Ziel tief eingeprägt, wissend oder unwissend, die erhabenste Ausprägung menschlicher Größe, das „Liebe deinen Nächsten". Ob es der Einzelne ist, von dieser Erhabenheit erfaßt, eine Gruppe, ein Volk, eine Nation, ein Staat, sie alle umschließt und eint der tragende Gedanke: ihren Wert und ihr Wertgefühl zu suchen in ihren Beiträgen zum Wohl der gesamten Mensch-

heit. Kein Leiden, keine Unterdrückung konnte sie aus dieser Welt verbannen, die ausschließlich die ihre ist. Denn sie haben den unsterblichen Geist ihrer Ahnen in sich aufgenommen und tragen ihn weiter in die Unsterblichkeit. Nur sie allein, als Einzelne und als Masse, besitzen den Aufschwung zu weiteren Taten und Gedanken, der die Menschheit nach oben führt. Denn sie allein fühlen sich richtig eingebettet in das große Geschehen der Evolution und verlieren nicht den Mut zum Bekenntnis und zur Tat, sich aller Errungenschaften zu freuen und vor Schwierigkeiten nicht zurückzuschrecken.

Da nun Massenbewegungen immer dem Lebensstil entspringen, von ihm aufgenommen werden, der in einer oder zwei Generationen vorwiegt, so ist es für den Forscher auf dem Gebiete der Massenpsychologie unumgänglich, sich mit den Tatsachen vertraut zu machen, die dem Aufbau des Lebensstils zugrunde liegen. Heredität und Eindrücke der Umwelt sind nur die Bausteine, die das Kind benützt, um aus ihnen seine Persönlichkeit zu formen, die bis ans Lebensende anhält und nur geändert werden kann, wenn das Individuum den Irrtum im Gebrauch seiner Heredität und in der Verwendung seiner Umweltseinflüsse völlig erkennt. Diese Erkenntnis ist auch nötig, wenn eine Massenbewegung fehlgegangen ist. Nur daß sie dann sich ändert oder zum Stillstand kommt, sobald durchdringt, was bei Fehlschlägen durchdringen muß, daß auf dem falschen Weg ein Wertgefühl nicht zu erlangen ist, oder, was dasselbe bedeutet, daß eine Erlösung aus dem Gefühle der Wertlosigkeit nur auf einem andern Weg zu erlangen ist. Wer also unrichtige Massenbewegungen zum Stillstand bringen will, muß imstande sein klar nachzuweisen, daß das Gefühl der Wertlosigkeit nur auf einem andern Weg behoben werden kann.

Das ideale Ziel der Evolution ist — Idee, und kann nur auf spekulativem Wege erfaßt werden. Um wirksam im Leben zu werden, muß es ins Irdische übersetzt, je nach den Zeitumständen konkret gefaßt werden. Dies geschieht regelmäßig im frühesten Kindesalter, in der plastischesten Zeit der Entwicklung, in der das Kind eine einheitliche Lösung sucht in aktiver Anpassung an seine Erlebnisse und in deren individueller Ausgestaltung. Seine Lösungsversuche gehen auch weiterhin in dieselbe Richtung.

Es ist viel Unberechenbares in der Auswahl des Kindes, wie es aus Erlebnissen zu Zielrichtungen gelangt. Immerhin gibt uns die Erfahrung Fingerzeige und Möglichkeiten zu einer Berechnung statistischer Wahrscheinlichkeiten. Deshalb können wir gewisse Eindrücke in der Kindheit als maßgebend, nicht als „ursächlich" für den Aufbau seines Lebensstiles erkennen, weil wir ihre Spuren und Folgen bis ins späte Alter verfolgen können. Wenn z. B. ein Kind frühzeitig Ungerechtigkeiten in seiner Umgebung erfährt, fühlt und erkennt, die wie eine unfreundliche Einladung ins Leben erscheinen, so kann es sich der Feindlichkeit des Lebens bewußt werden, vielleicht ohne es in Worte noch kleiden zu können. Seine Unsicherheit kann steigen, und es wird in dieser Unsicherheit zu dem bestehenden Faktum Ungerechtigkeit Stellung nehmen müssen. Welche Stellung das Kind dazu einnimmt, sich lieber selbst der Position

des Ungerechten zu bemächtigen oder gegen Ungerechtigkeiten sich aufzulehnen, — und dazwischen liegen hundert verschiedene Möglichkeiten, — kann nicht vorausgesagt werden, sondern nur später erkannt werden. Nur wenn das Kind bereits zum Gemeinschaftsgefühl erwacht ist, kann man mit Sicherheit erwarten, daß es Ungerechtigkeiten als wertlos und drückend erfassen wird, wo immer es sie später beobachten kann. In der Masse kommt immer der Lebensstil der vereinigten Einzelnen zum Ausdruck, bald in Auflehnung dagegen, bald in Duldung und Verübung.

Ebenso ist es sicher, daß Kinder, die in früher Zeit den Krieg erlebt haben, — spätere Einführungen in die Kriegsgeschichte in welcher Haltung immer ändern nichts mehr an seiner Haltung, — auf dieses Faktum in der Weise reagieren werden, je nachdem ihr menschlicher Kontakt und ihr Gemeinschaftsgefühl besser oder schlechter entwickelt ist. Allen denen, die sich auf dem Weg menschlicher Kooperation befinden, wird der Krieg als abscheulich und unmenschlich erscheinen. Wächst eine Generation oder ein Teil derselben ohne genügendes Gemeinschaftsgefühl heran, so daß ihnen ihr persönliches Interesse mehr am Herzen liegt als das allgemeine Wohl, dann kann ihnen der Krieg als gerechtfertigtes Mittel erscheinen, persönliche und eigennützige Interessen zu befriedigen.

Wenn man große Zeitläufte überblickt, so kommt man zu dem Schlusse, daß alle Massenbewegungen nur dann dauernden Erfolg haben konnten, wenn sie im Sinne der Evolution abliefen. Andererseits kamen sie immer in Widerspruch mit den von der Evolution geschaffenen Tatsachen. Weitere Kämpfe, Niederlagen und Vernichtung bewiesen ihre Unhaltbarkeit im Strome der Zeit.

Unsere individualpsychologischen Erfahrungen lassen demnach die Folgerung zu, daß in jeder Generation der ungefähr gleiche Lebensstil der aktiveren Gruppe als Massenpsyche zum Vorschein kommt. Dies gilt für alle Strömungen des sozialen Lebens, für Kunst ebensowohl als für Politik und Weltanschauung. Dieser Lebensstil ist in den ersten drei Jahren der Kindheit völlig entwickelt und kann nur auf wissenschaftliche Art gebessert werden. In der Massenpsyche einer Generation spiegeln sich die Eindrücke des sozialen Lebens in der Kindheit in positivem oder negativem Sinne. Das Ausmaß des kultivierten, gesteigerten oder beschränkten Gemeinschaftsgefühls gibt den Ausschlag für die Richtung der Massenbewegung. Der weniger aktive Teil der Generation wird entweder überrannt oder geht als Mitläufer mit, bis eine andere Massenbewegung ihn aufnimmt. Das Urteil, bestätigend oder verdammend, spricht die unüberwindliche Macht der menschlichen Evolution, die, soweit menschliche Einsicht widerspruchslos zeigt, zur Erhaltung der Menschheit, zur Erfüllung des Sinnes des Lebens rücksichtslos das Wohl der Allgemeinheit verlangt.

Der Sinn in den Kindheitserinnerungen.*)

Von Dr. med. FRANZ PLEWA, Wien.

Gewissen Kritikern der Individualpsychologie ist eines gemeinsam: sie kennen die Lehre *Alfred Adlers* weder in Theorie noch Praxis und wir schenken ihnen nur so viel Beachtung, wie man auch Mücken, die gegen ein starkes, ruhiges Licht anschwärmen, mit der Hand abwehrt, wenn ihr Sirren allzu lästig die Aufbauarbeit stören will. Wir wissen ganz genau, daß wir sie nicht belehren können, da ihre witzelnde Nörgelei ihrem sterilen Lebensstil gemäß sein muß. Es nimmt nicht Wunder, wenn sie gegen *Adler* losziehen, dessen Erkenntnisse aus der Kulturgeschichte der Menschheit nicht mehr wegzudenken sind. Sie fürchten sehr wohl, daß der mystische Schein, der mit krausen Formeln Geist vortäuschen soll, durch die Individualpsychologie schonungslos sich in blauen Dunst auflöst. Philistertum mag als Hochmut empfinden, daß der schöpferischen Kraft *Adlers* der Beweis gelungen ist: selbst aus einem Bruchstück des Seelenlebens, wie es etwa die Kindheitserinnerungen sind, erstehe uns die ganze Persönlichkeit eines Individuums. Gerade die weiter unten zitierte Kindheitserinnerung, die *Werner v. Siemens* an den Anfang seiner Lebensgeschichte stellt, zeigt, wie ein für die Menschheit fruchtbarer Geist ihre wesentliche Bedeutung als Ausdruck seiner gesamten Persönlichkeitseinstellung erfaßte. Manche Kritiker aber und ihre Auslassungen sind von vornherein eine Totgeburt für die Gemeinschaft, weil ihnen niemals der Sinn des Einzelmenschen, der Sinn der Individualpsychologie und der Sinn des Lebens für den Weg des Kosmos zur Vollkommenheit auch nur aufdämmern kann.

Nach dem Sinn eines seelischen Ausdruckes zu fragen, hat nur dann Berechtigung, wenn man sich ganz und völlig auf die individualpsychologische Grundanschauung von der Einheit der Person stellt und ihrer zielstrebigen Beziehung zu der Gemeinschaft in universellem Hinblick. Seelische Vorgänge losgetrennt vom Individuum zu betrachten, sie sozusagen als selbsttätige Teile anzusehen, die eine Art Willkürherrschaft über den Menschen ausüben, führt höchstens dazu, die Psyche in abstruse Theorien zu zwängen und sich selbst in ein Labyrinth mehr minder geistreicher Vermutungen der eigenen Gedankenwelt zu verlieren. Von dieser unserer Anschauung heraus scheint es zunächst ebenfalls ungerechtfertigt, wenn man ein besonderes Gebiet der Seelenkunde herausgreift und durch eine Abhandlung scheinbar mehr in den Vordergrund rückt, weil leicht der Eindruck entstehen könnte, man gäbe ihm eine Wichtigkeit über den Rahmen des Gebührlichen und zerstöre damit die einheitliche Auffassung der Gesamtpersönlichkeit. Aber auch bei einer Maschine, wo man zumeist nur die Gesamtarbeit und Leistung ins Auge faßt, beobachtet man manchmal ein Rad oder eine Schraube bei ihrer Arbeit und erforscht, wie

*) Vortrag, gehalten im Verein für Individualpsychologie, Wien.

sie sich in das Getriebe einfügen, bzw. welcher Anteil ihnen an dem Effekt zukommt. Doch erhalten sie ebenfalls erst Sinn und Bedeutung durch ihren Einbau und die Notwendigkeit für die Funktion des Gesamtwerkes. Hat man sie einzeln, ohne Zusammenhang mit der Maschine vor sich, so bedeuten sie nur mehr oder weniger eigenartig geformte Metallstücke, die vieldeutigen Schlüssen zugänglich sind, je nach der Phantasie des Betrachters, wenngleich der Kundige aus ihrer Form manchen richtigen Hinweis auf ihre Verwendbarkeit erhalten kann, weil er sofort im Geiste sich die ganze dazugehörige Maschine vorstellt, ja vielfach ist ihm sogar möglich, das Arbeiten der Maschine zumindest im allgemeinen zu erkennen. Nun dürfen wir freilich den Vergleich mit einer Maschine nicht allzuweit fortführen, immerhin aber doch noch so weit, als auch beim Menschen ebenso wie bei der Maschine die Leistung entscheidet, die nach außen sichtbare Wirkung, und daraus geschlossen werden kann, ob die Funktion für die Gesamtheit richtig oder unrichtig ist. Bei der Maschine ist es aber so, daß sie an sich schon von außen her zu einem bestimmten Ziel gebaut wurde und, falls die Arbeit nicht entsprechend ist, oft nur einzelnes umgeändert werden muß. Anders ist dies beim Menschen. Er schafft in sich selbst sein Ziel und seinen Zweck. Und alle seine seelischen Vorgänge sind von diesem seinem ganz persönlichen Ziel aus gesehen richtig und sinnvoll. Für ihn als Individuum erscheinen seine psychischen Ausdrucksformen als in richtiger Arbeit. Nur wenn man dann zusieht, wie dieser Mensch in seiner Beziehung zur Welt und ihren Aufgaben sich bewegt, kann man erkennen und auch behaupten, sein seelischer Apparat arbeite zur Gemeinschaft richtig oder unrichtig, seine Funktion sei zu ihr sinnvoll oder sinnlos, je nachdem, ob sie etwas zur Förderung der Gemeinschaft beitrage oder nicht. Aber in einem Falle, wo wir den Lebensaufbau als fehlerhaft erkannt haben, dürfen wir nun nicht glauben, es seien — um bei dem Vergleich mit der Maschine zu bleiben — etwa bloß einzelne Teile schlecht in dem Getriebe und nur sie seien umzuarbeiten. Denn, wie ich gerade erwähnte, der Mensch schuf sich einen Selbstzweck und formte sich dementsprechend sinnvoll für sich sein seelisches Leben. Dieser Zweck aber erweist sich von der Perspektive der absoluten Wahrheit der Gemeinschaft als unrichtig, nicht die Einzelheiten des seelischen Aufbaues zur Erreichung des individuellen Zweckes. Ich nahm auch nur den Vergleich mit der Maschine, um zu sagen, daß wir wohl besondere Gebiete der Psyche näher beleuchten dürfen, ohne fürchten zu müssen, abwegig zu werden, solange wir nicht die Einheit der Person damit aus dem Auge verlieren.

Es gehört zu den frühesten Erkenntnissen der Individualpsychologie, daß das Ziel eines Menschen in den ersten Kindheitsjahren festgelegt ist und damit auch die Bewegungsrichtung fix verankert wird. Der ganze Prozeß wickelt sich also vor der Zeit des logischen Denkens ab, er steht unter dem bestimmenden Einfluß von der unbegrifflichen Meinung des Kindes von sich und seiner Welt, bzw. deren Einstellung zu ihm. Es geht sicherlich vorher ein suchendes Austasten, ein Forschen nach dem Weg des geringsten Widerstandes, ein Ausprobieren der günstigsten Umstände

für den möglichst größten persönlichen Gewinn. Inwieweit es dabei der Außenwelt, also der Gemeinschaft gelingt, dieses Kind für die Mitarbeit zu gewinnen, hängt wohl nur teilweise von ihrer Einstellung ab, aber die persönliche Auffassung, die Meinung des Kindes, nehmen den überwiegenden Anteil daran. Glaubt nun das Kind, meist durch den Erfolg mit einer bestimmten Bewegung ermutigt, dieses sei für sein Streben das Richtige, klammert es sich daran und trachtet, sie durch alle möglichen gemachten Erfahrungen zu sichern. Es greift ein Erlebnis, einen Eindruck heraus, arbeitet sie insoferne um, als es das Störende eliminiert, und gräbt gewissermaßen wie in eine Gesetzestafel dieses Erlebnis, diesen Eindruck in seine Seele. Sie sind dann die erste festgenagelte Sicherung für die Berechtigung seiner seelischen Dynamik. Immer mehr solcher Stützen sucht es, hält es fest, die natürlich alle von der gleichen Tendenz getragen sind, nämlich wertvoll die Leitlinie zu fördern. Alle anderen Eindrücke werden entweder schöpferisch umgestaltet oder einfach vergessen. *Adler* spricht einmal davon, daß die Erlebnisse gewissermaßen aufgefressen und verdaut werden, damit sie sich hineinfügen in die allgemeine Lebenstendenz des Menschen. Also schon die erste festgehaltene Lebenserinnerung enthält keine objektive Wahrheit, sondern ist subjektiv gefärbt und modelliert worden, sie ist bereits Tendenz. Man könnte fast an eine Art Menetekel denken, das mit seinem Zeichen dem Menschen eine bestimmte, und zwar von ihm bestimmte Richtung weist.

Daher kommt dieser ersten Erinnerung eine ganz besondere Bedeutung zu, weil in ihr komprimiert, die gesamte Lebensauffassung des Menschen, seine Apperzeption von den Problemen, seine seelische Dynamik usw. sein müssen. Vielfach kann man aus ihr Schlüsse auf die vorhergegangenen Erlebnisse machen, die zu einer solchen Tendenz führten, Tragödien, Hemmungen, Förderungen, in weiterem Durchdenken auch Charakterzüge. In ihr ist das Schicksal des Menschen vorgezeichnet, ob er im Leben bestehen kann, ob sein Lebensstil tragfähig aufgebaut wurde, oder ob seine Lebenskette ein schwaches Glied aufweist, das einer entsprechenden Belastung dann nicht mehr standhält. Und schließlich ist jede Kette nur so stark als ihr schwächstes Glied. Es braucht uns daher nicht Wunder zu nehmen, wenn wir so häufig in der Situation des Ausbruches der Neurose eine Wiederholung der ersten Kindheitserinnerung sehen. Solche Erinnerungen sind dann gewöhnlich warnende Zeichen für den Menschen gewesen, bedeuten Niederlagen, denen er künftighin ausweichen will. Überhaupt weist uns dies auf ein eigentümliches Verhalten des Gedächtnisses hin. Vielleicht geht nichts von den Erlebnissen eines Menschen in ihm verloren. Nur daß er zeitweise einzelnes aus seinem Bewußtsein verschwinden läßt, weil er es für die augenblickliche Lage nicht verwenden kann. Da er in seiner Unsicherheit in einer gegebenen Situation sich und seine Beziehung zu ihr nur allegorisch, mit einem „als ob“ begreifen kann, vergleicht er sie mit einem weit zurückliegenden Geschehen, bei dem er ein bestimmtes Verhalten eingenommen hat, um als Sieger hervorzugehen. Daher scheint es vielleicht verständlich, daß Erinnerungen nicht selten wechseln, oft ganz vergessen werden, vor gewissen neuen Problemen längst vergessen gemeinte wieder auftauchen. Immer

läßt sich aber, wenn man einmal die Allegorie einer Erinnerung erkannt hat, die Parallele zwischen dem augenblicklichen Verhalten des Menschen und der dabei produzierten Erinnerung erkennen. Die erste Kindheitserinnerung aber gibt zumeist schon die allgemeine Lebenstendenz wieder.

So kam ein etwa 29jähriger Musiker wegen Klavierspielerkrampfes in die Behandlung. Der Ausbruch des Leidens war vor etwa 10 Jahren. Damals sagte ihm sein Klavierprofessor, daß er ihn für das kommende Jahr zu einem Solokonzert im großen Musikvereinssaal vorgeschlagen habe. In der Nacht trat dann das Leiden auf, das trotz den verschiedensten Behandlungen, darunter auch seelischen Beeinflussungen, nicht weichen wollte. Seine älteste Erinnerung war: „In dem Kloster, wo er mit seinen Brüdern erzogen wurde, fand eine Theateraufführung statt und er sollte eine Solostelle vorführen, genierte sich aber wahnsinnig vor dem Publikum.“ Vergleichen wir die Lebenssituation des Patienten, als seine Krankheit einsetzte, mit dieser Erinnerung, so sieht es fast so aus, als ob er sich selbst zitiert hätte. Wir dürfen die berechtigte Vermutung haben, daß er dem Konzert trotz seinen gegenteiligen Versicherungen ausweichen wollte. Wir haben einen entmutigten Menschen vor uns, der ein Problem zu schwierig empfindet und dabei die Blamage einer Niederlage nicht auf sich nehmen will. In der Behandlung nun galt es, die Wurzeln der Entmutigung aufzudecken, die wir vermuten können, da in der Erinnerung auch die Brüder erwähnt sind. Patient, ein Jüngster, stand während seines ganzen Lebens im Schatten seiner älteren Brüder, wobei namentlich seine Vorstellung von dem Ältesten, der ebenfalls Musik betrieb, außerordentlich hemmend auf eine günstige Entwicklung des Patienten wirkte. Da der Bruder die Musik aber nur als Zeitvertreib ausübte, weil er eigentlich studierte und Techniker werden wollte, unser Patient aber die Musik als Beruf erwählt hatte, konnte in ihm leicht der Glaube entstehen, sein Bruder sei talentierter: Er hatte ja mehr zu leisten und erreichte sozusagen spielerisch in der Musik fast ebensoviel wie der Patient. Außerdem betrachtete es der Bruder als seine Aufgabe, dem andern immer die Stellungen zu verschaffen. Unser Patient kam daher kaum je in die Lage zu sehen, daß er mit seiner Musik wirklich selbständig werden könnte. Andererseits aber schien ihm die Musik das geeignete Mittel, über seine Brüder hinauszukommen, im späteren Leben über alle Menschen. Dieser Bruder spielte nun auch beim Beginn der Neurose eine Rolle. Er hatte eine Erfindung gemacht, aber durch Unachtsamkeit ging die materielle Auswertung derselben bald verloren. Er beschloß, ebenfalls Berufsmusiker zu werden, und zwar gerade zu der Zeit, als Patient von seinem Auftreten als Solist erfuhr. Nun müssen wir uns diesen Menschen vorstellen, der auf demselben Wege wie seine Brüder nie geglaubt hatte, ihre Titanengröße übertrumpfen zu können, der aber in der Musik die Möglichkeit einer besonderen Stellung sah. Und nun kommt der Bruder, der Riese, als Konkurrent auf der Linie des Patienten. Was blieb ihm in seiner ganz irrigen Lebensauffassung übrig, als von vornherein den Kampf aufzugeben? Wie sehr der Bruder tatsächlich als Hindernis empfunden wurde, erhellt eine kleine Episode. Während seiner Krankheit saß Patient einmal im Kaffeehaus und ganz spontan kam ihm der Gedanke: „Mein

Bruder ist mir Wurst!“ An diesem Tage war wie durch ein Wunder der Klavierspielerkrampf verschwunden, er konnte wieder für ein paar Stunden spielen. Es ist natürlich klar, daß vor allem seine irrige hohe Meinung von dem Bruder abgebaut werden mußte und sein überspitzter Drang, als Virtuose die gesamte Welt in staunende Bewunderung zu versetzen. Dadurch gelang es auch, ihn zur Einsicht in seine verfehlte Lebensauffassung zu bringen und durch ständige Ermutigung arbeitsfähig zu machen. Zuerst tat er dies noch aus einem gewissen Trotz gegen den Bruder heraus, gelöst aber wurde seine Spannung, die der Ausdruck seines Rivalitätskampfes mit dem Bruder war, in dem Augenblicke, als er zu mir mit der Bemerkung kam: „Ich glaube, Herr Doktor, mein Bruder hat es auch nicht leicht gehabt.“ Damit bekundete er sein Verständnis für ein wesentliches Moment in der Beziehung zur Gemeinschaft, nämlich, daß wir alle irrende und suchende Menschen sind, die ihre Schwierigkeiten nur in gemeinsamer Arbeit mit den anderen und für die anderen überwinden können.

Es könnte nun hier die Frage aufgeworfen werden, warum der Patient nicht gleich in der Kindheitserinnerung das Problem: Ich kann nicht soviel wie mein Bruder aufscheinen ließ. Das durfte er sich aber nicht sagen, weil er sonst vor seinem eigenen Persönlichkeitswahn hätte kapitulieren müssen. Sein Ehrgeiz hätte das aber nicht vertragen. Die begriffliche oder bildliche Fassung seines Lebensstils durfte nicht die unverstandene Angst klar heraussagen: Ich messe mich an dem Bruder und finde mich kleiner. Er wollte sich aber nicht kleiner sehen, sondern warnte sich nur, es gäbe Situationen, vor denen man ausweichen müsse. Er fand es leichter, sich vor Niederlagen zu sichern, indem er bestimmte Aufgaben, wie z. B. als Solist aufzutreten, überhaupt nicht löste. Die Kindheitserinnerung gibt auch keinen Hinweis, ob er damals seine Angst überwunden hatte. Und hier möchte ich auf ein Charakteristikum der Neurose und im allgemeinen auch der neurotischen Festlegung des Lebensstils in den Erinnerungen aufmerksam machen: Es fehlt der positive Endpunkt, es wird ein Stehenbleiben auf dem Wege vorgeführt. Wie der Neurotiker gerne mit Gefühlen operiert, so ist auch in dieser Erinnerung sein Gefühl betont, das er vor dem Auftreten hatte. Ohne Schwierigkeit können wir auch herauskristallisieren, wie er sich sein wirkliches Ziel, den Schutz seines persönlichen Wertes vorstellt: Ich bleibe vorher stehen. Mit seinem Klavierspielerkrampf handelte er getreu nach diesem Motto. Betont sei wieder, daß der Sinn der Kindheitserinnerung nur aus dem betreffenden Menschen heraus verstanden werden kann. Er enthält für ihn das Symbol, wie er das Leben sieht und wie er sich ihm unter möglichstem Schutze seiner Persönlichkeit nähert. Von der objektiven Warte aus gesehen kann dann natürlich der Wert der Erinnerung hinfällig, ja vielfach sogar lächerlich erscheinen.

Manchmal müssen wir auch imstande sein, jeden einzelnen Teil einer Erinnerung zu deuten, er mag dabei sehr geringfügig erscheinen. Aber wenn wir uns vor Augen halten, daß hier in wenigen Sätzen eine ganze Lebensauffassung vorgeführt wird, so wird jede Einzelheit oft sehr bedeutungsvoll. Es sei vielleicht auch noch hingewiesen, daß gerade aus

dieser starken Zusammenballung, die eine Kindheitserinnerung besitzt, sie in ihren verschiedensten Deutungsmöglichkeiten für diesen einen Menschen Wert gewinnen. Betrachten wir da die Erinnerung eines jungen Mannes, der an schwerer Gesellschaftsflucht und Angstneurose litt. „Seine Mutter bringt ihn in den Kindergarten, er wird der Leiterin vorgestellt, sieht wie die Kinder im Kreis gehen, wobei jedes Kind die Hände auf den Schultern des anderen Kindes hat. Er wird dann eingereiht, seine Mutter schaut eine Weile zu und geht fort. Am Abend hatte er große Angst, zu spät nach Hause zu kommen. Die ganze Zeit über quälte ihn ein unangenehmes Gefühl.“ Aus dieser Erzählung können wir wohl auf eine starke Verwöhnung durch die Mutter schließen. Er wagt nicht, ohne Hilfe einer anderen Person in ein anderes Milieu zu gehen. Hier wäre vielleicht ein Einwand möglich, es sei doch selbstverständlich, daß die Mutter ein kleines Kind in den Kindergarten begleite, und hier also nur eine ganz allgemein gültige Tatsache erwähnt worden. Dem läßt sich aber entgegenhalten, daß ja jede Erinnerung dem Lebensstil angepaßt ist, und wenn hier die Begleitung der Mutter betont wird, wir dem eine besondere Bedeutung unterlegen müssen. Er hätte genau so gut als Erinnerung etwa produzieren können, wie er einmal allein in den Kindergarten ging, oder die Mutter hätte ausgeschaltet sein können. Wir wissen aus Erfahrung, daß oft in einer Erinnerung nur eine Geringfügigkeit haften bleibt, die eben diesem Menschen brauchbar erschien. Hier ist jedenfalls die Mutter, die ihn begleitet. „Er wird der Leiterin vorgestellt.“ Die Situation zeigt, daß er in ein besonderes Licht gerückt wird, er ist augenblicklich die Hauptfigur für die Leiterin; andrerseits — und das scheint mir jetzt wichtig — „vorstellen“ heißt auch, man lernt jemanden kennen, man wird auf seinen Wert geprüft. Das ist nicht immer angenehm. Er ist sicherlich ein Mensch, der es unangenehm empfindet, wenn man ihn kennen lernen soll.

Er mag Angst haben, man könnte ihm auf etwas daraufkommen, das er gerne verbergen möchte. Und da berührt etwas eigentümlich in dieser Erinnerung. Die Kinder gehen im Kreis, wobei sie die Hände auf den Schultern des Vordermannes haben. Unwillkürlich hat man das Bild eines Sträflingshofes vor sich und die Art, wie die Sträflinge ihre Spaziergänge machen müssen. Jedenfalls wird man zur Vermutung gedrängt, daß er sich nicht völlig deklarieren wollte. Es stellte sich nun heraus, daß ein Großteil seiner Angst darin bestand, daß er sich erblich zum Verbrecher bestimmt glaubte, und das erhielt noch eine Stütze dadurch, weil sein Bruder selbst kriminell ist. Die vermutungsweise Deutung in der eben erwähnten Richtung dürfte damit wohl eine Bestätigung gefunden haben. Aber wir müssen noch etwas anderes darin sehen. Er empfindet die größere Gemeinschaft wie ein Gefangenenhaus, als einen Zwang. „Er wird eingereiht.“ Die ganze Erinnerung zeigt uns einen Menschen mit passiver Natur, er tut nie etwas selbständig. Die andern handeln für ihn über ihn. „Seine Mutter schaut eine Weile zu und geht fort.“ Sie läßt ihn im Stich; Angst allein gelassen zu werden, zu spät nach Hause zu kommen. Die Angst als Mittel, die verwöhnende Situation des häuslichen Milieus zu erzwingen. Hier liegt auch der Brennpunkt für den Sinn seiner späteren

Angstneurose. Zuletzt die allgemeine Erwähnung des unangenehmen Gefühls während seines Zusammenseins mit den anderen Menschen. Daß bei einer solchen Lebenstendenz der junge Mann die Gesellschaft floh, erscheint nicht mehr verwunderlich. Auch hier wäre vielleicht ein Einwand möglich: Wie konnte das Kind schon wissen, wie Sträflinge im Gefängnishof gehen? Durfte ich in der Deutung soweit gehen? Ich glaube, man kann hier der berechtigten Ansicht sein, daß vieles, was später in der Meinung des Menschen auftaucht und sich als Stütze der Lebenstendenz verwenden läßt, in die erste Festlegung der Lebensschablone zurückprojiziert werden kann. Oder vielmehr, ein tatsächliches Detail, eine Episode, gewinnt plötzlich im gegebenen Falle als verwendbares Symbol tragende Bedeutung. Es läßt sich vielleicht gerade an diesem Punkte der Erinnerung noch eine Deutung versuchen, die sicherlich auch ein wesentliches Moment des jungen Mannes enthüllt: „Wenn ich mich in Gesellschaft begebe, so werde ich Sträfling, also kriminell." Der Patient baut sich eine Warnung: „Du darfst nicht in Gesellschaft gehen!" Das drohende Gespenst seines Lebens war ja, eine verbrecherische Erbanlage zu besitzen, und Verbrecher wird man nur, wenn man mit der Welt in Verbindung tritt. Daher, um seiner bösen Erbmasse nicht zu unterliegen, ist es am besten, der Gemeinschaft auszuweichen. Es braucht wohl nicht näher ausgeführt werden, daß vom Standpunkt des realen Lebens seine Weltauffassung unrichtig war, daß er im Grunde mit der drohenden Angst vor einer angeblichen Veranlagung, sich die Berechtigung der Flucht aus der Welt schuf, in der er letzten Endes die Blamage einer Niederlage auf sich nehmen zu müssen glaubte. Hat man so den Sinn dieser Erinnerung herausbekommen, könnte man den Patienten mit dem Erraten von verschiedenen, ihn charakterisierenden Eigenschaften verblüffen. Sie müssen hauptsächlich Kontakttrennende sein, wie Mißtrauen, Vorsicht, Entwertung der anderen, Nörgelei usw. Aber wir haben das nicht notwendig. Für uns ist wesentlich die Bewegungsrichtung der Lebenstendenz.

Nicht immer sind natürlich Erinnerungen so ausführlich und so aufschlußreich. Aber selbst gering scheinende und harmlose Bilder verraten den Menschen, wie er sich in seiner Beziehung entweder zum Leben im allgemeinen oder zur augenblicklichen Situation verhält. Ein Student der tierärztlichen Hochschule hat seit etwa einem Jahre unerträgliche Kopfschmerzen, die sich immer dann bemerkbar machen, wenn er sich hinsetzte, um zu studieren. Er meinte, er, der auf dem Lande aufgewachsen sei, vertrage die Großstadtluft nicht. Ich möchte aber hier nicht näher die Bedeutung der Kopfschmerzen beleuchten, die in dem Falle des Patienten dazu dienten, um seine Prüfungsarbeit zu einer Bravourleistung empor zu schrauben, aber auch, um ein etwaiges Versagen bei der Prüfung zu entschuldigen. *Adler* bezeichnete diese Art der Schaffung von Hindernissen als doppeltes Heldentum: Der Mensch löst nicht nur das Problem, sondern überwindet auch noch die erschwerenden Umstände, die er selbst dazwischen baut. Der tiefere Sinn ist, daß der Mensch einer Blamage vorbaut, falls ihm die Lösung des Problemes nicht gelingen sollte, man kann ihm keinen Vorwurf machen, er bleibt unangetastet in seinem Persönlichkeitswert: Da er an Kopfschmerzen litt, durfte man ihm keine Schuld an dem

Versagen geben. Als älteste Erinnerung sieht der Student das Haus und den anschließenden Wald, wo er aufwuchs. Es sieht diese Erinnerung völlig nichtssagend aus, und ist es doch nicht ganz so, wenn sie nach ihrer Tendenz untersucht wird. Ich erwähnte, daß er seine Kopfschmerzen auf die Großstadtluft zurückführte. Der Gedanke liegt nahe, daß er mit seinen Schmerzen eine Pression auf die Eltern ausüben wollte, damit sie ihn wieder nach Hause nehmen. So liegt vielleicht der Sinn der Erinnerung darin: Zu Hause ist das Ideal. Dort, wo ich bin, dort ist nicht das Glück. Patient war selbstverständlich ein sehr verwöhntes Kind.

Übrigens können Erinnerungen manchmal sehr trügerisch sein, weil sie ein Ziel zeigen, und man sich wundert, daß der Betreffende nicht darauf losgeht. Man muß dann ganz genau den Wortlaut der Erinnerung bedenken. Ein Student der Rechte kommt wegen Prüfungsneurose. Er erzählt, daß er als Kind schon immer Doktor werden wollte. Für ihn war natürlich in seiner kindlichen Vorstellung Doktor und Arzt dasselbe. Er pflegte daher an die Türe zu schreiben: Dr. So und So, Ordination von 3—4. Man würde sich vorstellen, daß dieser Mensch mit aller Macht danach streben würde, diesen Traum zu verwirklichen. Nun studiert er aber Jus, nicht Medizin. Eine Schwester von ihm ist schon längst Ärztin. Das Jus-Studium ergriff er, weil er der Konkurrenz mit der Schwester ausweichen wollte. Dabei glaubte er, das Jus-Studium sei dem Medizin-Studium nicht gleichwertig, sondern nur unterwertig. Es behagte ihm also gar nicht, Juris-Doktor zu werden. Denn — und nun zeigt sich der symbolische Sinn der Erinnerung —: Dann kann ich durch eine Tafel nach außen hin meine Überlegenheit über die anderen nicht zeigen, gewissermaßen: schaut her, ich bin der Doktor! Es ist dies natürlich nur symbolisch zu fassen. Eigentlich glaubte er, er würde mit seinem Studium in seiner Familie eine geringere Rolle spielen als seine Schwester.

Eine Kindheitserinnerung eröffnet uns oft mehr Einblick in die wahre seelische Struktur eines Menschen als jede andere Äußerung. Sie läßt erst die geheime dunkle Melodie ahnen, die nach außen lange Zeit nicht ertönt. Ich denke da an einen Schauspieler, der zu mir kam, weil er mehr oder weniger plötzlich an Grübelsucht, Platzfurcht, Haßgedanken und allgemeinem schweren Pessimismus erkrankte. Nicht nur seine Umgebung, sondern er selbst konnten sich diesen Zusammenbruch nicht erklären, weil er immer ein heiterer, liebenswürdiger Mensch gewesen war, der auch in schwierigen Lagen seine gute Laune zu bewahren wußte. Wohl war er nun gezwungen, von dem Mädchen, das er liebte, getrennt zu leben. Ein Befehl ihres Vaters zwang sie, eine reiche Partie zu machen. Aber es war nicht das erste Mal, daß er in eine solche Situation kam und nie war er noch neurotisch erkrankt. Seine Kindheitserinnerung zeigt uns nun den wahren Menschen. „An einem Weihnachtsabend bekam sein älterer Bruder eine Violine, sein jüngerer Bruder Goethes Werke, und er, der Zweitgeborene, nur eine Okarina. Er war darüber sehr traurig.“ Hier sieht man die Tragödie eines Kindes: Den Schmerz, in der Familie zurückgesetzt zu werden. Zeit seines Lebens fühlte er sich nur außerhalb des Hauses wohl, war in Gesellschaft der „Feschak“, wurde als Gast gerne gesehen. Zu Hause sagte man immer zu ihm: „Dich brauchen wir nicht so zu ver-

wöhnen, denn Du wirst immer auf Besuchen verwöhnt." Das Verhalten der Eltern hatte in ihm eine schwere, nie vernarbte Wunde geschaffen, und tief war in ihm die Angst einer Zurücksetzung. Ewig hatte er die Sehnsucht, auch einmal zu Hause etwas zu gelten.

Wenn es schon nicht in der Familie seiner Kindheit sein konnte, so doch wenigstens in einem Heim, das er sich selbst aufgebaut hätte. Die Bekanntschaft mit dem Mädchen hatte die Erfüllung seines Wunsches beinahe verwirklicht. Da wurde er vom Schicksal, von ihrem Vater zurückgesetzt. Es ist wie eine Wiederkehr des Gleichen: Andere werden beglückt, er muß sich immer mit einem Nur begnügen. Das war das schwache Glied seiner Lebenskette und er brach zusammen. Bis dahin war er eigentlich immer nur eine Verkörperung des lachenden Bajazzos, wie er selbst meinte.

Den ganzen Inhalt einer Erinnerung auszuschöpfen, ist nicht immer leicht, ja manchmal sogar unmöglich. Eine Erinnerung kann so viele Seiten zeigen, und erst wenn man einen Menschen lange Zeit hindurch studieren kann, bemerkt man, wie die Tendenz in der Erinnerung mit ihren verschiedensten Variationen diesen Menschen kennzeichnet. Wir dürfen daher oft alle möglichen Deutungen, die sich aus ihr ergeben, als wirklich diesen Menschen charakterisierend anerkennen, ohne daß wir die Einheit der Person erschüttern. Diese ist ja durch das Ziel gegeben, zu dem der Mensch auf den verschiedensten Wegen gelangen kann. Der Charakter, also dasjenige im Seelenleben, das sich allmählich als eine Art automatischer Reaktion auf die Anforderungen der Welt herausbildete, kann trotz der Starrheit des Zieles plastisch und biegsam bleiben, etwas, das in dem ständigen Flusse der Vorwärtsbewegung der Gemeinschaft sogar notwendig ist. Ich möchte das Schillernde, die Vieldeutbarkeit an einer Erinnerung zeigen, die von einem Manne stammt, und wo, wie ich glaube, jede Möglichkeit in seiner Lebensbewegung zumindest angedeutet war. „Er geht mit seinem Vater, der plötzlich strauchelte und unsicher ist, so daß er ihn stützen muß. Ganz deutlich hat er noch im Gedächtnis, wie er sich umwendete und seiner Mutter zurückrief: Mutter schau, wie der Vater schwankt!" Der Mann, ein Ältestgeborener, sah in dem Vater das hohe Ideal des Lebens, zu dem man aufleben mußte. Aber Ideale können schwanken, sie zeigen nicht immer die Stärke, die man in ihnen sehen will. Die Erinnerung ist hier eine Warnung, man soll keinem Ideal zu sehr trauen, sie halten vielleicht zuletzt nicht, was sie anfangs versprochen haben. Der Mann dürfte einen leicht mißtrauischen Zug in seinem Charakter haben. Er wird sich nicht ohne weiteres für etwas begeistern lassen, sondern zuerst lange prüfen. Das Zurückwenden zur Mutter ist besonders charakteristisch. Die Individualpsychologie konnte zeigen, daß Ältestgeborene, wenn ein anderes Geschwister zur Welt kommt, das Gefühl einer vermeintlichen Zurücksetzung durch die Mutter erleben können. Nicht selten wenden sie sich dann mehr dem Vater zu, der dann das nachstrebenswerte Vorbild wird. Dieses Vorbild schwankt, er kehrt zur Mutter zurück, ganz erstaunt: mein Ideal ist auch nicht so sicher. Des weiteren ist aus dieser Erinnerung zu ersehen, daß er das Ideal stützt. Das mußte in ihm ein besonderes Gefühl der Auszeichnung erwecken, er sah seinen Wert geho-

ben. Bedenkt man noch, daß jede Zurücksetzung, ob sie nun wirklich oder nur in der Meinung stattgefunden hat, als eine Persönlichkeitskränkung empfunden wird, die einer völligen Wertlosigkeit gleichkommt, so läßt das Zurückwenden zur Mutter auch den Schluß zu, er wollte ihr nun sagen, schau, ich bin doch etwas wert, ich stütze den starken Vater. Das Zurückwenden zur Mutter eröffnet auch die Möglichkeit, daß das Ideal des Lebens, das der Vater, also der Mann verkörperte, nun auf die Mutter, die Frau zurück übertragen wurde. In der Vorstellungswelt des Mannes wird die Frau auf einem hohen Piedestal stehen, aber doch auch so, daß man sie stützen muß. Machen wir uns ein Bild aus dieser Erinnerung, so können wir den Mann als einen guten Kameraden in jeder Notlage bezeichnen, als einen Menschen, der in der Frau die ideale Ergänzung im Lebenskampf sieht: er ruft die Mutter gewissermaßen auch zu Hilfe, wenn der Vater schwankt. Sein Mißtrauen läßt ihn vielleicht keine Situation als restlos glücklich und sicher ansehen. Im Geheimen fürchtet er, sie könnte wankend werden. Seinen Persönlichkeitswert sieht er in der Stütze der Schwachen und das birgt unter Umständen eine Gefahr. Er kann leicht dazu kommen, in den andern Menschen immer die schwachen Punkte, die Irrtümer zu suchen, zwar um ihnen zu helfen, aber auch, weil er in der Schwäche des andern seine Stärke erproben kann. Ist er daher selbst in einer Zeit der Unsicherheit, dann wäre nicht ganz ausgeschlossen, daß er unwillkürlich den andern zum Schwanken bringt, um dadurch, daß er ihn wieder stützen kann, sich selbst seinen Wert zu beweisen und das Gefühl der Minuslage zu verlieren.

Es wäre eine äußerst anregende Arbeit, in einer Lebensgeschichte den Sinn, der schon in den Kindheitserinnerungen liegt, zu verfolgen, weil er sich wie ein roter Faden durch das Leben und die Reaktionen des Menschen zu den Anforderungen hindurchziehen muß. Die Erfahrung lehrt uns, daß die Erlebnisse, die ein Mensch nach der Festlegung seines Lebensstils macht, möglichst dem vorgestellten Sinn entsprechend heraufbeschworen, bezw. abgeändert, umgeformt, gemildert werden. Es sei wenigstens kurz in der Charakteristik einer Frau versucht, soweit es in diesem Rahmen möglich ist. Gehen wir vielleicht gleich auf die erste Kindheitserinnerung ein. „Schon mit 4 Jahren war sie eine ausgezeichnete Klavierspielerin. Sie spielte einmal einen rumänischen Tanz — ihre Mutter war Rumänin — und die Eltern tanzten nach der Musik." Ganz klar sagt die Frau durch diese Erinnerung: Die andern müssen so tanzen, wie ich spiele. Sie ist also eine ausgesprochen herrschsüchtige Natur. Sie drückte das auch in scheinbaren Kleinigkeiten aus, so konnte sie im Theater oder Konzertsaal nur auf einem Eckplatz sitzen, um jederzeit fortgehen zu können; in der Straßenbahn stand sie immer auf der vorderen Plattform, und kein Mensch durfte zwischen ihr und dem Ausgang stehen und dgl. mehr. Sie mußte immer die Beherrscherin der Situation sein. Oft in der subtilsten Weise zeigte sich ihr Streben, auf irgend eine Weise die Oberhand über die anderen zu gewinnen. Es waren ihr z. B. nur solche Menschen sympathisch, bei denen sie den Eindruck hatte, die könnten sie brauchen. Als sie heiratete, hatte sie zwei Anträge, einen von einem armen Musiker und den zweiten von einem reichen Geschäftsmann. Sie nahm

den Musiker, angeblich wegen ihrer Liebe zur Musik, obwohl ihr die andere Partie ein materiell sorgloses Leben gegeben hätte. Auf eine direkt hinweisende Frage aber mußte sie eingestehen, sie hätte den Musiker deswegen genommen, weil sie das Gefühl gehabt hätte, sie könnte ihm irgendwie, da er sich damals in großen Schwierigkeiten befand, eine Leiterin sein. Der reiche Mann hingegen war in seinem Berufsleben absolut unabhängig, die Frau bedeutete ihm nur das Weib, das ihm in der Außenwelt nichts dreinzureden hatte. Also erweist sich die Heirat auch nur als deswegen geschlossen, weil sie ihr die Möglichkeit des Taktgebens vermittelte. Bezeichnenderweise ging auch die Ehe in Brüche, als der Mann allmählich Ansehen gewann, Erfolge errang und damit ihrer stützenden Hilfe entraten konnte.

Eine andere Kindheitserinnerung ist wichtig, weil sie uns ihre Einstellung zum Problem Frau zeigt. Sie lautet: „Der jüngste Bruder kam drei Monate nach dem Tode des Vaters auf die Welt. Sie war damals im Nebenzimmer, und noch heute ist ihr, als ob sie einen häßlichen Lysolgeruch spüre. Seit dieser Zeit hatte sie einen schrecklichen Widerwillen gegen die Mutter, und sie überwand auch nie, selbst in der Erinnerung nicht, das Ekelgefühl, das in ihr aufstieg, wenn die Mutter den Bruder stillte.“ Eine unüberwindliche Abneigung gegen die Mutterrolle kennzeichnete diese Frau und damit überhaupt gegen das Weibtum. Auch heute noch sind ihr Schwangerschaft und schwangere Frauen ein Abscheu. Zum Teil wurde diese Einstellung zur Weiblichkeit durch ihre ausgesprochene Opposition zur Mutter verschärft, von der sie behauptete, sie sei eine Tyrannin gewesen. Der Vater wurde so ihr natürliches Vorbild. Da er z. B. pedantisch rein war, war sie auch von einem Reinigungswahn besessen. Sie hatte den Eindruck, ihr Vater sei sehr in die Mutter verliebt gewesen, während diese als alles, aber nur nicht als liebende Gattin in den Erzählungen der Frau aufscheint. Alle Frauen sind schlecht, wie sie behauptete. Übrigens hätten wir auch schon aus der zweiten Erinnerung die Entwertungstendenz der Frau herauslesen können.

Es steht also eine Frau vor uns, die von ihrem naturgegebenen Problem etwas ablehnt. Sie will sich nicht als Frau gebärden. Sieht man sich da die erste Erinnerung wieder an, so fällt auf, daß sie dort mit etwas herrscht, das nichts mit ihr als Mädchen zu tun hat. Sie dominiert mit der Musik. Es ist das Künstlerische, das Geistige eines Menschen, gewissermaßen etwas Intersexuelles, und wenn man noch dazuhält, daß Vater und Mutter danach tanzen, so kann man das richtig wohl dahin verstehen, mit dem Künstlerischen werden beide Geschlechter unter einen Hut gebracht, also gleichwertig. Sie gehörte zu den Menschen, die in dem andern immer das suchen, was sich allgemein als das Menschliche umschreiben läßt, weil sie andern Falls fürchten, sie müßten sich in einer Rolle zeigen, die sie als inferior ansehen. Auf der anderen Seite aber streben solche Menschen auch danach, daß man das Menschliche ebenso in ihnen erkennt. Es gehört diese Form der Bewegung im Leben zu denen, die *Adler* als die verringerte Aufmarschbreite beschrieben hat. Die Menschen teilen das Problem, in unserem Falle den Kontakt mit dem anderen Partner, in zwei Teile, die sie als Gegensätze empfinden: in den Menschen

und in das Geschlecht. Und nur der Mensch oder vielmehr ihre Vorstellung davon ist das gelöste Problem.

Ich habe manchmal den Eindruck, wenn ich mir die Bewegungsformen der Menschen, die ich als Psychotherapeut kennen zu lernen Gelegenheit hatte, überlege, daß vielfach die Bewegung in der Art, wie sie zur Gemeinschaft abzielt, irgendwie ein Widerspiel ganz ähnlichen Charakters in der Einstellung des Individuums zu sich selbst hat. Es erscheint mir dies insoferne erklärlich, als schließlich jeder einzelne Mensch auch Teil der Gemeinschaft ist, und damit auch ein zu lösendes Problem der Gemeinschaft. Das Individuum hat eigentlich auch die Aufgabe, sich selbst nicht nur als einen unabhängigen Zweck zu betrachten, sondern als ein Mittel für die Förderung der Gemeinschaft. Es entspräche daher völlig unserer Auffassung von der Einheit der Person, daß der Mensch sich selbst als Gemeinschaftswesen in ähnlicher Weise, wahrscheinlich sogar in ganz gleicher Art angeht wie die Gemeinchaft im weitesten Sinne. Um ein Beispiel zu gebrauchen: Ein Mensch, der über alle Probleme des Lebens nachgrübelt und sie durch sein Grübeln so zerpflückt, daß sie ihm nicht mehr der positiven Lösung wert erscheinen, grübelt auch über sich nach. Er wird behaupten, er kenne sich selbst sehr genau, er kenne vor allem genau seine Schwächen, aber er tut nichts, um diese Schwächen zu überwinden. Er handelt also sich gegenüber genau so, wie der Gemeinschaft gegenüber, er läßt das Problem seiner Person als Gemeinschaftswesen ungelöst. Im Grunde genommen hat er keinen Mut, auch zu sich selbst. Und vielleicht ist es das schwierigste, Mut zu seiner eigenen Schwäche zu haben, genau so wie es schwierig ist, Mut zu den Unvollkommenheiten der Gemeinschaft, wie sie sich augenblicklich repräsentiert, zu haben. Mut heißt nämlich mehr als nur Einsicht, es heißt auch, ich kann meine Schwächen überwinden. Wir alle sind nur auf dem Wege zur Vollkommenheit und jeder einzelne muß einen Teil des Weges auch für sich gehen, weil er so die Gemeinschaft auf ihrem Weg unterstützt.

Doch wir müssen auf unseren Fall zurückkommen. Auch diese Frau, die aus der Gemeinschaft eine Auswahl traf, machte in sich ebenso eine künstliche Teilung des ganzen Menschen, nur ein Teil wurde gelöst. Sie ließ gewissermaßen in sich eine versperrte Kammer zurück, wo sie ihren vermeintlich inferioren, durch die Natur leider gegebenen Teil einschloß. Sie hatte nicht den Mut, das Problem Weib-Sein im gemeinschaftsfördernden Sinne zu lösen. Es mag ja sein, daß vielleicht jeder Mensch so eine verschlossene Kammer besitzt, in der er verschiedene Schwächen ungelöst aufbewahrt. Bei einem neurotischen Lebensstil kann sie nun ähnlich wie die Kammer des Ritters Blaubart eine Aggressionswaffe gegen den andern Partner werden. Diese Menschen können sich nie völlig hingeben, lassen dem anderen es auch merken, daß etwas ungelöst blieb, schaffen ihm dadurch eine Fleißaufgabe, die er nie zustande bringt und damit allmählich in seinem Persönlichkeitsgefühl herabgesetzt wird. Ich betone, daß ich jetzt vom neurotischen Lebensstil spreche, der es ja glänzend versteht, seine eigene Schwäche zum siegreichen Kampf gegen die Stärke des anderen auszunützen. Einmal nun schien es, als ob diese Frau sich selbst untreu geworden wäre: Sie ging eine Liaison mit einem um mehr als

15 Jahre jüngeren Mann ein und schien plötzlich eine ganz andere Frau zu sein. War hier nun wirklich die Frau von ihrem Lebensstil abgewichen? Müssen wir hier wirklich Zweifel an der einheitlichen Bewegungslinie des Menschen haben? Wohl schien ihre Anschauung über Bord geworfen, z. B. verachtete sie vorher immer die Frauen, die sie in Begleitung junger Burschen sah. Sie war der Meinung, eine Frau dürfe sich nicht mit einem jüngeren Mann verbinden. Wie wirkte sich diese Anschauung nun aus? Sie konnte es ablehnen, mit dem jungen Mann sich öffentlich zu zeigen, in Gesellschaft zu gehen. Wie sie so scheinbar ihr Gesicht vor der Außenwelt wahrte, so wahrte sie es auch in ihrer Innenwelt. Denn auf diese Weise konnte sie mit dem jungen Mann keine gemeinsamen künstlerischen Erlebnisse haben, es fehlte die verbindende Brücke des Geistigen und Künstlerischen, die sie früher mit den Männern hatte. Sie ist also in ihrer Bewegungsform dieselbe geblieben, sie verschließt einen Teil ihres Wesens, und zwar dieses Mal sich als Menschen. Aber auch ihr Ziel ist dasselbe: Ich bin stark dadurch, daß ich mich nicht ganz gebe. Und damit erweist sich die Einheit der Person als gewahrt. Wenn man will, kann man nun retrospektiv sich in dieser Hinsicht die Kindheitserinnerung ansehen. Sie spielt einen rumänischen Tanz. Ihre Mutter ist Rumänin. Die nationale Bezeichnung schafft eine verbindende Schnur zwischen ihr und der Mutter. Es ist im Grunde genommen auch die Verbindung zur Weiblichkeit. Sie zeigt darin, daß sie sich auch an die Stelle der Mutter, also des Weibes, stellen kann. „Aber wenn ich mich auf den Platz der Mutter stelle, also mit dem Manne tanze, kann ich nicht Musik spielen. Als Weib kann ich nicht zu gleicher Zeit geistiger Mensch sein.“ Und so zeigt in wunderbarer Weise die Kindheitserinnerung ihre ganze Einstellung: Bin ich mit einem anderen Menschen geistig-künstlerisch verbunden, kann ich nicht Weib sein; bin ich ihm als Weib verbunden, kann ich mich ihm nicht als geistig-künstlerischer Mensch geben.

Die Kindheitserinnerungen, die ich hier vorbrachte, stammten zum großen Teil von Menschen mit einem verfehlten Lebensstil. Ich möchte aber meine Ausführungen nicht schließen, ohne die Kindheitserinnerung eines Mannes vorzutragen, der durch sein Leben und durch seine Leistungen eine hervorragende Stelle in der Kulturentwicklung der Welt einnimmt. Es ist dies *Werner v. Siemens*. Seine Erinnerung zeigt eindeutig, was ich anfangs als die Überwindung einer schwierigen Situation, den positiven Endpunkt bezeichnete, der in einer neurotischen Erinnerung fehlt. Ich brauche keinen Kommentar dazuzugeben, weil *Siemens* selbst irgendwie den tieferen Sinn ahnte. Am Eingange der Aufzeichnungen seiner Lebenserinnerungen schreibt er:

„Meine früheste Erinnerung ist eine kleine Heldentat, die sich vielleicht meinem Gedächtnisse so fest einprägte, weil sie einen bleibenden Einfluß auf die Entwicklung meines Charakters ausgeübt hat. Ich muß etwa 5 Jahre alt gewesen sein und spielte eines Tages im Zimmer meines Vaters, als meine 3 Jahre ältere Schwester Mathilde laut weinend von der Mutter ins Zimmer geführt wurde.

Sie sollte ins Pfarrhaus zu ihrer Strickstunde gehen, klagte aber, daß ein gefährlicher Gänserich ihr immer den Eintritt in den Pfarrhof wehre

und sie schon wiederholt gebissen habe. Sie weigerte sich daher entschieden, trotz allem Zureden der Mutter, ohne Begleitung in ihre Unterrichtsstunde zu gehen. Auch meinem Vater gelang es nicht, ihren Sinn zu ändern; da gab er mir seinen Stock, der ansehnlich größer war als ich selbst und sagte: „Dann soll dich Werner hinbringen, der hoffentlich mehr Courage hat als Du.“ Mir hat das wohl zuerst etwas bedenklich geschienen, denn mein Vater gab mir die Lehre mit auf den Weg: „Wenn der Ganter kommt, so geh ihm nur mutig entgegen und haue ihn tüchtig mit dem Stock, dann wird er schon fortlaufen!“ Und so geschah es. Als wir das Hoftor öffneten, kam uns richtig der Gänserich mit hochaufgerichtetem Halse und schrecklichem Zischen entgegen. Meine Schwester kehrte schreiend um und ich hatte die größte Lust, ihr zu folgen; doch ich traute dem väterlichen Rate und ging dem Ungeheuer zwar mit geschlossenen Augen, aber tapfer mit dem Stocke um mich schlagend, entgegen. Und siehe, jetzt bekam der Gänserich Furcht und zog sich laut schnatternd in den Haufen der auch davonlaufenden Gänse zurück. Es ist merkwürdig, welch tiefen, dauernden Eindruck dieser erste Sieg auf mein kindliches Gemüt gemacht hat. Unzählige Male hat mich in späteren schwierigen Lebenslagen der Sieg über den Gänserich unbewußt dazu angespornt, drohenden Gefahren nicht auszuweichen, sondern sie durch mutiges Entgegentreten zu bekämpfen.“

Siemens macht hier bloß einen Fehler, wenn er diese Erinnerung als den Ausgangspunkt für die Entwicklung seines Charakters annimmt. Es ist vielmehr so, daß er mit ihr seine bereits gewonnene Lebensrichtung festlegte: Ich kann Schwierigkeiten überwinden. Und mit ihr hatte er immer die mutvolle Bezwingung des Lebens vor Augen. Auch in den Sprüchen der Väter finden wir die eigentliche Bedeutung der Kindheitserinnerungen in der Art beschrieben, wie sie dann die I. P. dem bewußten Verstehen näherbrachte. Es heißt dort: Was man in der Kindheit lernt, gleicht der Tintenschwärze, die auf neues Papier aufgetragen wird. Was man aber im Alter erlernt, das ist wie Tinte auf beschriebenem Papier. Der Spruch scheint deutlich zu sagen, daß in der Kindheit eine gewisse Form des Lebens sozusagen niedergeschrieben wird und die späteren Erfahrungen dieser Niederschrift angepaßt werden, damit sie sich mit der ersten Aufzeichnung decken.

Nur einen geringen Einblick konnte ich in das Wesen der Kindheitserinnerung geben. Und ich bin mir auch bewußt, daß die Erfassung des Sinnes bei weitem nicht vollständig sein konnte. Wenn ich auch versuchte, den Sinn hauptsächlich aus dem Menschen heraus zu erkennen, so war dies doch immer nur möglich, daß wir vor uns immer das Bild der Gemeinschaft hatten. Auch die Kindheitserinnerung ist ein Produkt der sozialen Beziehung eines Menschen und sie gewinnt Sinn über das Individuum hinaus, wenn sie ebenso wie seine ganze seelische Struktur in sich die Tendenz trägt, mitwirken zu wollen an der Evolution der Menschheit.

Der Machtkampf der Generationen.

Sozialpsychologische Skizzen für eine „Kulturgeschichte der Jugend".

Von HEINZ JACOBY, Berlin.

„Die nötigste und nützlichste aller Wissenschaften oder, noch genauer zu reden, diejenige, in welche alle übrigen eingeschlossen sind, ist die Wissenschaft vom Menschen: ‚Der Menschheit eigenes Studium ist der Mensch.' Sie ist eine Aufgabe, an deren vollständiger und reiner Auflösung man noch Jahrtausende arbeiten wird, ohne damit zustande gekommen zu sein. Sie auszubauen, zu fördern, immer größere Fortschritte darin zu tun, ist der Gegenstand des Menschenstudiums; und wie könnte dieses auf andere Weise mit Erfolg getrieben werden, als indem man die Menschen, wie sie von jeher waren, und wie sie dermalen sind, nach all ihren Beschaffenheiten, Verhältnissen und Umständen kennen zu lernen sucht." *Joh. Chr. Wieland* (1785).

I.

Die Individualpsychologie hat in mehrfacher Hinsicht den Fetischcharakter des „Naturgegebenen" entlarvt und gezeigt, daß bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse der Menschen es sind, die diesen hier als der menschlichen Natur a priori eigen erscheinen; sie hat bewiesen, daß es sich bei den psychischen Erscheinungen um eine menschliche Bewegungsart handelt und daß der Glaube an die Natureigenschaft derselben vielfach nur ihrer Rechtfertigung dient. Dem pädagogischen Pessimismus wurde so seine Stütze „der angeborene Charakter" entzogen und die letzten Argumente für die „natürliche Minderwertigkeit" der Frau (der Rechtfertigung der männlichen Vorherrschaft) wurden von hieraus widerlegt. Die Pädagogik — hier die gesamte Beziehung der erwachsenen Generation zu der heranwachsenden darunter verstanden — ist von der Individualpsychologie in ein grundsätzlich verändertes Bezugssystem gestellt worden. Es liegt dem Individualpsychologen daher nahe, die Frage zu stellen. welche Veränderungen in dem Verhältnis der Generationen im Laufe der menschlichen Geschichte vor sich gegangen sind? Die Individualpsychologie hat ihren wissenschaftlichen Ergebnissen zufolge gegen das überkommene Autoritätsverhältnis in der Pädagogik Stellung nehmen müssen. Zeigt es sich nun, daß im Laufe der menschlichen Geschichte das Generationsverhältnis mannigfache Veränderungen durchgemacht hat, ja daß zeitweilig das Autoritätsverhältnis dem uns bekannten geradezu entgegengesetzt war, so ist bewiesen, daß das heutige Generationsverhältnis nicht als das der menschlichen Natur allein entsprechende angesprochen werden kann; damit erhält die Position der Individualpsychologie auch aus dieser Schau eine Rechtfertigung.

Daß das Autoritätsverhältnis der erwachsenen gegenüber der heranwachsenden Generation, das in den letzten Jahrhunderten der abendländischen Geschichte geherrscht hat, nicht immer bestanden hat, ist unserem traditionellen Denken nicht ohne weiteres einleuchtend. Es hat wirklich den Anschein, als ob das Generationsverhältnis ein Naturverhältnis sei. Vergessen wir aber nicht, daß auch das Geschlechterverhältnis, wie es bis in unsere Zeit hinein ist, als natürlich angesehen worden ist, und daß es

unglaubwürdig erschien, daß dieses Verhältnis einmal nicht auf der Autorität des Mannes beruht habe. Die von *Bachhofen* entdeckten Tatsachen des Mutterrechts waren Jahrhunderte verschollen gewesen. Die Orientierung über die Geschichte des Generationsverhältnisses ist uns nicht leicht gemacht, eine Kulturgeschichte der Jugend gibt es nicht (die Arbeiten von *Ploß*[1]) und *Rehm*[2]) können nicht so bezeichnet werden). Diese Tatsache allein gibt schon zu denken; sie ist in dem herrschenden Autoritätsverhältnis begründet.

Die Geschichte der Pädagogik ist eine Geschichte des Machtkampfes der Generationen — für diese These glauben wir nachstehend einiges Material beizubringen. (Die historische Rolle des Machtstrebens konnte erst offenbar werden, nachdem *Alfred Adler* die Bedeutung dieser Tendenz im menschlichen Zusammenleben aufgedeckt hatte.) Wir sehen auch hierin den Grund des Fehlens einer wirklichen Kulturgeschichte der Jugend. Dieser Mangel muß auch begründen, daß unsere Ausführungen nur einige aneinander gereihte Skizzen sind; sie können nur als Anregungen zum Thema betrachtet werden, insofern sie dies aber sind, erfüllen sie schon ihre Aufgabe. Was die Darstellung dieser Anregungen anlangt, könnte vielleicht eingewandt werden, daß für eine Arbeit im psychologischen Raum allzuviel Bezug auf soziale Verhältnisse genommen wird. Die Ganzheitsbetrachtung der Individualpsychologie erfordert es aber, vom Ganzen der sozialen Zusammenhänge auszugehen, wenn man die Bewegung der Teile begreifen will. „Das menschliche Seelenleben kann nicht verstanden werden, ohne daß man diese Zusammenhänge mit betrachtet“ (*Adler*).

II.

> „Um herauszubringen, was dem Menschen möglich ist, muß man wissen, was er wirklich ist und wirklich geleistet hat . . . Im Grunde ist also alle echte Menschenkenntnis historisch.“
>
> *Joh. Chr. Wieland* (1785).

Der Konflikt zwischen Alt und Jung, insbesondere der Vater-Sohn-Konflikt, hat in der Literatur vielfach seinen Ausdruck gefunden. In der Psychologie hat *Freud* diesem besondere Beachtung geschenkt. *Freud* stieß in seiner psychotherapeutischen Praxis immer wieder auf den Kampf zwischen Eltern und Kindern und schuf zu seiner Erklärung die Hypothese des Oedipuskomplexes und aus der richtigen Erkenntnis, daß dieser Kampf nicht erst in seinen Patienten entstanden sein könnte, kam er zu seiner Konstruktion der Urhorde, in der die Söhne den Vater, der ihnen die Frauen vorenthielt, erschlugen. Aus dem individualistischen und undialektischen-naturwissenschaftlichen Apperzeptionsschema der Psychoanalyse mußte eine historische Betrachtung erstehen, die der Wirklichkeit nicht gerecht wurde.

---

[1]) *Heinrich Ploß:* Das Kind in Sitte und Brauch der Völker, Berlin, 1882, ist zwar eine brauchbare Materialzusammenstellung, die in nachfolgenden Ausführungen mitbenutzt wurde, aber auch nicht mehr.

[2]) *Rehm:* Das Kind in der Gesellschaft — ist im wesentlichen eine rechtsvergleichende Arbeit.

Welche Kenntnisse über die Geschichte des Generationsverhältnisses besitzen wir wirklich?

Die primitivste Lebensformung der Menschen ist die Jäger- und Sammlerhorde. Diese Art, das Leben zu fristen, erfordert Beweglichkeit, Geschicklichkeit und verbraucht den Menschen frühzeitig. Die Älteren sind darauf angewiesen, Anteil an der Beute der Jüngeren zu haben. Dieser Umstand (sowie das besondere System der Verteilung der Jagdbeute [Totemismus], das die Versorgung der Älteren von der Stellung der Kinder und Enkelkinder und deren Heirat in diesem System abhängig macht) gibt den letzteren eine hervorgehobene Stellung, die sich in der Behandlung der Kinder von Geburt an ausdrückt. Dies zeigt sich z. B. darin, daß der Vater sich nach dem ersten Kinde nennt. *Cunow* [1]) führt an, daß es bei manchen australischen Horden Sitte sei, daß ein Mann, wenn er zum ersten Mal Vater wird, sich einen Namen zulegt, der sich nach dem des Sohnes richtet. Hat sein Sohn z. B. den Namen „Wulstkopf" erhalten, nennt er sich „Vater des Wulstkopfes". *Ploß* [2]) schreibt: „Noch sonderbarer ist es jedenfalls, daß auf Java [3]) der Vater sich selbst nach dem Namen seines eigenen Kindes benennt; heißt dort das Kind „Der Edle", so nennt sich jener Vater: „Vater des Edlen"." Dasselbe wird von den Malayen berichtet [4]). Auch die Rechtsverhältnisse entsprechen der bevorrechteten Stellung des Kindes: Auf den Gesellschaftsinseln tritt das Kind gleich nach der Geburt in alle Rechte der Eltern ein, und nach der Ansicht von *Steinmetz* war dies bei vielen Völkern Sitte. Demzufolge sind auch die Gehorsamsverhältnisse bestimmt. Aus Somo-Somo berichtet *Williams* [5]): „So ziemlich das erste, was ein Kind lernt, ist, seine Mutter schlagen." Die Eltern auf den Fidschi-Inseln strafen nur dann, wenn sie selbst in Leidenschaft oder Wut sind, und die Kinder widersetzen sich; ja, die Väter sehen es gern, wenn sie in solchen Fällen die eigene Mutter schlagen, denn dieses gilt als Vorzeichen künftiger Tapferkeit (*Williams*). „Gegen ihre Kinder sind die Eltern bei den Namaqua (Afrika) sehr zärtlich und freuen sich, wenn die Kinder so stark geworden sind, daß sie ihre eigenen Eltern prügeln können" (*Ploß*). Bei den Mandan-Indianern prügeln die Kinder den Vater [6]). *Nordenskiöld* berichtet von den Pauserna-Indianern dasselbe. Nach *Waitz ist* die natürliche Folge der Erziehung der Indianer Nord- und Südamerikas, daß die Kinder nicht bloß schon früh im höchsten Grade ungehorsam und zügellos werden, sondern daß auch der wilde Unabhängigkeitssinn, der dem Indianer so charakteristisch ist, schon in der ersten Jugend festwurzelt. Dem muß auch die Ideologie des Generationsverhältnisses entsprechen.

---

[1]) Zur Urgeschichte der Ehe und Familie, Berlin, 1912.

[2]) A. a. O.

[3]) Wir müssen hinzufügen, daß nicht überall dort, wo gewisse Sitten sich vorfinden, sich noch jene Gesellschaftsformung findet, der sie entsprachen; Sitten und Gebräuche überleben vielfach diese sehr lange, erscheinen dann in veränderten Verhältnissen unerklärlich, nehmen mythologischen Charakter an usw.

[4]) Die Zahl aller hier angeführten Beispiele könnte vervielfacht werden; für ihre Begrenzung ist der Raum der Zeitschrift maßgebend.

[5]) Zit. bei *Ploß* a. a. O.

[6]) *Mathilde Vaerting:* Die Macht der Massen, Bd. III, Berlin 1929. Verf. hat zuerst auf das Vorkommen einer „Jugendherrschaft" hingewiesen.

Nach *Steinmetz* [1]) geht auf den Gesellschaftsinseln die Untertänigkeit des Vaters vor den Kindern bis zur Anbetung. Bei den Patagoniern redet der Vater den Sohn mit „Sie“ an, der Sohn den Vater aber mit „Du“. Auf Lepers' Insel (Neu-Hebriden) ruft die Mutter den Sohn, der sein Quartier im Klubhaus der Jungen aufgeschlagen hat, „Kommt ihr“, nicht „Komme du“ [2]). Bei den Polynesiern werden tote Kinder mumifiziert und sind Gegenstand der Verehrung. Wir sehen hier also gerade das Gegenstück des Ahnenkultes vor uns, dessen höchste Entfaltung (China) mit der tiefsten Rechtlosigkeit des Kindes zusammenfällt. Von der Insel Bali wird berichtet [3]), daß ein versehentlicher Schlag gegen ein Kind dazu führt, daß die ganze Familie in den Haustempel eilt und versucht, durch Opfer und Gebete die beleidigte Seele des Kindes zum Bleiben auf der Erde zu bewegen. Diese überlieferte Sitte zeigt, *wie sehr das Leben der Älteren vom Gedeihen der jüngeren Generation abgehangen haben muß.*

Die bevorrechtete Stellung der Heranwachsenden ist nur denkbar, wenn sie auch frühzeitig die Mittel zur Wahrung ihrer Vorrechte erlangten. Im Marutse-Mambunda-Reich (Afrika) sah *Emil Holub* [4]) schon 12jährige Knaben die Eltern beherrschen. Diese Knaben werden frühzeitig im Waffengebrauch unterrichtet. „Können in Australien die Kinder einmal laufen, so werden sie in der Handhabung der Waffen unterrichtet, auf Jagden mitgenommen ... Im Alter von acht bis neun Jahren müssen sie imstande sein, sich selbst zu helfen und werden daher von diesem Zeitpunkt sich selbst überlassen“ *(Ploß)*, *Cunow* [5]) bestätigt dies: „Mit dem fünften, sechsten Jahr beginnt für die Kinder beiderlei Geschlechts die Lernzeit; die Mädchen müssen das Hüttenbauen, Flechten, Wurzelsuchen usw. erlernen, während die Knaben sich im Schwimmen, Speerschleudern, Gebrauch der Steinaxt und im Jagen üben. Für ihren Unterhalt haben sie in diesem Alter schon selbst zu sorgen.“ Auf Tahiti verließen oft die Kinder ihre Eltern schon im achten Lebensjahr und taten sich in Gruppen zusammen *(Vaerting)*.

Wo es Vorrechte gibt, gibt es auch eine Auflehnung gegen sie.

Die primitiven Gesellschaften teilen sich in Altersklassen, im Wesentlichen in die der noch nicht an der Jagd beteiligten Kinder, in die der Jagdgefährten und in die Klasse der Alten, die an der Jagd nicht mehr teilnehmen und u. a. mit der Verteilung der Nahrung, der Krankenpflege, der Unterweisung der Jüngsten usw. beschäftigt sind. Die letzteren haben ein besonderes Interesse an der Beseitigung der Vorrechte der Jüngeren, insbesondere weil es oft üblich war, Greise als „lästige Fresser“ zu ermorden. Aber auch aus verschiedenen anderen Gründen [6]): Gelingt es ihnen, die

---

[1]) Zit. nach *Vaerting* a. a. O.
[2]) *I. G. Frazer:* Mensch, Gott und Unsterblichkeit. Leipzig, 1932.
[3]) *Krause-With:* Bali. Hagen, 1922.
[4]) Zit. nach *Ploß* a. a. O.
[5]) Die Verwandtschaftsorganisation der Australneger. Stuttgart, 1894.
[6]) Diese sozialen Gründe der wechselnden Generationsverhältnisse können hier nicht ausführlich behandelt werden; angeführt werden müssen sie, umsomehr als sie auch in der Kürze zeigen, wie überflüssig die psychoanalytischen Konstruktionen zur Erklärung sind.

Jüngeren längere Zeit den Jägern fernzuhalten, so können sie sie im Nachtrab umso länger als Helfer benutzen; sie können ihnen ferner beibringen, sich gegen diese Älteren wohlzuverhalten, die besten Stücke der Beute den Alten zu überbringen und überhaupt die Nahrungsverteilung diesen zu überlassen [1]).

Letztere wird auf zwei (zusammenhängenden) Wegen erreicht. „Die geistige Zuchtrute für die produktiv Tätigen auf dieser Stufe war das Gedankensystem der Urreligion, der Geister- und Götterglaube. Er entstand als ein Herrschaftsmittel der Alten, als bei der Versorgung der Kranken die Frage nach der Grenze zwischen Leben und Tod aktuell wurde... Starb nämlich der Kranke, so wurde die Gabendarbringung... nicht etwa sogleich eingestellt, sondern noch wochen- und monatelang fortgesetzt" *(Eildermann).* Zunächst behaupteten wohl die Alten, der Geist des Toten sei nur „ausgegangen", er lebe noch, um so die Nahrungsmittel für sich zu erlangen. Schließlich, da diese Geister zu freßgierig wurden, übernehmen sie es, durch Opfer, die die anderen aufbringen müssen, den Stamm vor den Geistern zu schützen. Sie trennen geistige und körperliche Betätigung und erlangen mit Hilfe der ersteren die Oberhand. Die „bösen Geister" haben vor der Prügelstrafe die Autorität des Alters begründet und aufrechterhalten. *Ploß* berichtet z. B.: Im allgemeinen sind die Kinder der Ewe-Neger sehr ungehorsam, eigensinnig, verwildert... Soweit Zucht vorkommt, besteht sie darin, daß man den Kindern Koboldgeschichten der entsetzlichsten Art erzählt, ihnen Amulette um den Hals hängt, von denen man ihnen die Ansicht beibringt, dieselben würden ihnen für jedes Vergehen augenblicklich den Tod bringen." Von dieser Entwicklungsstufe an haben die „bösen Geister" nicht mehr aufgehört, der Autorität der Erwachsenen dienstbar zu sein. Die alten Griechen hatten die Schreckensgestalten Akko und Alphito für die Kinder oder drohten ihnen, daß sie vom Arges Steropes und dem kohlengschwärzten Merkur geholt würden. Der schwarze Mann, der Nikolaus und andere abergläubische Vorstellungen werden auch heute noch bemüht, um die Vorherrschaft der älteren Generation aufrecht zu erhalten.

Ihren physischen Ausdruck fand die wachsende Vorherrschaft der Alten, wie gesagt, zunächst noch nicht in der Prügelstrafe. „Wie schwer wurde es doch den primitiven Menschen, ihre Kinder zu schlagen! Sie zogen nicht gleich aus veränderten sozialen Bedürfnissen die Folgerung, daß die Kinder nun geschlagen werden müßten — nein, es gab erst weite Umwege, bis man zur allgemeinen Anwendung der körperlichen Züchtigung kam... Die Quälereien bei der Pubertätsweihe bereiteten erst der alltäglichen Körperstrafe den Weg... Die Quälereien erfolgten, um eine künftige Auflehnung gegen die herrschende Schicht zu verhindern." [2]) Vor diesen mit ausgesuchten Quälereien erfüllten Mannbarkeitsriten [3]).,

---

[1]) *Eildermann:* Urkommunismus und Urreligion. Berlin, 1921.

[2]) *Von Bracken:* Die Prügelstrafe in der Erziehung. Dresden, 1926.

[3]) Die nähere Schilderung dieser Riten würde hier zu weit führen. Weil unter ihnen die Beschneidung eine Rolle spielt und in einzelnen Fällen die Kastration, hat die Psychoanalyse in ihnen nur einen Ausdruck sexueller Vorherrschaftskämpfe gesehen. Die Individualpsychologie hat gezeigt, daß das Macht-

die neben den Geistern und in Verbindung mit ihnen zur Aufrichtung der Vorherrschaft der Alten beitrugen, durfte keiner der Jungen in die Schicht der Jäger aufrücken und daher auch nicht heiraten (wohl Geschlechtsverkehr ausüben), sondern blieb der Klasse der Alten dienstbar zugeteilt.

III.

Für die Individualpsychologie von besonderem Interesse dürfte die Frage sein, wie sich die Jugend untereinander verhält, die ohne Autorität, ohne Unterdrückung, ohne Prügel aufwächst. Das Autoritätsprinzip in der Erziehung stützt sich auf die Annahme, daß das Kind von Geburt an egozentrisch, undiszipliniert und unsozial sei und so bleibe, wenn es nicht mit starker Hand erzogen werde. Die Individualpsychologie hat diese Annahme als unbegründet abgewiesen und alle Berichte über die Jugend jener Völker, die eine autoritäre Haltung gegenüber der Jugend nicht kennen, zeigen, daß jene Annahme tatsächlich falsch ist. — „Im allgemeinen wird man das Maß des Gemeinschaftsgefühls bei Kindern mit großer Sicherheit bei ihren Spielen bestimmen können" (*Adler* [1])). Daher mögen zwei Berichte über das Spiel der Kinder bei Völkern ohne autoritäre Haltung gegenüber der Jugend das vorhandene Beweismaterial vertreten: Von der indianischen Jugend in Kalifornien teilt *Powers* [2]) mit: „Es ist eine bemerkenswerte Eigenschaft des Indianers, daß er bei seinen Spielen keine Eifersucht kennt. Stets findet man ihn beim Spielen heiter, fröhlich und gut gelaunt. Niemals vergessen die Knaben, daß das Spiel zur Erholung da ist, und niemals haben die Schwachen unter dem Übermut der Starken zu leiden. Die Indianerjugend kennt keine Spielverderber." Ebenso bei den Eskimos. *Nansen* hat niemals, weder im Haus noch im Freien Eskimokinder sich erzürnen, schimpfen oder gar schlagen sehen. Oft hat der Forscher ihnen beim Spiel zugeschaut; ja er hat sogar selbst mit ihnen Fußball gespielt. *Nansen* schreibt: „Nie sah ich einen heftig werden, ja ich sah nicht einmal ein unfreundliches Gesicht. Wie könnte das in Europa vorkommen?" [3])

IV.

Die Vorherrschaft der älteren Generation findet ihre tatsächliche Verwirklichung mit dem Übergang zum Hirtentum und zur Seßhaftigkeit; die Erfahrung wird hier wichtiger als die jugendliche Beweglichkeit. *David Hume* hat die Verursachung der Überlegenheit der Alten über die Jungen aus der Praxis der Landwirtschaft so erklärt, daß da eine gewisse Gleich-

---

streben des Individuums sich *auch* auf seine sexuellen Beziehungen erstreckt; das gleiche gilt für die Beziehungen der Altersklassen. Außerdem widerspricht der psychoanalyt. Hypothese, daß die Mannbarkeitsriten Teil des Kampfes der Söhne mit dem Vater um die Frau wären, die Tatsache, daß ja auch Mädchen solche Weihen durchmachen müssen, wobei vielfach eine Be- oder Ausschneidung der Clitoris üblich ist und in Einzelfällen Exstirpationen der Ovarien festgestellt wurden.

[1]) *Alfred Adler:* Menschenkenntnis.

[2]) Zit. bei *Ploß*, a. a. O.

[3]) Zit. aus: *Heinz Jacoby*, Das freie Jugendbuch.

förmigkeit zwischen den Wirkungen der Sonne, des Regens und der Erde auf das Wachstum der Pflanzen bestehe, die Erfahrung der alten Praktiker die Regeln gelehrt habe, wodurch diese Einflüsse bestimmt und geleitet werden[1]).

Die Auflösung der Sippe, das Entstehen der Familie bestärkt die Vorherrschaft der Alten; die Jugendlichen, die früher in gesonderten Gruppen lebten, sind jetzt der Familie ausgeliefert. Die Entstehung des Staates und der Klassenherrschaft bringt Formen der organisierten Machtausübung in die Gesellschaft und dadurch wird auch die Herrschaft des Alters über die Jugend verschärft. Die „patria potestas" des römischen Rechts enthielt die volle Verfügungsgewalt des Vaters über das Kind, das als Sache galt. Auch die deutsche Sprache sagt nicht zufällig „das" Kind. Ein jüdisches Kind, das seine Eltern schlug, wurde von der ganzen Gemeinde gesteinigt. Deutlich zeigt China den Zusammenhang von Altersherrschaft in der Familie und im Staat. Eltern[2]) und Ahnen werden verehrt. *Kung-tse* begründete das Untertänigkeitsverhältnis im Staate auf die Kardinaltugend der Kindespietät. Je stärker die Altersherrschaft, desto länger wird u. a. die Jugend von der politischen Mitbestimmung ferngehalten, z. B. wurde in Sparta das Staatsbürgerrecht erst den Dreißigjährigen verliehen. Die Veränderungen im Generationsverhältnis finden in der auf- und absteigenden Skala des Alters, in dem politische Rechte verliehen werden, einen Gradmesser. Aber es ist hier nicht unsere Aufgabe, Geschichte zu treiben, sondern nur an einigen geschichtlichen Beispielen die Entwicklung des Problems zu zeigen.

Das deutsche Mittelalter entwickelte insbesondere das Autoritätsverhältnis gegenüber der jüngeren Generation, alle seine Formen werden sich aus dieser Zeit ableiten lassen[3]). Auch der Sprachgebrauch hat erst von dieser Zeit ab allmählich der geringeren Wertung der jüngeren Lebensalter Rechnung getragen. Luther durfte noch schreiben, das Evangelium sei eine *kindische* Lehre. Das Wort „Bube" hatte nicht immer den schlechten Beiklang (ebensowenig hatte das englische „knavery" = Büberei von knave = Knabe seinen üblen Sinn).

Das 19. Jahrhundert brachte eine langsame Änderung, setzte dem Machtstreben der älteren Generation gewisse Grenzen. „Mit der Einführung des Fabrikwesens stand der Jugendliche und der Erwachsene gleich angestrengt und gleich tätig im selben Arbeitsprozeß. Der selbstverdienende Jugendliche nahm nun auch im Elternhaus eine weit ungebundenere Stellung ein, weil er von seinen Eltern nicht mehr in dem Maße abhängig war wie früher, er trug vielmehr selbst zum Haushalt bei und setzte sich deshalb durch. Die Trennung des Arbeitsortes von dem Elternhaus ist es überhaupt gewesen, die den stärksten Antrieb gab, dem Jugendlichen

---

[1]) Inquiry concerning Human Understanding. (Vgl. auch *Tönnies:* Die Sitte, S. 30/32.)

[2]) Chinesische Eltern wurden nicht zur Verantwortung gezogen, wenn ein Kind an den Folgen häuslicher Strafen starb; sie hatten sogar das Recht, das Kind bei Widersetzlichkeit zu enthaupten.

[3]) In der mittelhochdeutschen Dichtung „Kaiserchronik" aus dem Jahr 1150 heißt es: Ich hörte meinen Vater sagen — Daß der Sohn und der Knecht — Haben ganz gleich ein Recht.

früher die Rechte des Erwachsenen zu gewähren als bisher. Dies traf namentlich auf den jugendlichen Fabrikarbeiter zu, dessen ganze Lebensart in Arbeit und Erholung auf den Erwachsenen zugeschnitten war; weniger für ländliche Arbeiter und Lehrlinge, die auch weiterhin durch Naturallohn und durch häusliche Gemeinschaft mit dem Arbeitgeber in alten Abhängigkeiten sachlicher oder persönlicher Art verharrten: davon zeugen die Bindungen in den ländlichen Gesindeordnungen und im Lehrlingsrecht bis in die jüngste Vergangenheit" (*Rehm* [1])). Die ökonomische Abhängigkeit der Jugend und ihre Bindung an das Haus der Eltern wurde gemildert, aber nicht aufgehoben und daher bleibt, wenn auch gemildert, die Vorherrschaft des Alters.

Die Individualpsychologie hat uns gelehrt zu sehen, welche Arrangements im Lebensplan dem Machtstreben dienen; wir finden solche Arrangements auch in sozialen Institutionen; Praxis und Theorie der Pädagogik zeigen das. Die Lernschule ist Ausdruck der Altersherrschaft [2]), in ihr ist der Stoff von der älteren Generation „der Jugend angepaßt". (Schon *Plato* verlangte, daß man die Jugend nicht lehren solle, daß Zeus seinen Vater Kronos gefesselt habe.) Die Stellung des Lehrers als Vorgesetzter ist weiterhin typisch. Schließlich ist sogar jeder Erwachsene der „Vorgesetzte" des Kindes. Nicht nur Lehrer und Eltern haben ein Züchtigungsrecht; eine Entscheidung des Kammergerichts vom 7. 10. 1929 (4. V. 272) lautet: „Die sofortige Ahndung einer Ungezogenheit oder einer strafbaren Handlung eines Kindes durch einen Erwachsenen, an sich nicht erziehungsberechtigten Tatzeugen ist als im öffentlichen Interesse geboten und mit der Volksüberzeugung im Einklang stehend als berechtigt anzusehen."

Der soziale Machtkampf der Generationen spielt sich in jedem Einzelverhältnis wieder ab. Nun verdanken wir der Individualpsychologie die Erkenntnis, daß das Individuum nicht nur um die reale Macht sondern auch um die Fiktion, d. h. um Geltung ficht; es wird sich dieser Konflikt also häufig im Psychischen neurotisch zuspitzen, seine letzte Begründung bleibt aber doch in der sozialen Realität. Immer wieder klingt in jeder Familie dem Kinde entgegen: solange du unser Brot ißt, hast du zu gehorchen.

Die Familie des 20. Jahrhunderts hat zwar mit der Familie des Mittelalters, die eine Produktionsgemeinschaft war, kaum mehr als den Namen gemeinsam; von ihr wird den Kindern gegenüber kein gesellschaftlicher Anspruch mehr erlebbar vertreten, doch der Anspruch auf Autorität insbesondere seitens des Vaters hat sich nicht entsprechend der realen Entwertung seiner Position gemindert. Ein Umstand, der geeignet ist, das Generationsverhältnis nur konfliktreicher zu gestalten. Wie sich der Konflikt innerhalb des Rahmens der Familie vor unseren Augen abspielt, kann hier nicht im Einzelnen dargestellt werden, wir begnügen uns, dies an einem allgemeinen Vorgang aufzuzeigen:

Häufig wehren sich die Eltern dagegen, daß die Jugend sich in einer Organisation einen festen Stützpunkt außerhalb ihrer Gewalt schafft. Das trennt oft Vater und Sohn, selbst wenn sie beispielsweise derselben politi-

---

[1]) A. a. O.

[2]) *M. Vaerting* (a. a. O.) hat ausführlich hierauf hingewiesen.

schen Richtung angehören. Das Buch von *Krolzig* „Der Jugendliche in der Großstadtfamilie“, das Aufsätze von Berufsschülern zu der Frage „Was bedeutet mir meine Familie?“ zusammenstellt, belegt dies mit reichlichem Material. Der Herausgeber dieses Buches zieht aus den dort zusammengestellten Aufsätzen folgenden Schluß: „Die Beurteilung der Väter durch die Jugendlichen fällt überwiegend negativ aus. Es sind nur 48 Jungen und 17 Mädchen, die sich irgendwie positiv für den Vater erklären. Dagegen stehen 75 Jungen und 39 Mädchen, die den Vater aus irgendwelchen Gründen ablehnen. Von den Jungen wird der Vater in den meisten Fällen um seiner Rolle als Familienoberhaupt willen abgelehnt. Es ergibt sich aus den Niederschriften der Schüler, daß die autoritär-patriarchalische Haltung der Väter heute noch außerordentlich verbreitet ist. Die Väter sehen sich jedoch zu einem Kampf um die Behauptung dieser Stellung gezwungen ...“

Daß dieser Kampf des Vaters um die autoritär-patriarchalische Stellung die Psyche des Jugendlichen weitgehend bestimmt, hat die Individualpsychologie mit vielen Beispielen aus ihrer Praxis belegt. Sie hat es daher abgelehnt, eine spezielle Jugendpsychologie zu entwickeln. Aus ihrer Praxis ergab sich vielmehr die Einsicht, daß zahlreiche „Eigentümlichkeiten“ der Jugend nur Eigentümlichkeiten einer Jugend innerhalb der heutigen Form des Generationsverhältnisses sind. Die vergleichende Betrachtung der sozialen Rolle der Jugend in den verschiedenen Kulturphasen bestätigt, daß die Einteilung des Jugendalters in Stadien mit verschiedenen spezifischen Verhaltungsweisen nicht auf reinen biologischen Gegebenheiten bauen kann, sondern daß die Eigenarten der Altersstufen weitgehend Sozialprodukt sind. Die gleichen biologischen Stadien vermögen verschiedene psychische Erscheinungen aufzuweisen. Heute ist es zweifellos das autoritäre Generationsverhältnis, das für einen großen Komplex psychischer Erscheinungen der heranwachsenden Generation die Ursache ist. Offensichtlich ist Schwererziehbarkeit — angefangen vom Trotz bis zu gewissen Verwahrlosungserscheinungen — vielfach eine Protestform gegen die autoritäre Haltung der Älteren; ein großer Teil der Pubertätserscheinungen ist aus dem Wunsch, recht bald in das Lager der „Herrscher“ hinüberzuwechseln, zu verstehen. Aber die Jugendlichen haben nicht nur immer als einzelne protestiert, sie haben auch öfters als Masse rebelliert. Die tendenziöse Geschichtsschreibung der Alten, — tendenziös nicht im Sinne einer *bewußten* Haltung —, hat dies nicht aufgezeichnet. Erwähnt sei nur, daß nach 1813 eine solche Rebellion in Form einer Jugendbewegung entstand. Ihre Träger lehnten die Sitten der Alten ab und wurden deshalb, weil sie u. a. auch den Alkohol mieden, als Schokoladenbrüder bezeichnet. In Gießen nannte man sie „die Schwarzen“, weil sie einfache schwarze Kleidung im Gegensatz zur üblichen Bürgerkleidung trugen. Ihr Leitsatz hieß: „Höchster Genuß alles Edlen im jugendlichen Leben, so kündet sich stark und verheißungsvoll eine neubewußte Jugendlichkeit an.“ Von seiten der Obrigkeit trat man dieser Jugendbewegung sofort entgegen. In einem preußischen Erlaß vom 30. 10. 1819 wird u. a. gesagt: „Alles unnötige Räsonnieren und Diskutieren mit der Jugend ist zu vermeiden, damit sie früh lerne, ohne Widerspruch den vorgeschriebenen Gesetzen folgen ...“ Leider sind bisher nur wenige Dokumente über die

Protestbewegungen der Jugend in der Geschichte bekannt. Solche scheinen im Verlauf der Reformation und des Bauernkrieges im Gange gewesen zu sein. *Luthers* Klage, daß die Jugend „so wild und wüst ist und sich nicht mehr will erziehen lassen; wie gar wenig fragen sie jetzt nach Eltern, Schulmeistern und Obrigkeit“, läßt u. a. darauf schließen. Daß die Wandervogelbewegung, die zum Beginn des 20. Jahrhunderts einsetzte, eine Protestbewegung der bürgerlichen Jugend gegen Eltern und Lehrer war, ist trotz der vielen Abwegigkeiten, die über ihren Charakter gesagt worden sind, schließlich doch erkannt worden. Diese Bewegung mußte zugrunde gehen. Sie floh aus dem Herrschaftsbereich der Alten in die Natur, sie protestierte gegen die Altersherrschaft, aber sie fand keine sozialen Mittel zu ihrer Beseitigung.

Besonders interessantes Material über den Konflikt der Generationen enthält die Geschichte der proletarischen Jugendbewegung, die um 1904 begann. Sie richtete sich nicht zuerst gegen Väter und Lehrer sondern gegen die Überausbeutung der Jugend im Produktionsprozeß. Aber sowohl bei den älteren Arbeitern in der Fabrik wie bei den älteren Mitgliedern der Arbeiterorganisationen fanden die proletarischen Jugendlichen nur Väter und Lehrer aber keine Helfer[1]). Der Gegensatz zwischen den Generationen erwies sich als übermächtig. „Die Entstehung der Bewegung der jugendlichen Arbeiter ist von dem Gros der deutschen Sozialdemokratie und der Gewerkschaften nur scheelen Auges angesehen worden. Als beide aber merkten, daß sich die Entwicklung nicht mehr aufhalten ließ, setzten sie sich resolut an die Spitze und nahmen die Führung dieser jungen Bewegung in ihre alten Hände. Zur Leitung der Jugendbewegung wurde eine Zentralstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands eingesetzt, die aus je vier Vertretern des Parteivorstandes der Sozialdemokratie, der Generalkommission der Gewerkschaften und der Jugendlichen — also einer Zweidrittelmajorität der Alten — gebildet wurde“ (*Michels*[2])).

Wir schließen unsere Betrachtung (im Bewußtsein ihrer Unvollständigkeit) hier ab; allerdings in der Annahme, daß trotz ihres skizzenhaften Charakters aus ihr hervorgeht, sowohl welche Bedeutung die Betrachtungsweise der Individualpsychologie für die Erforschung sozialpsychologischer Zusammenhänge haben kann, als auch wieviel Anregungen die psychologische Forschung — insbesondere soweit sie der „umwälzenden Praxis“ dienen und „allgemein nützlich“ sein will — erhalten kann, wenn sie das historische Schicksal der biologischen Gruppen betrachtet, der die Individuen angehören, um deretwillen sie sich bemüht.

Würde dies jemanden, der Wissen, richtige soziologische und psychologische Erkenntnis und freie Arbeitszeit vereinen kann, veranlassen, die Arbeiten für eine Kulturgeschichte der Jugend in Angriff zu nehmen, so würden die kleinen Mühen, die dieser Arbeit vorausgingen, belohnt sein.

---

[1]) Vgl. *O. Rühle*, Die Seele des proletarischen Kindes.
[2]) *Robert Michels:* Zur Soziologie des Parteiwesens. Leipzig, 1925.

Angel Sanchez Rivero's individualpsychologische Epostheorie.

Von Dr. OLIVER BRACHFELD, Barcelona.

Es scheint das tragische Los der Individualpsychologie in den Spanisch sprechenden Ländern zu sein, daß sie ihre ersten Anhänger und Vorkämpfer in diesen Ländern unserem Kreise vorzeitig entrissen sieht: nicht nur der chilenische Professor *Arturo Barrenechea*, auch der spanische Gelehrte *Don Angel Sanchez Rivero*, Bibliothekar der Madrider Nationalbibliothek, ein intimer Freund und Mitarbeiter Prof. *Ortega y Gassets*, wurde dem Leben entrafft, bevor er seine geplanten Werke zu Ende hätte führen können.

Angel Sanchez Rivero habe ich nach meinen ersten Vorträgen über Individualpsychologie 1929 im Madrider Ateneo gesprochen. Er stellte sich selbst als einen Freund Prof. *Ortegas* vor, und nach wenigen Worten sah ich, daß es nicht um einen der vielen Hörer handelt, die sich nach einem Vortrag dem ermüdeten Vortragenden nähern: haben sie ihn eine Stunde lang angehört, so soll er jetzt sie kaum kürzere Zeit anhören, mit all ihren „interessanten Fällen", „bescheidenen Meinungen" usw., die sie während der Diskussion aus verschiedenen Gründen nicht vorbringen wollten. Nein: *Sanchez Rivero* war von einem anderen Schlag, und bald saßen wir in den Klubsesseln des Ateneos, in ein beinahe unbeendbares Gespräch über *Adler* und die Individualpsychologie verwickelt.

Ich entsinne mich noch seiner untersetzten Gestalt; er war der Typus des sympathischen Privatgelehrten, der, wenn er sich eines Themas bemächtigt, das ihn interessiert, es nicht wieder losläßt, bevor er nicht mit eiserner Konsequenz alles aus ihm herausgeholt hat. Er entwickelte mir seine *Epostheorie*, die mich von dem Gesichtspunkt der Individualpsychologie aus lebhaft interessieren mußte. Ich sah ihn nie wieder. Als ich 1931 nach Spanien zurückkehrte, erfuhr ich aus der ausgezeichneten „Revista de Occidente" *Ortega y Gassets* seinen allzu frühen Tod. Seitdem besorgt seine Frau die Herausgabe seiner wenig zahlreichen hinterlassenen Schriften, deren größter Teil in der eben erwähnten Zeitschrift erschienen ist, unter dem Gesamttitel *Papeles postumos.* Einige Blätter seines Nachlasses enthalten einige Gedanken zu seiner Epostheorie, haben aber aus Mangel an Verständnis in Spanien wenig Interesse gefunden. Es erscheint jedoch nicht überflüssig, diese Bruchteile seiner Gedanken für uns zu retten; eines Tages könnten sie vielleicht als Bausteine für eine großangelegte individualpsychologische Darstellung der Kulturgeschichte dienen.

Es muß vorausgeschickt werden, daß die hier folgenden Auszüge aus *Sanchez Riveros* hinterlassenen Blättern noch *vor* seiner Bekanntschaft mit der Individualpsychologie aufs Papier gebracht worden sein müssen, wie es aus dem Text und aus meinem letzten Gespräch mit ihm deutlich hervorgeht. Seine Betrachtungen über die großen Heldengedichte der Menschheit haben ihn zu einer *gänzlich individualpsychologischen Auffassung* geführt, und nur die Unkenntnis der Lehre *Alfred Adlers* und

eine — wie wir es unten nachweisen werden — Mißdeutung gewisser *Freud*schen Begriffe, die er nicht verstanden haben scheint, hat ihn davon zurückgehalten, aus ihnen die letzte Konsequenz zu ziehen.

Er hat diese letzte Konsequenz in unseren Gesprächen bereits gezogen gehabt; leider scheint sich unter seinen Papieren keine diesbezügliche Notiz gefunden zu haben. Dies läßt aber seine Gedanken, die wir hier kommentieren, in einem umso interessanteren Lichte erscheinen. Bei ihrer Lektüre dürfen wir aber nicht vergessen, daß wir es mit Fragmentarischem zu tun haben, mit dem rohen, noch ungeschliffenen, unmittelbaren Einfall, im besten Fall Material für eine Studie, die zu schreiben dem Frühdahingegangenen nicht mehr vergönnt war[1]):

„Man könnte sich die Entstehung des *Chanson de Roland* folgendermaßen erklären. Die lange Reihe siegreicher Eroberungen Karls des Großen weist einen einzigen, wenig glorreichen Punkt auf: den Feldzug nach Spanien und den mißglückten Versuch, Saragossa einzunehmen. Und nachher, seinen Rückzug; letztens, die katastrophale Niederlage in den Pyrenäen, die die Bergbewohner seinen deckenden Truppen im Paß von Roncesvalles zugefügt haben. Die sagenschaffende Phantasie begann eben über diesen *schwachen Punkt* in der Laufbahn des Kaisers zu arbeiten, ihn allen anderen vorziehend, um ihm eine Erklärung zu geben, die mit dem Ruhm des Helden in Einklang stehen sollte. *Es ist offensichtlich eine Arbeit der Kompensation.* Als wenn man aus dem Leben *Napoleons* die Schlacht von Waterloo aussuchen würde, die einzige wirkliche Niederlage des Kaisers.

Auch die *Iliade* verdankt ihren Ursprung einer ähnlichen Verarbeitung der Tatsachen. Es hat sich darum gehandelt, ein für die Griechenzeit unglückliches Ereignis — daß sie nämlich Gefahr liefen, ins Meer geworfen zu werden — zu rechtfertigen, und die schöpferische Phantasie schuf den Mythus vom Zorn des Achill. Sowohl in diesem Falle, wie auch im *Chanson de Roland*, entstand die Sage nur darum, um zu bezeugen, daß die Niederlage nicht der wirklichen Überlegenheit des Feindes, sondern jener Lage zuzuschreiben ist, in der sich die Freunde befanden, als Folge ihrer eigenen Fehlern. In der *Iliade* wegen des Zornes des Achill, und im *Chanson* wegen des Verrates des Ganelon."

„Es handelt sich also um einen *Freud*schen (!) Fall, in dem die Phantasie ein schmachvolles Ereignis mit Hilfe einer geistreichen Fiktion zu sublimieren trachtet."

(Hier ist der Punkt, wo der damals noch schlechtinformierte *Sanchez Rivero* irrt, indem er *Freud* etwas zuschiebt, was ihm durchaus nicht zusteht. Der spanische Sinn des Wortes *sublimación* und die damals in Spanien nur noch dürftig bekannte Psychoanalyse erklären vollauf seinen Irrtum in diesen — ich betone es noch einmal — privaten Aufzeichnungen. Wir wissen, daß die „Sublimation" nach *Freud* ein energetischer Begriff ist, und die Metamorphose „libidinöser Energien" in solche geistiger Natur

[1]) Die Zitate sind sämtlich dem Aufsatz aus dem Nachlaß „*Los Heroes*" entnommen (vgl. Revista de Occidente, 1931, *3*). Die Hervorhebungen bis auf wenige Ausnahmen, von mir. O. B.

bedeuten sollte. Es geht aus dem angeführten Text klipp und klar hervor, daß *Sanchez Rivero* diese *sublimación* in einer ganz anderen Weise verstanden hatte, und nur der zufällige Gleichklang mit dem *Freud*schen Ausdruck, der damals begann, in Spanien Modewort zu werden, konnte ihn dazu veranlassen, sein Wort mit dem *Freud*schen Terminus in einen Topf zu werfen. Setzten wir an Stelle von *sublimación* den spanischen Sinn — in diesem Fall: *Überwindung* —, erst dann steht der Gedanke des Verfassers eindeutig vor unseren Augen. Natürlich hat dann dieser Begriff ganz und gar nichts mit der *Freud*schen „Sublimierung", einem hier nicht zuständigen energetisch-mechanistischen Begriff zu tun.)

Nun versuchte *Sanchez Rivero* diesen Gedanken der *Kompensation* und der *Überwindung* auch auf den spanischen Nationalepos vom *Cid* anzuwenden. Er fügt dann noch erklärend hinzu:

„Diese Arbeit der *Sublimierung* der schmachvollen Ereignisse kann von äußerst großer Bedeutung für die Erklärung der Sagen und Mythen werden. Das heißt, die Phantasie arbeitet nicht so sehr, um positive Ereignisse zu besiegen, sondern vielmehr *um die negativen zu überwinden. Das erstere wäre ja eine überflüssige Arbeit; das letztere entspringt einer vitalen Notwendigkeit.* Wäre also jegliches geistige Schöpfertum das Resultat eines Gefühls der Niedergeschlagenheit, des Jammers? (Im spanischen Text gebrauchte *Don Angel* das französische Wort *détresse.*) Das ist ein harter Schlag für den Optimismus. Denn wenn selbst die epischen Dichtungen Söhne der Lebensangst sind..."

Er selbst scheint von dieser Entdeckung tief betroffen zu sein, und fährt auf folgende Weise fort: „*Der Machtwille* wäre dann die große schöpfende Kraft; jedoch nicht unmittelbar, wie *Nietzsche* meinte, sondern auf einem *Freud*schen Umwege (*por un* détour *freudiano*)."

Wieder der selbe Irrtum: wie oben; *Sanchez Rivero* ist aber klug genug, um nicht den Machtwillen selbst ins Spiel zu setzen, und um klar zu erkennen, daß der „Drang nach Oben" einen kompensatorischen Charakter aufweist:

„... Das schreckliche ist nur, daß dies die Überwindung der *détresse* in die einzige geistige Triebfeder umwandelt. Für den marxistischen Sozialismus ebenso, wie für den Faschismus."

Auch in den Folgenden hätte *Sanchez Rivero* wohl „adlerisch" anstatt „freudisch" eingesetzt, wenn ihm schon damals die Gedankengänge der Individualpsychologie bekannt gewesen wären:

„Das heißt, daß die epische Dichtungen nicht ein Besingen der Geschichte, sondern eine freudische Selbstwehr gegen gewisse geschichtliche Depressionen bedeuten. *Die Phantasie arbeitet erst dann mit voller Intensität, wenn es sich darum handelt, eine détresse zu beärzteln.* . . . Das Gedicht wird geboren, nicht um die Geschichte zu verherrlichen, sondern um die Geschichte zu stopfen."

Aus diesen Gedankengängen entstehen dann einige — sagen wir: — Vorschriften für die Themenwahl der großen epischen Dichtungen, und neue Einsichten in die Problematik der Literaturgeschichte:

„Ein Cäsar, ein Alexander, ein Napoleon, sind keine wirklichen epischen Helden, eben weil sie wahrhaft wichtige Persönlichkeiten gewesen sind. Dadurch erklärt sich erst der tiefe Unterschied zwischen den spontan entstandenen und den aus der Gelehrsamkeit entsprungenen epischen Dichtungen. Die gelehrsamen Dichter glaubten immer, daß die geeignetsten Helden eben die geschichtlich wichtigen Gestalten abgeben würden. *Virgilius* wählt sich den Gründer der Mutterstadt Rom zum Helden; Lukanus, Cäsar; Voltaire, Heinrich IV. Achilles aber war nicht derjenige der Troya schuf. Die Sage trägt immer Sorge dafür, um die wirkliche Unzulänglichkeit des Helden zu betonen . . . Die Unzulänglichkeit des Lebens des Achilles wurde mit tragischer Klarheit von *Homer* formuliert.“

Sanchez Rivero selbst fühlte, daß er am Anfang einer gewaltigen Entdeckung stand, und bemerkte sofort: „Freilich steigen hier eine Menge Probleme auf, deren Lösung eine eingehende Untersuchung verlangt.“

Dies wird aber erst nach einer Vertiefung in die Individualpsychologie möglich, die dem früh Dahingeschiedenen leider nicht mehr vergönnt war.

Eine „Spiel“-Behandlung.[1])

Beitrag zur praktischen Anwendung der Individualpsychologie in der Kindertherapie.

Von SIDONIE REISS, Berlin.

Hans, ein 9jähriger Junge, Sohn sehr vermögender Eltern, leidet an ruckweisen, tickartigen Bewegungen des Kopfes, der Schultern und des Oberkörpers, kratzt sich ständig am ganzen Körper, oft bis er blutet, onaniert stark.

Er ist ein schlechter Schüler, namentlich Grammatik und Orthographie machen ihm große Schwierigkeiten. Immer unkonzentriert, kindisch, steht er Begriffen, die 6jährigen Kindern geläufig sind, oft völlig fassungslos gegenüber, sodaß man an seiner geistigen Vollwertigkeit zweifeln könnte, wenn er nicht andererseits wieder Beweise einer guten Durchschnittsintelligenz liefern würde. Äußerst empfindlich, neigt er leicht zu Wutausbrüchen, schimpft in groben, unflätigen Redensarten und kann sich in keiner Weise einordnen. In seiner Klasse (er besucht eine Privatschule) ist er völlig isoliert, er hat keinen Kontakt mit anderen Kindern. Die Mutter berichtet, daß Hans sehr stark an sie gebunden ist, so sehr, daß er an den Tagen ihrer Periode ganz besonders unerträglich wirkt, selbst wenn Mutter und Kind getrennt sind. — Den Vater, der eine bedeutende Position bekleidet und sich nicht viel um das Kind kümmern kann, bewundert Hans glühend. Und dann hat Hans noch einen 2 Jahre älteren Bruder, an den er sehr angeschlossen ist; nach Aussage der Mutter sind sich die beiden Jungen „gegenseitig genug, sie brauchen keine anderen Kinder.“ Die Mut-

---

[1]) Nach einem Vortrag, gehalten am 21. März 1932 in der Individualpsychologischen Gruppe, Berlin.

ter betont, daß sie und ihr Mann schwierige Menschen sind, beide isoliert und eigenbrötlerisch. So nebenbei kommt zur Sprache, daß Hans von beiden Seiten erblich belastet ist, von ihrer Mutter und ihres Mannes Vater.

Die Vorgeschichte: Hans ist das dritte Kind dieser Ehe. Erst kam ein Mädchen tot zur Welt, nach 2 Jahren kam Hansens Bruder, nach weiteren 2 Jahren erschien Hans. In der Entstehungszeit des Kindes hatte die Mutter große Schmerzen zu ertragen, da durch Hansens Lage ein Nerv der Mutter gedrückt wurde. Die Geburt war sehr schwer (Zange). Hans war ein kräftiges Kind, aber überaus nervös und zappelig; vom ersten Tage ab machte er Schwierigkeiten, da er furchtbar viel schrie. Die Mutter nährte ihn selbst, berichtet aber, daß sie sehr viel weinte, da sie in dieser Zeit an schweren Depressionen litt. Schon bei dem Säugling zeigten sich Wutausbrüche, und er onanierte so stark, daß man sich nicht zu helfen wußte. Auf den Rat einer Kapazität wurde er in eine Kinderklinik gegeben, wo er nach einer Beobachtungszeit der Onanie wegen in einen Gipsverband gelegt werden sollte. Hans war 10 Tage in der Klinik und völlig in Ordnung. Dann besuchte ihn die Mutter und dabei erfolgte erstmalig wieder ein Wutausbruch. Dann wurde er in Gips gelegt, aber nur für kurze Zeit, da in der Klinik eine Infektionskrankheit ausbrach und das Kind nach Hause genommen werden mußte. Gehen- und Sprechenlernen vollzogen sich ziemlich normal, anders verhielt es sich mit dem Sauberwerden: Hans war bis zu 7 Jahren Bettnässer. An Kinderkrankheiten hatte er Masern und Keuchhusten. Schon ganz frühzeitig hatte er an starker Hautempfindlichkeit zu leiden. Wann sich die erwähnten Symptome: die tickartigen Bewegungen und das Kratzen erstmalig gezeigt haben, vermochte die Mutter nicht anzugeben. Die Ärzte rieten, das nervöse Kind möglichst viel im Freien zu halten. Aus diesem Grunde erwarb der Vater einen Landbesitz nahe der Stadt, und dort hat das Kind während der ersten Jahre seines Lebens ständig die Frühjahrs-, Sommer- und Herbstmonate verbracht. Die Mutter war sehr viel um ihn. Dieser Aufenthalt auf dem Lande tat dem Kinde gut, es wurde etwas ruhiger. Im Winter wurde sehr viel mit ihm gereist; das Bettnässen verschwand erst, als seine Mitnahme im Schlafwagen — er war damals sieben Jahre — von seinem Saubersein abhängig gemacht wurde. — Da Hans nicht den Anstrengungen des Schulbesuchs ausgesetzt werden sollte, wurde ein Hauslehrer für ihn genommen, der aber so vernarrt war in den Jungen, daß Hans absolut nichts lernte. Nach 1½ Jahren gaben ihn die Eltern in die oben erwähnte Privatschule; es zeigten sich aber so große Lücken, daß sofort mit Nachhilfeunterricht angefangen werden mußte. Zur Zeit des Behandlungsbeginnes ist Hans 1½ Jahre in dieser Privatschule und im ganzen in einem so schlechten Zustande, daß unbedingt Abhilfe geschaffen werden muß.

In einer Besprechung mit dem Vater werden die Angaben im allgemeinen bestätigt; nur bewertet er — im Gegensatz zur Mutter — das ausschließliche Zusammensein der beiden Brüder nicht positiv, sondern er wünschte, daß die Kinder Verkehr mit Altersgenossen hätten, denn auch der Ältere, der das Gymnasium besucht und ein guter Schüler ist, steht in seiner Klasse isoliert da.

Eine Unterredung mit Hansens Klassenlehrerin bestätigt, daß er sowohl mit seinen Leistungen als auch mit seinem sonstigen Verhalten aus dem Rahmen der Klasse fällt.

Mit Erlaubnis der Eltern erfolgte noch eine Orientierung bei dem Arzt der Familie, der Hans seit der Geburt kennt. Neue Aufschlüsse waren nicht zu erlangen. Der Arzt betonte noch stärker die erbliche Belastung, von einer Behandlung könne man nichts erwarten, denn man müsse hier sehr stark den konstitutionellen Faktor in Rechnung stellen: „Hans ist doch eben ein schwerer Psychopath!“

Trotz dieser wenig ermutigenden Prognose wurde ein Versuch gewagt. Die Individualpsychologin sollte als Freundin der Mutter ins Haus kommen, um die Kinder kennenzulernen.

Hans ist ein äußerlich kräftiger, gut entwickelter Junge mit schönen, sprechenden Augen; im Gegensatz dazu steht eine grobe Mundpartie. Seine Haltung ist furchtbar unruhig, er zuckt und kratzt fortwährend. Der Gesichtsausdruck ist ständig wechselnd, bald liebenswürdig, scheinbar interessiert, im nächsten Augenblick gleichgültig, schläfrig, unfreundlich. Seine äußeren Manieren sind tadellos, er bemüht sich, dem Gaste gegenüber liebenswürdig zu sein und will sein Spielzimmer zeigen. Das Haus wird in großem Stile geführt und das Spielzimmer — richtiger wäre der Ausdruck „Spielsaal“ — ist dermaßen überfüllt mit allem, was ein Jungenherz begehren kann: elektrische Apparate, Eisenbahnen, Autos, Spiele, Bücher, daß klar zu Tage tritt: diesen Kindern bleibt wirklich nichts mehr zu wünschen übrig!

Wir sprechen von der Schule; er geht gern zur Schule, sein Lieblingsfach ist Zeichnen, und er zeigt Zeichnungen, die einen starken Farbensinn verraten; „am schlechtesten gehts in Grammatik!“ Hansens Bruder war gerade im Begriff, das Zimmer zu verlassen; in diesem Augenblick dreht er sich um, macht einen tänzelnden Schritt ins Zimmer zurück und sagt: „*Ich* habe in Grammatik eine Eins!“ Hans wird blutrot und ist verstimmt. Wie mit einem Scheinwerfer ist die Situation beleuchtet: Hans, der Zweite und Jüngste, strebt dem älteren Bruder nach und fühlt sich durch ihn, der noch dazu ein guter Schüler ist, zurückgesetzt. Nach diesem ersten Besuch werden der Mutter diese Dinge auseinandergesetzt und sie wird gebeten, nach Möglichkeit Situationen zu vermeiden, die Hans in seiner Meinung bestärken könnten. Es wird dabei betont, daß individualpsychologische Behandlung nicht etwa darin besteht, Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen (das wäre eine falsch verstandene Individualpsychologie), daß es aber doch manchmal notwendig sei, namentlich bei Beginn einer Behandlung, unnötige Reibungen zu vermeiden, also eine gewisse Schonzeit inne zu halten. Es ist verständlich, daß die Mutter sich auf die völlig neue Beleuchtung des Verhältnisses zwischen den beiden Brüdern nicht so leicht einstellen kann.

Die Individualpsychologin ist sich darüber klar, daß sie am besten daran täte — ganz entgegen ihrer sonstigen Gepflogenheit — die Behandlung *dieses* Kindes nur innerhalb seines Milieus vorzunehmen. Unter der Motivierung, daß sie ein Buch über Kinder schreibe, wobei ihr Hans durch Berichte über seine Erlebnisse mit Kindern helfen könne, ist der

Weg gefunden, nun öfters ins Haus zu kommen. Hans hat sich auf den nächsten Besuch dadurch vorbereitet, daß er Haufen von Ansichtskarten und Oblaten zurechtgelegt hat, um sie zu zeigen; dabei ist er sehr zutraulich. Als die Ipsin. gehen will, begleitet er sie. Im Augenblick, als wir auf die Straße treten, kommen uns einige Kinder entgegen, darunter ein Junge aus Hansens Klasse, der sofort ruft: „Läusepeter" (diesen Spitznamen hat Hans sich anscheinend durch das viele Kratzen erworben). In blinder Wut stürzt Hans sich nun auf den Jungen, und es ist schwierig, die beiden Kampfhähne auseinander zu bringen. Während wir weitergehen, ist er sehr schwer zu beruhigen, er spricht aufgeregt und verächtlich von dem Jungen: „Niemand mag ihn in der Klasse." Auf eine diesbezügliche Frage berichtet er, daß er selbst sich erst hätte mit keinem Kinde befreunden können, jetzt aber habe er eine Freundin und stehe auch mit den anderen Kindern gut (was den Angaben der Erwachsenen widerspricht). Die Individualpsychologin erzählt ihm dann von einem kleinen Mädchen, das immer nur mit seiner Mutter zusammen gewesen war und, als es in die Schule kam, keine Freundin gewinnen konnte, weil es nicht daran gewöhnt war und es sich nicht zutraute, mit anderen Kindern umzugehen. Hans spielt, scheinbar völlig uninteressiert, mit seinem Stöckchen im Sande. Er hat sich ganz vertraulich eingehängt, zieht aber alle Augenblicke die Hand heraus, um sich zu kratzen. Auf die Bemerkung: „Tut Dir dort etwas weh?" antwortet er: „Nein, es juckt"; und auf die weitere Frage: „Hast Du denn irgend etwas an der Haut, ein Bläschen, oder sonst etwas?" entgegnet er ziemlich heftig: „Nein, ich habe nichts, gar nichts, ich habe überhaupt niemals so etwas!" Diese affektbetonte Antwort zeigt deutlich, wie empfindlich der Junge ist, daß er die bloße Vermutung, er könne eine Hautunreinlichkeit haben, schon als eine Herabsetzung seines Persönlichkeitsgefühls ansieht.

Beim nächsten Besuch war die Mutter außer sich: „Das erste Mal hat der Junge gelogen, hat Schokolade genommen und geleugnet." Es wird ihr erklärt, daß dieses Verhalten nur als weiterer Beweis dafür anzusehen ist, daß dieses Kind sich verkürzt fühlt und in hohem Grade unsicher ist. Bald darauf erzählt die Mutter: „Hans will streiken, er habe nun genug erzählt, jetzt solle der Bruder drankommen." (Es sprachen da Eifersüchteleien des Mädchens mit, das Hans gegen die Individualpsychologin einzunehmen suchte, aber darüber kam man schnell hinweg.) In der folgenden Zeit finden verschiedene Unterredungen mit der Mutter statt, die ja immer mehr für die individualpsychologische Betrachtungsweise gewonnen werden muß; sie kann sich nur sehr schwer zu der Ansicht bekehren, daß Hans sich immer zurückgesetzt fühlt. — Inzwischen war Weihnachten.

Nach den Ferien berichtet die Mutter, daß Hans sich besser verhalten hat, was sie auf die Freude über die Weihnachtsgeschenke zurückführt. (Sehr viel sprach wohl die Tatsache mit, daß die großen Spannungen, welche die Schule für Hans mit sich bringt, in dieser Zeit ausgeschaltet waren.)

Beim ersten Besuch nach den Ferien ist bei Hans eine viel positivere Einstellung zu merken. Er begrüßt die Individualpsychologin damit, daß er ihr „heute eine Freude machen" wird, er will ihr einen Traum erzählen.

Er war natürlich schon mehrmals nach Träumen gefragt worden, die ja für das Buch Verwendung finden sollten; bisher hatte er noch nie etwas erzählen können. Es stellt sich heraus, daß es ein Wachtraum ist, und da er davon spricht, daß dieser Traum sehr lang ist, wird er gebeten zu diktieren. Interessant ist Hansens Haltung bei diesem Diktat: er geht mit auf dem Rücken verschränkten Armen im Zimmer herum, mit wichtig gefalteter Stirn; aber innerlich fühlt er sich so beglückt, daß von Zeit zu Zeit ein heimliches Lächeln durchbricht, namentlich wenn er gebeten wird, langsamer zu diktieren, damit die Schreiberin mitkommt. Er imitiert vollkommen seinen Vater, kommt sich vor, wie der Herr Generaldirektor, der seiner Stenotypistin diktiert. Und nun folgt der Traum, der wörtlich niedergeschrieben ist (eine Änderung ist nur insofern erfolgt, als an Stellen, an denen Hans nach Kinderart unentwegt mit „und da“ fortsetzte, von Zeit zu Zeit Punkte eingefügt wurden):

> „Als wir in Hiddensee waren und mein Vater und Bruder schon abgereist waren, schwamm ich mit meiner Mutter ein Stück ins Meer hinaus.“

Die Familie war tatsächlich in Hiddensee, nicht zutreffend ist aber, daß Vater und Bruder eher abreisten. Hans schafft sich also die Situation, die er braucht: allein sein mit der Mutter.

> „Ich konnte aber noch nicht richtig schwimmen ...“

Das hätte die Mutter eigentlich wissen müssen; es ist kein Verlaß auf sie; die Strafe folgt aber auf dem Fuße:

> „... und ertrank. Meine Mutter schwamm sofort zurück, wartete ein paar Tage und war sehr traurig. Als ich nicht gefunden wurde, fuhr sie nach Berlin zurück. Zu Hause waren alle sehr traurig, weinten sehr und trugen Trauerkleider ...“

Eine Bestätigung seines Wertes,

> „... bloß mein Bruder wollte das nicht.“

Hier kommt ganz deutlich die Einstellung, die Hans gegen seinen Bruder hat, zum Ausdruck.

> „Nach ein paar Tagen kam ein Mann und sagte: „Ich möchte den Sommermantel, die Brieftasche, die Uhr und den Füllfederhalter von dem toten Sohn haben.“

Diese Gegenstände besitzt er in feinster Ausführung, und er freut sich bei der Aufzählung darüber.

> „Ich aber wurde im Meer wieder lebendig, gleich ganz groß und sehr reich.“

Das Unmögliche wird möglich, Zwischenstadien werden übersprungen, man sieht die neurotische Zielsetzung. Merkwürdig ist, daß bei diesem Kinde, das im Überfluß lebt, Reichtum eine so große Rolle spielt. Hans erwähnt sehr oft, Reichtum, Geld erwerben zu wollen, was wohl nur zu verstehen ist, wenn man sich vor Augen führt, daß dieses Kind im Gefühl des Verkürztseins lebt, und daß Reichtum und Geld Mittel zur Macht bedeuten.

> „Ich fuhr nach Berlin, kam am Stettiner Bahnhof an und fuhr mit einem großen Mercedes nach Hause.“

Hans hat ein ungeheuer großes Interesse für Autos und kennt alle Marken.

„Mein Bruder und meine Mutter spielten gerade „Polizist und Auto"; mein Vater hatte einen geschäftlichen Besuch."

„Polizist und Auto", Hansens Lieblingsspiel, spielt die treulose Mutter nun mit seinem Bruder, den Hans entwertet dadurch, daß er ihn den spielenden Jungen sein läßt, während er — Hans — als Erwachsener kommt.

„Gott hatte allen, die ich kenne, gesagt, daß ich groß geworden bin, aber nicht zurückkehre, und nun kam ich unerwartet."

So wichtig ist er, daß der liebe Gott selbst sich für ihn bemüht, aber auch so tüchtig, daß er dem lieben Gott noch ein Schnippchen schlägt.

„Meine Mutter und mein Bruder umarmten mich und waren selig vor Freude. Auch mein Vater kam dann dazu und war ganz glücklich; ebenso freuten sich unsere Mädchen sehr."

Er genießt die Vorstellung, wie sehr er geliebt wird, da kann sich auch der Bruder nicht verschließen.

„Ich schenkte nun meinem Bruder, der etwas Elektrisches gebaut hatte, einen Leuchtturm und um den Leuchtturm herum einen Lichtkreis."

Hans ist nun ganz oben, er beschenkt den Bruder und er verbreitet sogar das Licht.

„Nach ein paar Tagen sagte ich abends: „Jetzt will ich meinem Bruder sein Weihnachtsgeschenk nachträglich schenken."

Also noch nicht genug mit dem bisher Geschenkten, er überhäuft seinen Bruder.

„Wir gingen in das Haus neben uns, in eine ganz leere Wohnung, in der ein großer viereckiger Saal war. Drin waren elektrische Züge, Landschaften, Dörfer, Städte und Länder, Europa, Asien, Australien, Amerika und Afrika."

Nicht mehr und nicht weniger als das gesamte Weltall!

„Wenn man einen Hebel nach rechts dreht, dann geht alles von selbst; wenn nicht, muß alles mit anderen Hebeln und Drückern bewegt werden. Das schenke ich alles meinem Bruder!"

Bisher war Hans nur groß, erwachsen, reich — also mächtig; jetzt aber verschenkt er das Weltall, das durch einen Hebeldruck in Bewegung zu setzen ist — er ist also allmächtig, gottähnlich!

„Am andern Abend sagte ich: Jetzt kommt das Geschenk für meine Eltern und meinen Bruder. Wir stiegen in meinen Mercedes und fuhren nach Hamburg."

Diese Fahrt hatte er oft mit dem Auto gemacht; interessant ist, daß es *sein* Mercedes ist.

Als wir in Hamburg ankamen, gingen wir zu einem kleinen Motorboot und fuhren an eine winzige Insel, wo ein Riesenmotorboot von mir stand."

Wie er es versteht, durch Gegensätze Wirkungen zu erzielen! Vielleicht könnte dieser Junge später auf künstlerischem, eventuell dramatischem Gebiete etwas leisten. Natürlich hat *er* ein Riesenmotorboot!

„In diesem fuhren wir lange. Unten war ein langer Gang, wo an beiden Seiten Türen waren. Die eine führte in ein kleines Zimmer,

> in dem zwei weiße Kaninchen mit blauen Flecken und roten Augen saßen."

Kaninchen liebt er besonders, das hier sind aber Märchentiere.

> „In dem Zimmer stand auch mein Bett. Wenn ich schlief, kletterten sie immer auf mir herum, weil sie mich so gern hatten und ich sie auch."

Hier sehen wir das Liebes- und Zärtlichkeitsbedürfnis dieses Kindes; selbst wenn er schläft, soll man ihn gern haben, und wenn es auch nur die kleinen, dummen Kaninchen sind.

> „Auf der anderen Seite des Ganges war auch eine Tür; da war ein großes Zimmer, in dem eine elektrische Eisenbahn in klein war. Ich war den ganzen Tag oben auf der Kommandobrücke und führte das Schiff und unterhielt mich mit einem anderen Herrn, der auch immer da war. So fuhren wir nach Amerika!"

In einer großartigen Schlußapotheose sehen wir hier den Jungen als Führer, das Schiff einer neuen Welt zusteuernd, aber noch dabei imstande, sich zu unterhalten.

Es war sehr verführerisch, Hans an Hand dieser Wachphantasie seine irrtümliche Lebenshaltung und seinen ins Ungeheure gesteigerten Ehrgeiz klarzumachen. Die Individualpsychologin hat das unterlassen, weil sie nicht wußte, ob Hans schon bereit war, derartige Aufklärungen anzunehmen und zu verarbeiten; sie wollte lieber vorsichtig zu Werke gehen.

Hans ist immer positiver eingestellt. Er kramt in seinen Spielsachen herum und findet etwas heraus, was wir sehr gut verwerten können, nämlich: „das *Dorf*", kleine Häuser, Rathaus, Postamt, Schulhaus, Hotel etc., Bäume und Anlagen. Da er auch eine Bergbahn besitzt, fängt er an, auf dem Boden des Spielzimmers das Dorf aufzustellen und nun eine Straße zu bauen vom Dorf nach der Bergbahn. Dabei zeigt er sich äußerst geschickt, wie überhaupt bei manueller Betätigung. Die Individualpsychologien macht eine diesbezügliche Bemerkung und fragt: „Möchtest Du nicht Baumeister werden?", worauf er erwidert: „Nein, da kann man zu wenig Geld verdienen." Also, wiederum das Geld und die Sucht nach Reichtum.

Nun fangen wir an, Menschen (Figuren) in das Spiel einzufügen. Es wird ein Eisenbahnverkehr eingerichtet von der fern gelegenen Stadt nach dem Dorf und ein Autobusverkehr nach der Bergbahn etc. Und schließlich werden mit den Figuren zwei Familien in der Stadt begründet, mit je zwei Kindern, einem Jungen und einem Mädchen, die miteinander befreundet sind. Im Spiel nun sieht Hans seine eigenen Probleme wie in einem Spiegel. Der eine Junge, Werner (Hansens Ebenbild), hat Schwierigkeiten in der Familie (in der Beziehung zu seiner Schwester, die er für bevorzugt hält), in der Schule (in den Beziehungen zu anderen Kindern und in den Leistungen). Es finden nun Gespräche statt — von der Individualpsychologin inszeniert — die einerseits Werner-Hans in seinen falschen Verhaltungsweisen zeigen, andererseits durch den Freund Paul (den Sohn der anderen Familie) individualpsychlogische Aufklärungen geben. Hans hat eine große Vorliebe für geräuschvolle Spiele: er läßt Eisenbahnen sausen, Autobusse, Elektrische rasen; er baut in seinem Dorf Garagen, und das größte Vergnügen für ihn ist, seinen großen Autopark mit recht viel Geräusch

ausfahren zu lassen. Immer mehr wird in das Spiel hineinverflochten. Während anfangs Hans der Individualpsychologin vollständig die Initiative überließ, wird er allmählich aktiver; es werden Schulausflüge und Feste veranstaltet (Spielsachen sind ja genügend vorhanden) und es werden all die Dinge durchgesprochen, die Hans angehen: das Verhalten in der Familie, der Geschwisterkampf, das Verhalten innerhalb der Schulgemeinschaft, die Asozialität etc. Werner ist natürlich auch ein schlechter Schüler, der sich nichts zutraut und auch mit Orthographie schlecht Bescheid weiß. Der Freund gibt ihm Hinweise, wie er sich Wortbilder einprägen könne. Auf die Frage, warum Werner immer so grobe Redensarten führen mag, antwortet Hans: „Da kommt er sich wie ein Erwachsener vor!"

Diese Betätigung im Spiel beginnt sich günstig auszuwirken: Hans wird ruhiger, der Bericht der Lehrerin ist besser, das Kratzen und die Bewegungen haben bei konzentriertem Spiel sehr nachgelassen. Bei einer Auseinandersetzung mit dem Mädchen, der beizuwohnen die Individualpsychologin Gelegenheit hatte, erfolgt kein Wutausbruch; Hans benimmt sich vernünftig, und die Sache wird sehr schnell beigelegt.

In einer Unterhaltung mit der Mutter bestätigt diese eine merkliche Besserung, doch klagt sie darüber, daß immer noch eine Animosität gegen den Bruder vorhanden ist (die sie früher nicht anerkennen wollte). Als Beleg erzählt sie einen Vorfall, wie Hans sich neulich bei Tisch sehr schlecht gegen seinen Bruder verhalten habe. Daß Hans es nicht vertragen kann, wenn man sich bei Tisch dreimal wöchentlich mit einer Französin in deren Sprache unterhält, wobei der Bruder mitreden kann, während man ihn mitleidig tröstet: „Wenn Du Französisch lernen wirst, kannst Du das auch verstehen", das kann man ihm nachempfinden. Aber im allgemeinen ist verschiedentlich festzustellen, daß es mit Hans besser geht; er ist viel weniger gereizt, arbeitet laut Bericht der Lehrerin in der Schule viel besser mit und hat auch schon ein Verhältnis zu den anderen Kindern gefunden. Die Individualpsychologin hat auch Gelegenheit, die Zunahme seiner Ausdauer in anderer Weise zu beobachten, als sie ihn einmal bei einem sehr komplizierten Puzzle-Spiel antrifft; er hat sich $1\frac{1}{2}$ Stunden bemüht und nicht aufgehört, ehe das Ganze zusammengestellt war. Dabei waren weder unruhige Bewegungen noch Kratzen zu bemerken. Auf Nachfrage bestätigt die Mutter, daß bei ihrer letzten Periode das erste Mal keine besonderen Schwierigkeiten mit dem Jungen waren.

Eine leichte Mittelohrentzündung hält Hans einige Tage im Bett; als er wieder aufsteht, ist er unruhiger als in der letzten Zeit. Nach einigen Tagen, an denen er sich in seinen Spielen ausgetobt hat, ist er wieder in Ordnung. Der Arzt wünscht eine Luftveränderung, und es wird in Aussicht genommen, daß die Mutter mit ihm zum Wintersport reist. In der Schule geht es weiter recht gut, und wenn auch zu bedenken ist, ihn jetzt — da er so gut im Zug — wieder herauszunehmen, so macht doch sein Körperzustand eine Erholung notwendig. Mit dem Antritt der Reise soll die Behandlung, die im ganzen 12 Wochen gedauert hat, beendet sein.

Endlich erfährt auch Hans, daß die Reise geplant ist. Beim nächsten Besuch erzählt er, wie sehr er sich darauf freut, „aber leider sind es nur 14 Tage". Die Individualpsychologin gibt ihrem Erstaunen über diese Be-

merkung Ausdruck; er solle sich doch mal überlegen, wie sehr er anderen Kindern, z. B. auch seinem Bruder gegenüber, der doch sicher auch gern mitfahren würde, bevorzugt ist. Kaum ist das Wort „bevorzugt“ gefallen, als sich etwas Unerwartetes begibt. Hans wirft sich auf das Chaiselongue, schlägt mit Händen und Füßen um sich und schreit in höchster Erregung: „Ich mag das Wort nicht hören, ich mag das Wort nicht hören!“ Auf die erstaunte Frage der Individualpsychologin, was denn eigentlich los sei, weint er weiter: „Ich weiß schon, Sie meinen so, wie mit Werner“. Jetzt spielt er also auf unser Spiel an und zeigt damit, daß er den Ernst im Spiel sehr gut verstanden hat. Es wird ihm nun, unter Anführung von Beispielen, klar gemacht, daß man dieses Wort gebraucht, wenn man ausdrücken will, daß ein Mensch es besser hat, als ein anderer. Dabei beruhigt er sich und sagt schließlich: „Ich weiß ja jetzt, wie Sie es meinen, aber ich habe das Wort nicht gern.“ — Und nun kommt der letzte Besuch vor der Reise. Wieder sprechen wir über das, was ihm bevorsteht, und die Individualpsychologin sagt leichthin: „Ja, Reisen ist doch mit das Schönste im Leben“, worauf er sehr ernsthaft erwidert: „Nein, das stimmt nicht. Das Schönste im Leben ist doch Gesundheit und Liebe, dagegen ist Reichtum gar nichts wert!“ Diese Gegenüberstellung von Liebe und Reichtum kam sehr gelegen. Wir sprechen nun davon, daß derjenige, der Liebe gibt — und zwar recht vielen Menschen — immer reicher wird, während derjenige, der an *einen* Menschen gebunden ist, eine Verkümmerung erfährt, z. B. wenn ein Kind nur an seinen Vater angeschlossen ist. Hans meint daraufhin nachdenklich: „Es kann aber auch die Mutter sein; Sie erzählten doch mal von einem kleinen Mädchen, das dann gar keine Freundin finden konnte.“ Also auch damals, als er scheinbar uninteressiert mit seinem Stöckchen im Sande spielte (man erinnere sich an den Spaziergang nach dem ersten Besuch), hat er gut zugehört und das aufgenommen, was für ihn bestimmt war.

Die Individualpsychologin muß dann die Spielsachen begutachten, die Hans mitnehmen will. Bei einigen komischen Gegenständen, die er besonders liebt, einem Kaninchen und „Herrn und Frau Clown“ kann er sich nicht schlüssig werden. Auf den Hinweis, daß, wenn er sich nicht damit beschäftigen wolle, doch vielleicht andere Kinder Freude daran haben könnten, kommt die verlegene Antwort: „Ob ich mit anderen Kindern spielen werde, das weiß ich noch nicht.“ Das gibt wieder Veranlassung zu einer Aussprache darüber, daß jedes Kind gern mit anderen Kindern spielen möchte, daß aber manches Kind sich nicht traut, zu zeigen, daß es gern möchte; derjenige macht den Anfang, der den größten Mut hat! Stillschweigend legt Hans die Gegenstände zu den mitzunehmenden Sachen. — Dann kam die Verabschiedung: „Also, wir sehen uns bestimmt wieder; das heißt, bestimmt kann man niemals sagen, denn man könnte ja sterben. Doch wozu sich so häßliche Dinge vorstellen!“ Hier sehen wir wieder die alte Linie: das Kind mit der zögernden Attitüde: man hüte sich, man kann nie wissen, welches Unheil droht! Doch neu erworben ist der Aufschwung: der Pessimismus muß überwunden werden!

Hans hat sich glänzend erholt, sich sehr nett auf der Reise gezeigt und auch mit Kindern gute Beziehungen gehabt. Eine Karte von unterwegs

verrät seine Stimmung. Vorher muß noch erwähnt werden, daß wir uns die letzten Male, durch einen Zufall dazu gekommen, bei der Verabschiedung immer in Knittelversen unterhielten, was ihm großen Spaß machte. Und nun schreibt er: „Für Ihr Buch habe ich, wenn ich zurückkomme, sehr viel zu erzählen. Viel Schnee und viel Sonne, wenig Weh und viel Wonne hat Hans.“

Sehr vergnügt kehrte er zurück, in der Schule ging es in jeder Beziehung gut; die körperlichen Symptome: die tickartigen Bewegungen, das Kratzen und das Onanieren sind verschwunden. Kurze Zeit nach seiner Rückkehr erkrankte Hans an einem schweren Nierenleiden. Er mußte sofort aus der Schule, sehr große Schonung, Pflege, besondere Diät und Behandlung haben. Es war nun zu befürchten, daß in dieser Zeit all das mühsam Erworbene wieder verloren gehen würde. Erfreulicherweise war dies nicht der Fall, trotzdem weitere Besprechungen nicht stattfanden. Nach Monaten kam Hans gesund wieder in die Schule zurück; er arbeitete sofort wieder gut mit und hatte auch gute Beziehungen zu den Kindern. Ostern kam er ins Gymnasium.

Die Beendigung der Behandlung liegt jetzt zwei Jahre zurück. Auf neuerliche Nachfrage wird berichtet, daß Hans gut nach Quinta versetzt worden ist und daß er sich in jeder Weise in die Klassengemeinschaft eingeordnet hat.

Wie sieht nun das Persönlichkeitsbild dieses Jungen aus?

Hans ist das typische verzärtelte Kind, das infolge verschiedener Organminderwertigkeiten (labiles Nervensystem, Hautempfindlichkeit, Empfindlichkeit des Harnapparates) einen schwierigeren Start hatte als gesunde Kinder. Dieses Kind stand dem Leben höchst unsicher gegenüber. Durch schädigende Umweltseinflüsse (die nervöse Mutter, die Belastungsideen der Eltern, die Bedrückung seitens des älteren Bruders, die ungeheure Verzärtelung, noch verstärkt durch den Reichtum) ist das Kind zu schweren Minderwertigkeitsgefühlen gelangt, die ein verstärktes Geltungsstreben, einen maßlos gesteigerten Ehrgeiz zur Folge hatten, die sich schließlich zum Gottähnlichkeitsstreben auswuchsen. Sein Ziel ist: Höchste Macht besitzen! Bisher war der Vater der Inbegriff der Überlegenheit für ihn; doch er geht allmählich darüber hinaus, er will der liebe Gott sein (der das Weltall verschenkt und mit einem Hebeldruck in Bewegung setzt). Hans ist ein kämpfender Jüngster. Seine Kampfmittel sind: Aggressivität, Unverträglichkeit (aktiv), Lernunbegabtheit und Unfähigkeit zur Einordnung (scheinbar passiv). Die Hereinziehung der körperlichen Symptome dient als Mittel, um sich bemerkbar zu machen.

Hans hat gesagt: „Das Schönste im Leben ist doch Gesundheit und Liebe; dagegen ist Reichtum gar nichts wert!“ In unserer Sprache ausgedrückt würde das heißen: Das Schönste im Leben ist die Fähigkeit zum gesunden, tätigen Mittun innerhalb der Gemeinschaft und für die Gemeinschaft! Hans hat damit ein Bekenntnis zur Individualpsychologie ausgesprochen, die sich als Aufgabe stellt: Die Umwandlung des „entmutigten Ehrgeizigen“ (*Adler*) in einen mutigen Gemeinschaftsmenschen.

Ein Fall von Epilepsie.

Von Dr. DEMETRIUS MORAITIS, Athen.

Ich hatte sieben Monate lang Gelegenheit, den Charakter eines Epileptikers eingehend zu dem Zwecke zu studieren, die Beziehungen zwischen seiner Krankheit und seinem Charakter herauszufinden und die Umgestaltung seines Charakters nach der Methode der Individualpsychologie zu versuchen. Auf meine Bitte hat der Patient seine Biographie, seine Gedanken, Träume usw. schriftlich niedergelegt. Von der dritten Besprechung an haben wir immer über die Aufzeichnungen gesprochen und am Ende der Behandlung waren es dreihundert lange Seiten, die der Patient mit seiner Lebensgeschichte ausgefüllt hatte. Aus ihnen geht klar die ganze Psychologie des Patienten hervor, die ich hier kurz andeuten möchte.

Ch. P., 32 Jahre alt, Oberlehrer für Mathematik, unverheiratet, leidet seit 9 Jahren an epileptischen Anfällen. Der ärztliche Befund lautet auf genuine Epilepsie, die mehrfach ohne Erfolg behandelt worden war. Die erste Besprechung, die ich mit ihm hatte, dauerte drei Stunden. Unter vielen Tränen und mit viel Pathos erzählte er mir seine Lebens- und Leidensgeschichte.

Er ist der Erste von 7 Geschwistern (4 Schwestern und 3 Brüder) und entstammt einer Bauernfamilie. Er hat spät Gehen gelernt und war bis zum 10. Lebensjahr Bettnässer. Er leidet auch an Schwerhörigkeit. Sein Vater war Bauer, ein zorniger und gefürchteter Mensch, der seine Kinder streng und lieblos behandelte. Besonders hart war er gegen den Erstgeborenen. Er erlaubte dem Kleinen nicht zu spielen und zwang den Dreijährigen, mit ihm auf dem Felde zu arbeiten und das Vieh zu versorgen. Auch die Mutter behandelte ihn lieblos. Er kann sich nicht erinnern, jemals von ihr geküßt und liebkost worden zu sein. Einmal nur hat sie „mein Kindchen“ zu ihm gesagt. Genau so streng wie der Vater war der Großvater gewesen. Als Patient in die Schule eintrat, sah er sich einem neuen Tyrannen gegenüber, dem Lehrer, der ihn unbarmherzig prügelte.

Er war ein schüchterner kleiner Junge, ängstlich und mutlos — ein richtiger Prügelknabe. Den Vater haßte er und wünschte ihm den Tod. Er schaute pessimistisch in die Welt hinein und sagte oft zu den Eltern: „Ich will sterben.“ Er sah sich von allen vernachlässigt, lachte selten und weinte viel. Seine früheste Erinnerung lautet: „Ich war mit der Mutter auf einem Maisfeld. Sie sah traurig den Acker an und sagte: er hat Durst und es gibt kein Wasser, armer Acker! Diese Worte haben mich gerührt.“ Diese Erinnerung zeigt, wie Patient über sich selbst denkt. Er ist wie ein armer Acker, er sehnt sich nach Liebe (Wasser) und findet sie nicht.

In der Volksschule war er des strengen Lehrers wegen kein guter Schüler, trotzdem wollte er das Gymnasium besuchen und weiterstudieren. Der Vater aber verlangte, er solle auf dem Felde arbeiten und nur mit schwerer Mühe konnten ihn fremde Leute überzeugen, daß es das Beste sei, den Sohn studieren zu lassen. Mit dem Eintritt ins Gymnasium vollzog sich die Trennung von seinen Eltern und von da ab machte er große Fortschritte im Studium. Der Oberlehrer für Mathematik war gut zu ihm

und daraus erklärt sich Patient seine Vorliebe für dieses Fach und seinen Entschluß, an der Universität Mathematik zu studieren. Unter großen Entbehrungen hat er sein Studium vollendet, da der Vater nie genügend Geld geschickt hatte. In seinem Beruf ist er sehr gewissenhaft und fleißig.

Seine Beziehung zu Menschen ist mangelhaft gestaltet. Zeigt ihm jemand ein bißchen Interesse, ist er imstande, sein ganzes Herz auszuschütten, so daß man wohl von einem sehr starken Mitteilungsbedürfnis sprechen kann. Vor Frauen hat er immer Angst gehabt. Als Kind und auch später bis ins Mannesalter hat er onaniert und Beziehungen zu Knaben gehabt. Er war zwei Jahre mit einem Mädchen verlobt. Wegen ihrer Untreue hat er mit ihr gebrochen. Das war ein großer Schmerz für ihn gewesen.

Die epileptischen Anfälle waren zum ersten Mal im Kriege aufgetreten. Er war Soldat und hat tapfer in vielen Schlachten mitgekämpft und hat sich mit den Kameraden um Verwundete und Tote bemüht. Nach dem Kriege stellten sich die Anfälle seltener ein.

Nun will ich ihn selbst sprechen lassen. Er selbst hat mir die, während der Behandlung geschriebenen Aufzeichnungen, die ich nun folgen lasse, mit der Bitte übergeben, sie zu veröffentlichen:

Autopsychogramm.

Wenn ich in Folgendem mein Seelenleben so darzustellen versuche, wie ich es heute sehe, so tue ich es in der Hoffnung, anderen damit nützen zu können. Meine Untersuchung hat ergeben, daß die Strenge des Vaters und des Lehrers einen solchen Einfluß auf mich ausgeübt hat, daß ich aller Selbständigkeit beraubt, dem moralischen Tod anheimgegeben war.

„— — — — du wurdest im Monat März, im Frühlingsmonat geboren. Dein Heimathaus stand, von duftenden Tannen umgeben, mitten im Gebirgsdorf. Die reine Natur schien dir den Weg ins Freie zu weisen und deine unschuldigen Augen sahen das Schöne, das du später im Leben nimmermehr genießen solltest. Sie erquickten sich an dem Reize der Berge, an der Farbe der Saat und deine Ohren labten sich am Gesang des Rebhuhns und der Lerche. Von einem solchen Kind, in der herrlichen Natur geboren, von der heiligen Harmonie aller Geschöpfe umgeben, ist wohl zu erwarten, daß es ein Glückskind wird.

Aber — — — ach, dieses verdammte Aber!

Mit rauher Hand greifen die Menschen ein und wandeln den lieblichen Garten der Kindheit in einen kalten Friedhofsgarten um. Warum sind die Menschen so böse, warum lassen sie die Seele des Kindes verkümmern, anstatt sie zu pflegen. Warum helfen sie nicht, die Fülle von Fähigkeiten zur Entfaltung zu bringen, die in der Seele des Kindes schlummern, warum gestatten sie ihm nicht, sich zu entwickeln, zu leben, Schwierigkeiten siegreich zu überwinden, mutig zu sein und Vertrauen zu sich zu haben?

Dich hat eine Mutter in die Welt gesetzt, die dich immer herumgestoßen hat. Stets in Sorgen, hat sie nie ein freundliches Lächeln für dich gehabt, ja, geprügelt und sogar verflucht hat sie dich. Und so kam es, daß nicht das reizende Bild des Dorfes in deiner Seele haften blieb, sondern die Furcht vor der Mutter.

Aber außer der Mutter hast du einen noch größeren Tyrannen kennengelernt, deinen Vater, dessen Namen während deiner Kinderjahre Schreck, Schläge, ununterbrochene Gefahr bedeutete. Wie oft hast du gewünscht, er möge ganz verschwinden! Wie oft hast du zur Mutter Gottes gebetet, er möge spät oder nie mehr nach Hause kommen, damit deine Seele der Gefangenschaft entfliehen könne! Wie oft hast du zusehen müssen, wie andere Kinder spielen, während du eingesperrt warst!

Bist du mit der Aufzählung der Tyrannen zu Ende? Nein — der Großvater schließt sich der Reihe an, er, der wohl alt, in seinem rohen Benehmen, im Schreien dem Vater doch ungemein ähnlich war.

Als die Schulzeit herangekommen war, wollte man dich etwas lernen, dich erziehen lassen. Aber auch jetzt gönnte man dir die Freiheit nicht und ließ es zu, daß man dich wie einen Galeerensklaven behandelte. Man hat dich in eine Schule geschickt, in der ein Bundesgenosse deiner Tyrannen unterrichtete, der ein Meister im Prügeln war. Er mißhandelte die armen Kinder bald mit der Faust, bald mit den Füßen, bald mit dem Stock. Und doch war dieser Mann in den Augen deiner Eltern der ideale Lehrer!

Und so ging es weiter, die ganze Jugendzeit hindurch, tagaus, tagein — nichts als Furcht und Schrecken. Da verschloß sich die Seele und hatte nicht die Kraft, die Ketten zu zerbrechen. Leiden und Weinen schien dein Schicksal zu sein und erlebtest du Angenehmes, so war dir zu Mute, als hättest du, der Sklave, ein Geschenk eines Herrschers empfangen.

Freudlos verlief dein Leben, erfüllt von Jammer. Du bist ans Meer gegangen, hast dich hingeworfen und hast zu Gott gefleht. Er aber hat dich nicht erhört und so hast du die letzte Hoffnung verloren und kamst so weit, deine Persönlichkeit zu begraben.

Wohl hast du in deinen Schul- und Universitätsjahren tüchtig gearbeitet und hast als Soldat und Beamter auch der Gemeinschaft gedient und doch hast du dich nie aus deinem Kerker hervorgewagt, nie den Mut gehabt, deinen Gedanken Ausdruck zu verleihen, als wärst du der größte Verbrecher.

Immer denkst du, du seiest weniger als die anderen, obwohl sie, in der Tat, nicht wertvoller sind. Oft warst du in der Kindheit nahe daran, das Haus zu verlassen, dich von der Kälte, den Bergen, den wilden Tieren, den Gespenstern nicht schrecken zu lassen und draußen zu sterben. Oft hieltest du da als einzige Gefährtin eine Schnecke in der Hand, als ob sie, wenn die ganze Welt zugrunde gegangen wäre, dich hätte retten können. So glaubst du auch jetzt, der niedrigste Mensch auf der Welt zu sein und flehst um Beistand. Begegnest du einem Schwermütigen, so leidest du mit ihm, denn dein Ich sucht das Leid.

Du erhöhst die anderen, um dich herabsetzen zu können. Sie belächeln dich und du hast die Empfindung, vollkommen wertlos zu sein.

Träumst du von der Frau oder begegnest du ihr, so hebst du sie zur Göttin empor, errichtest ihr einen Tempel und weist dir selbst das Amt des Küsters zu.

Gehst du in die Kirche, so erbaust du dich nur an den Leiden Christi und fühlst nur mit denen, die sich geopfert haben.

Hörst du Musik, so liebst du nur die leidensvollen Töne, die dich zu Tränen rühren.

So schwindet das Leben dahin unter Seufzern. Selten lacht dir Freude und rasch wird sie vom Schmerz abgelöst.

Wo ist die rettende Hand, wird sie dich nie befreien?

Da tritt in dein Leben ein Mensch, der deine Seele versteht. Er sagt: du kannst dich befreien. Den Weg, den du von Kindheit an gegangen bist, mußt du nicht weiterschreiten. Die Gespenster aus den Kintertagen, Mutter, Vater, Großvater und Lehrer, die Kerkermeister sind nicht mehr.

Dir ist, als würdest du träumen. Es scheint dir unmöglich, daß du dich noch ändern kannst, du kannst es nicht glauben. Da ruft er dir zu: du irrst, wenn du glaubst, daß du von Gefahren umgeben bist, nicht Feinde sind's, die dir auflauern, nur Freunde gibt's rings um dich her.

Du wagst es nicht, in die Freiheit hinauszugehen, denn du bist ein Sklave geworden. Du fürchtest den neuen Weg und so suchst du den Freund zu überzeugen, daß du zum Leiden geboren bist. Er verspricht dir Rettung, wenn du dich von der Vergangenheit befreien willst. Weder jetzt, noch in Zukunft sei dein Leben von Tyrannen bedroht, du könntest ohne Tränen und Klagen durchs Leben gehen. Du könntest Auferstehung feiern und anstatt Klagelieder zu singen, Freuden genießen, die dir bisher verschlossen waren.

Du bist verwirrt, zögerst, kannst dich nicht entscheiden. Du verhältst dich wie ein Fisch, der auf dem Meeresgrund lebt und sich aus Angst vor dem Tageslicht nicht mehr an die Oberfläche traut.

Diese Darlegungen sollen eine Warnung für den Pädagogen sein und ihm zeigen, daß Lieblosigkeit und Härte schlechte Erziehungsmittel sind. Sie können die Entwicklung des Kindes stören, ihm Mut und Lebensfreude rauben, so daß es irregeleitet, dazu gelangen kann, stets das Leid zu suchen. Sicherlich ist die Gefahr groß, daß ein solcher Mensch zugrunde geht. Er kann aber gerettet werden, wenn man ihm hilft, die Irrtümer seines Lebensstiles zu erkennen. Dann kann er seine Fähigkeiten zu Leistungen im Dienste der Allgemeinheit verwerten und sich als Mitarbeiter und Mitmensch fühlen."

Der Sinn der Krankheit.

Die hier wiedergegebenen Aufzeichnungen lassen die Lebensschablone des Patienten erraten. Er will als ein Opfer der bösen Menschen sterben, er, der Große, den man wegen seiner Ideale tötet oder der zumindest unsäglich leidet. Sein Leitideal scheint ein Märtyrer, ein Heiliger, ein Held zu sein, der für die Menschheit leidet und stirbt. Mit Hilfe dieses fiktiven Zieles sucht er sein Minderwertigkeitsgefühl auszugleichen, seine Persönlichkeit zu erhöhen und sein Geltungsstreben zu befriedigen.

Wie ist diese Fiktion entstanden und zum Ausdruck gelangt? Das kleine Kind war von Anfang an überbürdet. Seine Organminderwertigkeiten, die strenge und lieblose Behandlung haben ihm die Auffassung nahegelegt: Leben heißt Leiden. Das rohe Benehmen des Lehrers scheint er als eine Bestätigung für seine Anschauung aufgefaßt zu haben und so fand der Prügelknabe in seinem Geltungsstreben nur den einen Weg: sich durch

das Leiden zu erhöhen. So ist die Fiktion, sein Ideal entstanden. Dann folgten tendenziöse Apperzeption und Training. Das Kind begann nur das wahrzunehmen, was zu seinem Lebensstil paßte. Auf diese Weise entstand sein Pessimismus. Dem Ziel entsprechend, wurden die Lebensangst, das Weinen und Klagen ständig verstärkt. Hindernisse im Leben wurden nicht durch Überwindung fruchtbar gemacht, sondern als Ausdruck des bösen Willens der Umgebung angesehen. Zu den Mitschülern hatte er keine freundschaftliche Beziehung — immer erhebt er Klage gegen seine Umgebung. Im Gymnasium, so erzählt er, hat er einmal eine schlechte Note bekommen, weil er das lateinische verbum *vivere* nicht konjugieren konnte. Er hat Mathematik studiert, ein lebensfremdes Fach. Seine Träume zeigen deutlich sein Training. Ein oft wiederkehrender Traum ist, daß er gestorben sei und doch die Außenwelt wahrnehme. Er hat eine Vorliebe für die Schriften Schopenhauers und anderer pessimistischer Schriftsteller. Einige der traurigsten Stellen aus Sophokles „Oedipus" hat er auswendig gelernt. Sein Gesicht wirkt wie eine tragische Maske, seine Bewegungen sind auffallend langsam. Viele Frauen finden, daß er greisenhaft aussehe. Ein Traum, den er während der Behandlung träumt, zeigt deutlich sein Ziel: „Viele kleine Vögel und ein großer fliegen auf eine Leiche zu, um sie zu fressen. Ein anderer großer Vogel hat die Leiche geraubt und ist auf das Dach meines Hauses gestiegen." — „Die Leiche bin ich", sagt der Patient selbst. Ein anderer Traum weist auf sein Leitideal hin: „Ein leuchtendes, großes Kreuz erscheint am Himmel."

Daß der Patient ständig alle Menschen, oft unberechtigt, anklagt, verrät das hohe Ziel, das er sich gesteckt hat (Opfer). Dazu paßt der Enthusiasmus, mit dem er große Menschen verehrt, die für ihre Ideale gelitten haben. In seinem Autopsychogramm spricht er zu sich selbst in der zweiten Person. Es scheint, als seien in ihm zwei Personen. Die eine, ohne jedwede Minderwertigkeit, spricht mit Verachtung zur anderen, die minderwertig ist. Diese „Spaltung der Persönlichkeit" habe ich sehr häufig bei neurotischen Menschen beobachtet. Es handelt sich hier um einen neurotischen Kunstgriff, der dazu dient, das fiktive Ziel zu personifizieren und alle Minderwertigkeitsgefühle auszuschalten, indem man eine zweite Person mit den Minderwertigkeiten ausstattet. Die Psychoanalyse hat diesen Kunstgriff nicht durchschaut und angenommen, daß es sich hier um eine Tatsache handelt.

Wenn wir nun die Beziehungen zwischen Krankheit und Charakter des Patienten ins Auge fassen, so können wir sagen, daß die Krankheit eine Ausdrucksform des Charakters ist unter vielen anderen Symptomen. Die epileptische Krise bedeutet, daß er von der bösen Welt geschlagen, getötet wurde. Man kann das Opfer nicht anschaulicher darstellen — so pflegt man auf der Bühne zu sterben.

Daraus ergibt sich klar, daß seine Krankheit sinnvoll ist, sie drückt das fiktive Ziel des Patienten aus. Diese Fiktion ist in der Kindheit entstanden, zur Zeit als er seinen Charakter formte, die Krankheit ist also durch den Charakter bedingt. Ausgelöst wurde sie vielleicht durch den Anblick der Leichen während des Krieges.

Es war durchaus nicht leicht, den Charakter des Patienten zu ändern.

Es bedurfte vieler Sitzungen, um ihm die Entstehung seines Lebensstiles an Hand seiner eigenen Mitteilungen zu beweisen. Schließlich war er überzeugt, konnte aber immer noch nicht an die Möglichkeit glauben, daß er seinen Charakter ändern könne. Dennoch hat ihm mit der Zeit die pessimistische Stimmung verlassen. Er lachte dann herzlich über seine Fiktion.

Nun sind drei Jahre seit dem Beginn der Behandlung verflossen, Ch. P. ist inzwischen heiter und optimistisch geworden, hat an Sicherheit gewonnen und klagt nicht mehr über sein Schicksal. Der Arzt, der ihn zuletzt behandelt hatte, hat ihn nach drei Jahren wieder untersucht. Er war erstaunt über die Änderung und führte sie auf die Wirkung des Luminals zurück, das der Patient gar nicht genommen hatte. Auf Ersuchen des Patienten gab er ihm schriftlich die Bestätigung, daß er heiraten dürfe.

Zum Schlusse möchte ich sagen: ich weiß nicht, ob Ch. P. von seiner Krankheit geheilt ist, aber die Anfälle sind verschwunden und sein Charakter ist geändert.

Goethes Weg vom Ich zum Wir.[1])

Von HEDWIG SCHULHOF, Reichenberg.

Es ist vom Begründer der Individualpsychologie und seiner Schule oft darauf hingewiesen worden, daß die Gesetzmäßigkeiten, die sie aufzeigt, seit jeher in der Dichtkunst zutage getreten sind und wie sie durch Erfolg und Mißerfolg im Leben bedeutender Menschen besonders augenfällig zutage treten können.

So liegt nicht nur die Kunst in Krankengeschichten zu lesen, sondern auch der Versuch mit den Mitteln dieser Seelenkunde bedeutsame Lebensgestaltungen zu durchleuchten auf ihrem Wege. Immer wieder lockt den Individualpsychologen die vielgestaltige Beweisführung, daß jeder große Lebenskünstler, jeder, dem es gelang Meister der Dinge zu sein, statt von ihnen gemeistert zu werden, früher oder später gelernt hat nach individualpsychologischen Postulaten zu leben.

Für den Psychologen, dem das Spannungsverhältnis zwischen den beiden naturgegebenen Polen des menschlichen Seelenlebens, dem persönlichen Expansionsdrang und dem Gemeinschaftsgefühl, im Mittelpunkt der Betrachtung seelischer Phänomene steht, liegt es daher, zumal im Nachhall des Goethejahres, reichlich nahe, auch den universellsten Deutschen einmal daraufhin ins Auge zu fassen, wie er die Ausbalancierung dieser Polaritäten erlernt hat, mit anderen Worten, welchen Weg *Goethe* vom Ich zum Wir gegangen ist.

Individualpsychologisch interpretiert, belehren uns des Dichters Werke und die der maßgebenden Goetheforschung eindeutig, daß hiervon sprechen, auf eine Entwicklung eingehen heißt, die den Menschen und Dichter vom Grenzen sprengenden Titanismus seiner Sturm- und Drangjahre zu

[1]) Vortrag gehalten im Wiener Verein für Individualpsychologie am 15. Mai 1933.

jener Meisterschaft führte, die sich in freiwilliger Beschränkung und sozialer Dienstbarkeit erfüllen wollte.

Wir können dem natürlich nicht besser nahekommen, als wenn wir mit der Frühzeit des auserwählten Lebens beginnen. Wie, so fragen wir auch hier, war das organische Erbgut, das er mitbrachte. wie die Umwelt, auf deren erste, entscheidende Einflüsse er zu antworten hatte? Wie allgemein bekannt ist, kam derjenige, aus dem, in schöpferischer Entwicklung der größte Deutsche geworden ist, am 28. August d. J. 1749, als Kind einer 18jährigen Mutter und eines Vaters, der erst im 40. Jahre in den Hafen der Ehe gefunden hatte, scheintot zur Welt. Auch dieser Umstand erscheint nicht ohne Wichtigkeit, weil damit vielleicht in der Folge eine gewisse reizbare Schwäche zusammenhängen kann, die schon vom Kleinkind berichtet wird und die im allgemeinen eine erhöhte Ichbetonung mit sich zu bringen pflegt.

Die frühesten Nachrichten hierüber finden wir in Bettinas „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", wo die Sibylle der Romantik, Berichte von G. Mutter in einer Weise stilisiert wiedergibt. die mir das Wesentliche stark hervorzuheben scheint. Wie viel Reizbarkeit verrät z. B. der Bericht: „Er spielt nicht gern mit kleinen Kindern, sie mußten denn sehr schön sein." In einer Gesellschaft fing er plötzlich zu weinen an und schrie: „Das schwarze Kind soll hinaus, das kann ich nicht leiden" und er hörte nicht zu weinen auf, bis er nach Hause kam, wo ihn die Mutter über den Grund seiner Unart befragte. Er konnte sich nicht trösten über des Kindes Häßlichkeit. Damals war er drei Jahre alt." Eine zweite, nach derselben Linie weisende Erzählung lautet: „Oft sah er nach den Sternen, von denen er gehört, daß sie bei seiner Geburt eingestanden. Hier mußte die Einbildungskraft seiner Mutter oft schier Unmögliches leisten, um seinen Forschungen Genüge zu tun und so hatte er bald heraus, daß Jupiter und Venus die Beschützer seines Geschickes sein würden. Kein Spielwerk konnte ihn mehr fesseln, als das Zahlbrett seines Vaters, auf dem er mit Zahlpfennigen die Stellung der Gestirne nachzuahmen versuchte, wie er sie gesehen hatte. Er stellte dieses Zahlbrett an sein Bett und glaubte sich dem Einfluß seiner günstigen Sterne näher gerückt. Er sagte auch oft zur Mutter sorgenvoll: „Die Sterne werden mich doch nicht vergessen und werden halten, was sie an meiner Wiege versprochen haben?" Da sagte die Mutter: „Warum willst du denn mit Gewalt den Beistand der Sterne, da wir anderen doch auch ohne sie fertig werden müssen?" Da sagte er ganz stolz: „Mit dem, was anderen Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden." Damals war er sieben Jahre alt." Diese kindliche Äußerung spricht unmißverständlich für einen besonders früh bewußten Willen zu auszeichnender Sonderstellung, eine Einstellung, die gewiß durch das erzieherische Zusammenspiel des mütterlichen Ehrgeizes, der von diesem Kind, noch ehe es geboren war, die Erfüllung begrabener Königsträume erhoffte und der pedantischen Strenge des Herrn Rat, immer wieder gestachelt wurde.

So scheinen hier verschiedene Umstände des frühkindlichen Lebens die Entwicklung zur Aktivität besonders begünstigt zu haben. Niemand

kann sich wohl vermessen, mit Sicherheit entscheiden zu wollen, was angeboren, was früh erworben ist.

Alles, was wir tun können ist, alle Einzelheiten vergleichend zu- und gegeneinander zu halten, die wir von Wesen und Umwelt aus verläßlicher Quelle erfahren können. So erfahren wir hier, daß dieses reizbare, schöne, einerseits verzärtelte, andererseits pedantisch streng gehaltene Kind in eine Zeit hineinwuchs, die vor allem das gebundene Individuum befreien wollte, in die Zeit des Genie- und Persönlichkeitskultus von Sturm und Drang, in die Schwärmerei der Rousseauzeit für das Naturhafte.

So kommen die Tage, wo der junge Titan die überschäumende Leidenschaft, seine Ichbesessenheit, in freien Rhythmen dahinbrausen läßt und stolz das eigene Ich allen Mächten des Himmels und der Erde entgegen wirft, wo er dem obersten der Götter als Prometheus entgegen schleudert:

Ich Dich ehren? Wofür?
Hat mich nicht zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrin und deine" —

Indessen, wir wissen, — je leidenschaftlicher ein Mensch nach Gottähnlichkeit strebt, desto intensiver muß er „die Grenzen der Menschheit" erfahren. Die Vielheit auch dieses Erlebens gibt sich in der Folge in des Dichters Werken als eine tiefe Ehrfurcht vor „dem Becher voll Rätsel" kund, der dem Sterblichen zugeteilt ist. Ja, Ehrfurcht wird ihm überhaupt der Gefühle höchstes und er stellt diese schließlich auch, in der pädagogischen Provinz der Wanderjahre als den Kern- und Angelpunkt seiner Erziehungslehre hin. Er, der gesagt: „Das Erforschliche erforschen und das Unerforschliche schweigend verehren", erforschte vor allem das eigene Selbst mit heißem Bemühn. „Daß der Mensch bewußt sei, darauf kommt es an" hat er gedichtet. Dieses war ihm die Voraussetzung der tätigen Selbsterziehung, die durch sein Leben geht, wovon sogar im Einzelnen zu lesen steht in „Wahrheit und Dichtung", dort, wo er erzählt, wie er sich den Höhenschwindel, die überempfindliche Lärmscheu und die Abwehr gegen alles, was sein hyperästhetisches Gefühl verletzte, abgewöhnt hat.

Auf dem Wege steigender Bewußtheit werden Menschen und Dinge, die in seinen Gesichtskreis treten, mehr und mehr Wachstumselemente für ihn. Wie Leben Überwindung ist, sehen wir hier in großen Maßen.

Was Straßburg mit Herder, was das Erlebnis Friederike von Sesenheim, das ihm ein stachelndes Gefühl der Schuld zurückließ, für G. bedeutete, ist bekannt.

In brausender Jugend schreibt er sich den „Götz von Berlichingen" von der gespannten Seele, schreibt er in den „Leiden des jungen Werthers" das Buch der Zeit, das nicht nur von unzähligen schwärmerischen Jünglingen und Frauen mit klopfenden Pulsen verschlungen wurde, das auch Napoleon dauernd begleitet hat.

Bei dem einen wie bei dem anderen dieser frühen Meisterwerke steht jedoch *der Einzelne* und sein Recht gegen Zeit und Umwelt im Mittelpunkte.

Im häufigen Kampf und Zwiespalt mit dem gestrengen Vater vollendet der junge G. seine Studien und macht schließlich brav bürgerlich seinen Doktor. Überall aber, wo er erscheint, wird er zum Brennpunkt der verschiedenen Kreise. Als er 26 Jahre zählt, kommt, wie wir wissen, die entscheidendste Wendung seines Lebens, tief entscheidend auch für seinen Weg vom Ich zum Wir. Es kommt Weimar, wo er einem jungen, gärenden Fürsten Führer sein soll, wo er in Frau v. Stein, die in strengen Maßen gehaltene, heiß geliebte Frau erlebt, Weimar, mit den vielgestaltigen Ansprüchen an seine Tätigkeit.

Wir haben den Weg, auf den ihn seine Eigenart, auf den ihn der immer bewußtere Wille zur eigenen Wesensvollendung führte, in seinen Werken unwidersprechbar bezeugt. Ich kann natürlich aus der unerschöpflichen Fülle dieser Werke immer nur Einzelnes herausgreifen.

Lassen Sie mich zunächst für unsere Schau bei dem vielsagenden Gedichte „Zueignung“ aus der Weimarer voritalienischen Zeit Halt machen. Es spricht besonders deutlich von einem bedeutsamen Abschnitt in G. Kunst wie in seiner Weltanschauung. Das Gedicht ist von Berufenen eines der ersten Beispiele seiner Wendung zur Kunstdichtung genannt worden, jener Dichtungsart, die im Gegensatz zu dem freiströmenden Singen wie der Vogel singt, bewußter Kunstformung nach klassischen Maßen zustrebt.

Inhaltlich aber fühlt man ein erfolgreiches Ringen nach Klarheit, u. zw. nicht sowohl über die Ansprüche des eigenen Ich auf ungehemmte Kraftentfaltung, als vielmehr über seine Aufgaben und sein Verhältnis zu den anderen. Die wogenden Nebel der Frühe scheinen in diesem Gedichte durchsichtiger, taghafter Klarheit gewichen zu sein und obwohl es in Allegorien zu uns spricht, ist es durchpulst von der Lebenswärme und Lebensfülle der beginnenden Weimarer Reifezeit, die unter dem atmosphärischen Einfluß jener Frau stand, der er gesungen: „Tropftest Mäßigung dem heißen Blute“. Auch in seinem Verhältnis zu Frau v. Stein lernte der junge Himmelsstürmer Einfügung in gegebene Schranken und Grenzen.

Ganz bedeutsam spricht die Wandlung im Verhältnis von Ich und Welt aus den Versen der „Zueignung“ zu uns:

Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?“

Von hier scheint der Weg dann geradlinig zu der weiteren Erkenntnis geführt zu haben:

„Wieviel bist du von andern unterschieden?
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!“

Diese versgeflügelte Weisheit ist viel später zu den Tagebuchworten geronnen: „Größere Menschen haben nur ein größeres Volumen. Tugenden

und Laster haben sie mit dem mindesten gemein, nur in größerer Quantität. Das Verhältnis kann dasselbe sein."

Keinem war *Leben* mehr im individualpsychologischen Sinne *Überwindung* als ihm und keiner sah wohl klarer, wie gut wir daran tun, auf Mitmenschlichkeit zu trainieren. „Sauer hab ich mir's denn doch werden lassen", sagt er dementsprechend einmal resümierend und er will auch Napoleons, ihm in Erfurt zugewandtes: „Voila un homme!" gerne übersetzt wissen: „Das ist auch einer, der es sich hat sauer werden lassen". Ja, er erkennt, daß die entscheidenden Hindernisse auf unserem Wege von uns selbst produziert werden, in den Tagebuchworten aus der Weimarer Frühzeit: „In meinem jetzigen Kreise habe ich fast gar keine Hindernisse außer mir. In mir noch viele — — — Aber ich hoffe Herr zu werden. Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist wert zu herrschen und kann es."

Wenn wir statt herrschen führen sagen, sind wir wiederum im Bereich individualpsychologischer Anschauungen.

Poetisch ausgedrückt finden wir Ähnliches in den vielzitierten Versen aus den „Geheimnissen": Von der Gewalt, die alle Wesen bindet / Befreit der Mensch sich, der sich überwindet." Aber, mühsam ist der Weg und — auch diese Erkenntnis halten die Tagebuchworte fest: „Wie weit ist es im Kleinsten zum Höchsten!"

Sich unter äußerem Zwange Konventionen und Überlieferungen unterwerfen, das hatte der junge G. mit prometheischem Trotz abgelehnt. Dem Gesetz freiwillig entsprechen hingegen, ist ihm die Frucht selbsterarbeiteter Erkenntnis von unlöslichen Gegenseitigkeitsverhältnissen der Menschen untereinander, die ihm, wie gesagt, seine Weimarer praktischen Erfahrungen, seine beginnenden Naturforschungen und seine Beziehungen zu Frau von Stein erschließen halfen.

Dieser neue Glaube an eine gesetzmäßige Wechselwirkung von drinnen und draußen, von Ich und Welt, geht von da an durch sein ganzes späteres Leben. Wortwörtlich heißt es diesbezüglich einmal bei ihm: „Es ist die große Schwierigkeit beim Betrachten seelischer Vorgänge, daß man immer das innere und äußere Leben miteinander verflochten ansehen muß. Es ist immer wie Systole und Diastole, Ein- und Ausatmen lebendigen Wesens" . . . und er fügt hinzu: „Wenn man es auch nicht aussprechen kann, so beachtet man es genau". Und ein andermal: „Das Besondere unterliegt ewig dem Allgemeinen. Das Allgemeine hat ewig sich dem Besonderen zu fügen." Diese Ganzheitsbetrachtung durchfließt in der Folge seinen künstlerischen Formwillen, sie wird der Angelpunkt seiner Naturlehre, der Maßstab für sein praktisches Verhalten. Ich teile auch vollständig die Ansicht Gundolfs, daß Goethes allumfassendes Naturstudium in keinerlei Gegensatz zu seinem Ausspruch steht: „Das wahre Studium des Menschen ist der Mensch", denn alles, dem sich der Dichter der „Metamorphose der Pflanzen und Tiere" zuwandte, erforschte er vornehmlich im Zusammenhang mit dem Menschlichen. Er betrachtete alles organische Leben als demselben Kräftespiel eingeordnet, das auch

den Menschen bestimmt, von diesem aber in einem gewissen Grade wiederbestimmt werden kann. Dafür spricht deutlich das Goethewort: „Das Tier wird durch seine Organe belehrt, der Mensch belehrt die seinigen und beherrscht sie."

Da der Mensch ein Individuum, eine unteilbare Einheit und Ganzheit ist, war für G. mit der Auffassung, daß frei sein nichts anderes bedeuten könne, als das Notwendige mit freier Entschließung auf sich zu nehmen, eine neue Einstellung auch im Künstlerischen das Gegebene. Auch seine Schönheits- und Sittlichkeitsforderungen sind nicht „Kern- und Schale" durcheinander strömend, sind sie „Beides mit einem Male".

Als die dramatischen Hauptwerke, um derentwillen er vornehmlich als klassischer Humanist par excellence gilt, pflegen immer wieder „Iphigenie" und „Tasso" genannt zu werden. Beide Dramen waren konzipiert ehe er nach Italien ging. Der Kampf mit sich selbst und der äußeren Welt, erfolgreich in „Iphigenie", gegenteilig in „Tasso" ausgetragen, konnte offenbar für *Goethe* nur zum agens der Produktion werden, als sein eigener Kampf um Harmonie noch aktuell war. Er bemerkt hierzu verblüffend individualpsychologisch: *„Nur das Unzulängliche ist produktiv, nach Italien hätte ich meine „Iphigenie" nicht mehr konzipieren können."*

Jedes tief erschütternde Ereignis unseres Daseins kann uns, jenachdem wir es meistern oder nicht, stärker machen oder vernichten. Aus einem, in Kampf und Sieg gewonnenen neuen Erkennen des eigenen Selbst, ist dann auch ein neues Verhältnis zur Welt, eine teilweise veränderte Stellung zu seinen Erlebnissen hervorgegangen. Die Ökonomie der Zeit gewinnt eine neue, eine erhöhte Verantwortlichkeit für denjenigen, der sie nicht nur für das eigene Wachstum, sondern auch „für die Brüder" nutzbringend verwerten will. Die Entwicklung zum tätigen Mitmenschen, die Bezwingung des Faustischen Dranges, „im eigenen Selbst genießen zu wollen, was der ganzen Menschheit zugeteilt", wird die Zielsetzung, der der reife G. wohl am eindringlichsten das Wort geredet hat: Sie bildet zumal den Hauptinhalt des Alterswerkes: Wilhelm Meisters Wanderjahre".

In den Lehrjahren haben wir Wilhelm Meister, inmitten bunter Abenteuer, vorwiegend als einen Unsicheren und Schwankenden kennen gelernt. Irrtum auf Irrtum liegt auf seinem Wege, bis ihn dieser Weg in eine geheimnisvolle Gesellschaft von Männern des tätigen Lebens führt, die da Sämänner der Zukunft werden. Einer derselben, Jarno, ruft ihm zu: „Narrenspossen, euere allgemeine Bildung!" Für die kommende Zeit galt dem Dichter: „Wer sich von nun an nicht auf eine Kunst oder ein Handwerk legt, der wird übel dran sein. Das Wissen fördert nicht mehr bei dem schnellen Umtrieb der Welt, bis man von allem Notiz genommen hat, verliert man sich selbst."

In diesem Sinne ist Wilh. Meister aufgegeben: seinen Wirklichkeitssinn zu schärfen in einer Welt, die alle Menschen zu gemeinnütziger Mitarbeit aufruft. Wandern, wandern soll er, bis er solches Ziel gefunden hat, ehe er rasten und genießen darf. So erfährt er, daß seine Aufgabe

ist, mitzuschaffen am Webstuhl der Zeit und wäre es selbst nur mit schimmerlosen Kärrnerdiensten. Der Zusammenhang der Arbeit, die der Einzelne leistet mit sinnvoller Gemeinschaft, wird offensichtlich.

Nicht nur die Erziehung, auch die Beschäftigung der Erwachsenen erscheint durch das „Band“ bestimmt, das im ideellen Mittelpunkt des lose komponierten Kompendiums Goethescher Weisheit steht. Der Einzelne, der daran teilhat, ist zum Dienst an der Gemeinschaft unbedingt gehalten. Ja, im Grunde ist nicht mehr und nicht weniger als eine, noch immer unerreichte allgemeine Planmäßigkeit menschlicher Arbeit in den „Wanderjahren“ skizziert.

Über Land und Meer spinnt G. „Band“ seine verbindenden Fäden, zwischen Völkern diesseits und jenseits des Ozeans.

Weite soziale und wirtschaftliche Perspektiven tun sich auf. Jenseits aller Problematik aber, steht in den „Wanderjahren“ der alte Goethe als ein universalistischer Erzieher vor uns. In der „Pädagogischen Provinz“ der „Wanderjahre“ sehen wir das monumentale Bild einer Erziehungsanstalt allergrößten Stils und eine Fülle individualpsychologischer Erzieherweisheit am Werke.

Nicht irgend ein Rousseauscher Idealmensch soll hier herangebildet werden, sondern der strenge Herr seiner selbst, der „ein Organ aus sich macht und abwartet, welchen Platz ihm die Gesellschaft in ihren Diensten anweist.“ Dazu soll jeder nach seinen Fähigkeiten innerhalb eines, ihm gemäßen Berufes herangebildet werden, um dann, mit vereinten Kräften, den höchsten Nutzeffekt für die Allgemeinheit herbeiführen zu helfen.

Jedem Erzieher, dem es Ernst mit seiner Aufgabe ist, der den Zögling nicht etwa als willkommene Gelegenheit betrachtet, fix und fertige Prinzipien an ihm auszulassen, jeder Erzieher der wirklich werdende Menschen auf der gegebenen Grundlage ihrer besten Bereitschaften zu harmonischen Mitmenschen entwickeln helfen will, richtet sich nach den Zöglingen wie sie sind, nicht wie er sich vorstellt, daß sie sein sollten. Diese individualpsychologische Weisheit hat sich dem großen Meister des Lebens ergeben, aus den Forderungen der Zeit und den Erfahrungen, die er tiefsehenden Auges gemacht.

G., der Augenhafte und Wirklichkeitsnahe, verlor sich nie in verschwommene Verallgemeinerungen. Auf das Leben, das ihn umgab, auf das Deutschland, das er Tag für Tag erlebte, war er zunächst eingestellt. Darauf, auf das Material, das zu bilden und zu gestalten ihm unmittelbar aufgegeben war, kam es ihm vor allem an.

In den Menschen dieser Umwelt aber sah der alte G. auf der einen Seite, viel Tüchtigkeit, Ernst und Fleiß, auf der anderen jedoch ebenso klar: Gefühlsschwelgerei, Originalitätshascherei, Eigenbrötelei, Mangel an williger Einordnung, lauter Eigenschaften, die er aus dem eigenen Sturm und Drang nur zu gut kannte. Dafür, für die genannten Tugenden und dagegen, gegen die vorerwähnten Schattenseiten, sehen wir ihn in der „Pädagogischen Provinz“ der „Wanderjahre“ mobilisieren.

Darin, in der Gegenwehr gegen alles, was Überschwang und Wirk-

lichkeitsfälschung hieß, steht er geradezu als Prophet einer neuen Sachlichkeit vor uns. Was er als Heilverfahren gegen das wirklichkeitsflüchtige Schwärmen seiner deutschen Zeitgenossen praktizieren will, hängt durchaus mit arbeitsamer Sachlichkeit zusammen, ohne sich freilich darin zu erschöpfen. Einmal stellt die pädagogische Weisheit, die wir erfahren, zeitlich begrenzte Zwecke auf, als Richte für die Menschen der Goethezeit. Sie fordert: soziale Einordnung und Pflichtbewußtsein in gesellschaftlich nützlicher Arbeit vom Einzelnen. Das überzeitliche, weltgültige Ziel aber, war dem Dichter dabei ganz offenbar: der gleichwertige Mensch als werktätiges Glied der Gemeinschaft und eine Erziehung, die gerade den und die, um die es sich just handelte, hierzu formen und bilden half. G. stellt übrigens auch hier nichts anderes als allgemeine Forderung auf, als was er selbst von sich gefordert hat und diese Forderung las ich einmal, wie mir scheint, unübertrefflich präzis, dahin formuliert: *„Das Sein abzudanken zugunsten der Leistung, die selbstherrliche Persönlichkeit zurückzustellen zugunsten der Gemeinschaft.“* Die Frage aber, wie vervollkommne ich mich?, erscheint, ganz wie bei uns, dahin beanwortet: „werde nützlich!“ und schließlich die Frage: wie gestalte ich mein Leben, erhält den Bescheid: „Entsage und leiste im Dienste der Gemeinschaft!“

Nach diesen Leitsätzen sehen wir Wilhelm Meister, den unaufhörlich Getriebenen, den Reaktivsten und Lebensdurstigsten am Ende seiner Fahrt im praktischen Wundarztberuf landen und die Schar freier, bindungsloser, vielseitiger Menschen, mit denen ihn die romantische Fahrt ins Blaue zusammengeführt, endet als eine Vereinigung von Spezialisten für den Ausbau eines amerikanischen Zweckverbandes.

Stand gewissermaßen selbst im zweiten Teile Faust, trotz des sozialen Zieles dem Meere mit heißem Bemüh'n ein Stück Landes abzugewinnen: „Auf freiem Land, mit freiem Volk zu stehen“, die ichbetonte Tätigkeit des überragenden Einzelnen im Vordergrunde, so ist in „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ unmißverständlich die *Gemeinschaft*, die *gemeinsame* Arbeit *der Sinn des Lebens.*

Dementsprechend erscheinen die in den „Lehrjahren“ eingegangenen persönlichen Verbindungen in den „Wanderjahren“ keineswegs aufgehoben, sondern vielmehr mit tieferem Sinn erfüllt.

Wilhelm Meister ist, wie alles Goethesche, das Werk eines großen Menschen, dem das Schicksal beschied, den Abschluß eines abgelebten und das Heraufkommen eines neuen, des Maschinenzeitalters, mitzuleben. Mit seiner Zeit, aber ihr weit, weit voraus, führt er Wilh. Meister näher und näher heran an diese neue Wirklichkeit.

Von den weltbedeutenden Brettern, mitten hinein ins volle Menschenleben, aus dem Reich nebelhafter Sehnsüchte in das der Tat und Arbeit, so geht der Weg, den wir G. gehen und führen sehen.

Der Untertitel der „Wanderjahre“ ist: „Die Entsagenden“. Aber diese Entsagung gilt durchaus dem „Sinn der Erde“. „Am Anfang war die Tat“ und „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“.

Und wie hat er, Goethe selbst, die Verpflichtung zu Tat und Arbeit erfüllt? Man faßt es kaum.

Außer den 40 Bänden, die seine unvergleichlichen Gaben zusammenfassen, sein „Dilletieren“ in allen Wissenschaften, wie er sein tiefes Eindringen, sein allseitiges Bauen und Bilden, gerne nannte.

Er stellt sich beständig unter den herrschenden Imperativ tätig zu sein, zu arbeiten, sich tätig die ganze Welt in Geist und Sinn zu assimilieren. Im Dezember 1781 schreibt er an Knebel die charakteristischen Worte: „Ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel ebenso betriebsam sein müssen, um nur zu leben. Sind dann auch Dinge, die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leicht hinweg, weil es ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustand ganz allein der höheren Stufe eines folgenden wert und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitlich oder dort ewig.“

Dieser absolute Wert nützlicher Tätigkeit ist für Goethe stets nur höher und höher gestiegen, bis er schließlich darauf sogar seinen festen Glauben an menschliche Unsterblichkeit gegründet hat. Wir hören ihn: „Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben. Er hat darauf ein Recht, es ist seiner Natur gemäß. Die Überzeugung von unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit. Denn, wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht mehr auszuhalten vermag.“ Der 80jährige, der so sprach, konnte sich demnach die menschliche Fortdauer nur als ein tätiges Fortwirken vorstellen und er meinte: „Ich wüßte auch mit der ewigen Seligkeit nichts anzufangen, wenn sie mir nicht neue Aufgaben und Schwierigkeiten brächte.“ Alles in allem genommen, ist die Zielsetzung, die Goethe vorschwebte, da er als ein Vollendeter Welt und Leben betrachtete, offenbar: *das tätige Individuum, das sich des rechten Weges, das sich seines unlöslichen Zusammenhanges mit den anderen, mit der Gemeinschaft zunehmend bewußt wird.* Und die Gemeinschaft, die der Dichter meinte, dessen 100jähriger Todestag in Deutschland ein vieltausendstimmiger Chor mit dem Refrain: Er ist unser, — Er ist unser!, gefeiert hat, war für ihn eine übernationale, eine kosmopolitische. Sagt er doch ausdrücklich vom Nationalhaß, daß man ihn „nur auf der untersten Stufe der Kultur findet“ und sein tröstlicher Glaube an den Segen steigender Bewußtheit, steigender menschlicher Erkenntnis war so tief in seiner Weltanschauung verankert, daß er sicherlich auch in den Irrungen und Wirrungen unserer Tage daran festgehalten hätte, daß es „eine Stufe gibt“, wo diese Form des Willens zur Vormacht „verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht, und man das Glück oder Wehe seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet“. Er fügte auch hinzu: „Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß.“

So dürfen wir wohl zusammenfassend mit Fug und Recht sagen:

Von dem Kinde, das auch die ewigen Sterne in seinen Dienst stellen wollte, über den Titanismus der Werther- und Prometheuszeit hinweg,

zum zweiten Teil Faust und zur erzieherischen Weisheit der „Wanderjahre“ ist Goethes Weg der Überwindung, Goethes Weg vom Ich zum Wir, ein herrlich gelebtes Bekenntnis zur schöpferischen Macht des menschlichen Selbst, zu dem *Schiller-Kant*-Individualpsychologischen:

„Nimm die Gottheit auf in deinen Willen
Und sie steigt von ihrem Weltenthron!“

Ansprache an Alfred Adler

bei der Abschiedsfeier an Siljanskolan, Schweden, am 29. Juni 1934

gehalten von Direktor HARALD ALM.

Sehr geehrter Herr Professor.

In einer unserer Nachmittagsdiskussionen haben Sie einmal gesagt: „Ich komme nicht mit Geboten zu Ihnen. Ich lege Ihnen die Resultate der Individualpsychologie vor. Wenn ich das getan habe, kann ich meinen Hut nehmen und gehen. Es steht jedem frei, sich dieser Ergebnisse nach Belieben zu bedienen, sie anzunehmen, wenn er will, oder es bleiben zu lassen, wenn er will.“

Der Kursus ist nun zu Ende, und Sie stehen gerade im Begriff, Ihren Hut zu nehmen und von uns zu gehen. Doch würde man Ihre Äußerung in hohem Grade mißdeuten, wenn man die Freiheit gegenüber Ihrer Lehre, die Sie Ihren Zuhörern zubilligen wollen, als Uninteressiertheit Ihrerseits auffassen wollte, so, als machten Sie sich nichts daraus, ob Ihre Höhrer das, was Ihnen wertvoll erscheint, annehmen oder nicht.

Man könnte vielmehr sagen: je mehr ein Mensch von tiefem und echtem Gemeinschaftsinteresse beseelt ist, desto größere Freiheit erstrebt er in seiner Wissenschaft, desto größere Freiheit kann er in seiner Wissenschaft erreichen. Denn er weiß, daß nur der zu echten Resultaten kommen kann, der nicht gefesselt ist durch all die Rücksichten und Anforderungen, die z. B. eine heutige Gruppe von Menschen stellen kann, und die nichts zu tun haben mit dem Leitstern seiner ganzen Wissenschaft: nichts zu suchen als die Wahrheit. Er weiß auch, daß nur echte Resultate einen wirklichen Wert für die Gemeinschaft, für die heutige und die zukünftige Gesellschaft, darstellen können. So *sucht* er nicht Lob und Dankbarkeit seiner Zuhörer, der anderen Menschen, aber ihre Bewunderung und Dankbarkeit wird *von selbst* zu einem Teil der Belohnung für selbstloses Forschen und Gemeinschaftsinteresse. Sie werden zum Erlebnisse des Glückes, das man durch eine gelungene Leistung erfährt und das Sie als das zentrale Lebensglück bezeichnet haben.

Es würde also dem Kurs etwas fehlen, wenn wir nicht von der großen Freude, Bewunderung und Dankbarkeit, die wir in diesen Tagen empfunden haben, einen gewissen Ausdruck geben dürften. Durch Ihre ge-

sunde, klare und einfache Lehre haben wir neue, erweiterte Ausblicke gewonnen, frische Klarheit und neuen Mut.

Ich bin überzeugt, daß jeder einzelne von uns aus diesem Kurs abreist mit dem Vorsatz, Hindernissen nicht auszuweichen, sondern sie als Aufgaben zu sehen, die das Leben uns zur Lösung gestellt hat und die wir lösen können. Wir sind weit besser vorbereitet, unsere Aufgaben als Mitarbeiter im Leben zu erfüllen.

Wir reisen auch fort mit einer anderen Auffassung von Individualpsychologie, als wir sie vorher gehabt hatten. Wir haben in Ihrer Lehre die Wahrheit bekräftigt gefunden, daß es auf den Menschen, auf die Persönlichkeit als Gemeinschaftswesen ankommt. Lehren und Bewegungen, losgelöst von ihrem Mutterboden, losgelöst von den Persönlichkeiten, werden mehr oder weniger wie tote vergängliche Hüllen oder Träger, wie Bausteine und Zeichnungen ohne den schaffenden Baumeister. Nur das Individuum als Gemeinschaftswesen trägt in sich einen Lebensstil, eine Lebensrichtung, hin zur Zukunft, hin zur Ewigkeit.

Die Individualpsychologie ist in diesen Tagen für uns mit Leben erfüllt worden durch Ihr Leben. Für uns ist die Individualpsychologie *Alfred Adler* geworden, ein lebender Wille, eine Entwicklungslinie, die zu neuer Arbeit, zu neuer Entwicklung zum Besten der Gemeinschaft treibt. In diesem Gefühl scheiden wir von Ihnen.

Buchbesprechungen.

M. A. PAYNE: *Oliver Untwisted.* Publ. Edward Arnold & Co., London.

Das Buch mit dem fein und geistreich gewählten Titel erschien vor nicht langer Zeit in England und zeigt den erfolgreichen Versuch, in einem Poor Law Home eine Erziehung einzuführen auf der Basis von Liebe und Freiheit. Das Wort Individualpsychologie fällt nirgends, und doch ist jeder Schritt, den die neue Leiterin des Heimes unternimmt, durchdrungen von den Begriffen der Individualpsychologie. Ein Heim, aufgebaut auf Jahrhunderte alter Tradition von Autorität und Wohlanständigkeit, mit einem militärisch geschulten Beamtenstab, bei dem die Furcht vor der vorgesetzten Behörde das Verständnis der Kindesseele ersetzt, bekommt plötzlich als Leiterin einen furchtlosen Menschen, der „intuitiv" den Gesetzen der Individualpsychologie folgt und entschlossen ist, die Kinder des Heimes zu lebenstüchtigen und vertrauenswürdigen Mitmenschen zu machen. Die Aufgabe ist eine unsagbar schwere, aber mit der Geduld, die die individualpsychologische Behandlung in jedem Falle erfordert, wird sie geleistet.

Mit den Kindern allein wäre die Arbeit nicht halb so schwer, aber ein mit wenigen Ausnahmen unbelehrbares Personal muß erst entlassen und ein neuer, williger und für die Ideen der Individualpsychologie aufnahmebereiter Beamtenstab gefunden werden. Erst dann kann damit begonnen werden, die Seelen der 360 kleinen Olivers zu „entwirren". Daß es dazu in erster Linie notwendig ist, das Vertrauen der Kinder zu gewinnen, wird bei den verschiedenen, in solchen Heimen üblichen Delikten, wie Ausrücken, Stehlen, Lügen, Trotz etc. auf feine und einleuchtende Weise dargelegt.

Die Kinder leben in einzelnen Häusern zu je 30 bis 40, und die Verfasserin schildert, wie zunächst in einem Haus von 10- bis 15jährigen Knaben die neue Methode der freiheitlichen Erziehung eingeführt wird, nachdem Kinder und Personal die Arbeit und die Ansichten

der Leiterin etwa ein Jahr lang kennengelernt haben.

Der Übergang von Zwang zur Freiheit, selbst wenn man die Kinder durch Worte darauf vorbereitet, bleibt immer ein unvermittelter, und auch hier in dem „Probehaus“ ist die Reaktion — das Chaos. 5 Wochen lang schwelgen die Jungen darin, all das zu tun, was ihnen bis dahin verboten war, dann tritt eine körperliche Erschlaffung und eine seelische Sättigung ein, verbunden mit einer Sehnsucht nach Ordnung. Leicht läßt sich in diese Sehnsucht die Saat legen zum Dienst an der Gemeinschaft, und in dauernder Ermutigung durch die Erwachsenen finden die Jungen auf einmal einen Stolz darin, das „Probehaus“ zum feinsten und gemütlichsten des Heimes zu machen. Allmählich wird die neue Methode auch in den andern Häusern eingeführt, und die Erfahrungen der Erzieher sind jedes Mal nahezu dieselben. Das Beglückende für die Leiterin ist der Ausdruck der Kindergesichter, aus denen Furcht und Mißtrauen verschwunden ist, die in Frohsinn und Aufgeschlossenheit mitarbeiten am guten Rufe ihres „modernen“ Heimes.

Die Verfasserin, Miss *M. A. Payne*, leitet in England eine Schule zur Ausbildung von Kranken- und Kinderpflegerinnen.

Marie Heynemann (Magdeburg).

FRITZ STERNBERG: *Der Niedergang des deutschen Kapitalismus.* Ernst Rowohlt Verlag, Berlin 1932.

Der Verfasser gibt in diesem Werke ein Bild der gegenwärtigen Lage des Weltkapitalismus unter besonderer Berücksichtigung der dem deutschen Kapitalismus innewohnenden Sonderart. Glänzende Stoffbeherrschung und eine Materialfülle über die Verhältnisse in wirtschaftlich führenden Ländern zeichnen das Buch aus. Dabei nehmen die Wechselbeziehungen zwischen Mutterland und Kolonien, die an dem hier behandelten Probleme mitgewirkt haben, dann der Anteil der Arbeiterschaft am kapitalistischen Wirtschaftssystem — sowohl als Erzeuger als auch als Konsument — und schließlich die Aufgaben der Arbeiterschaft nach dem heutigen Stande der Dinge, einen wichtigen Platz ein, wie ja auch soziologische Probleme dabei die Hauptrolle spielen. In diesen äußeren Rahmen wird nun die Struktur des deutschen Kapitalismus, sein Aufstieg und Niedergang und die besonderen Begleiterscheinungen, unter denen sich dieser Prozeß entwickelt hat, dargestellt. Ich möchte davon nur die Proletarisierung der Mittelschichten erwähnen, weil sie dabei das wichtigste Problem bildet. Daß dabei auch den Verschiebungen der Machtverhältnisse eine große Bedeutung zukommt, ist nicht übersehen worden. So bietet *Sternbergs* Buch, wenn heute auch manche Schlußfolgerungen überholt erscheinen, einen äußerst interessanten Einblick in Aufstieg und Niedergang des kapitalistischen Wirtschaftssystems in den Tagen der modernen Großindustrie und die Umstände, unter denen sich dieser Prozeß abgespielt hat.

Kurt Bathelt (Bielsko-Bielitz).

Dr. ERNST METZER: *Der Einfluß der Tuberkulose auf das Seelenleben.* Verlag Enke, 1933.

Dieses Buch bildet eine wertvolle Bereicherung der individualpsychologischen Literatur. In umfassender, gründlicher Weise erschöpft der Verfasser, Oberarzt einer Lungenheilstätte in Ziegentels (Preußisch-Schlesien), dieses hochwichtige Thema, das nicht nur den Lungenarzt, sondern auch in bedeutendem Maße den Psychologen angeht. Der Autor ist zur Überzeugung gelangt, daß nur die individualpsychologische Lehre die eigentümlichen seelischen Züge des Tuberkulosen, die dem Arzt so viel Rätsel aufgeben, erklären kann, und zeigt dies konsequent in diesem an Inhalt und Stil gleich hochstehenden Werke, das geeignet ist, dem praktischen, aber auch dem Facharzt, sei er Tuberkulosespezialist oder Psychotherapeut, das Verständnis zu eröffnen für die scheinbaren Widersprüche im Verhalten des Patienten, das sich oft auch somatisch auswirkt, Zusammenhänge, die auf die Tuberkulose von größtem Einfluß sind, und, wenn richtig erkannt, manchen Zwischenfall im Verlaufe dieser Erkrankung, manchen Rückschlag erklären können. Es wäre diesem Buche die

weiteste Verbreitung zu wünschen; insbesonders Anstaltsärzte sollten den praktischen Inhalt desselben beherzigen, dann würden manche unliebsame Erscheinungen, die in Heilstätten und Sanatorien das Einvernehmen zwischen Arzt und Patient trüben, verschwinden oder mindestens ihre Schärfe verlieren.

Dr. *Arthur Holub* (Wien).

GOTTLIEB PICK: *Sinn und Wert der Sozialversicherung.* Verlag Rudolf M. Rohrer, Brünn-Leipzig-Wien 1933.

Vom Anfang bis zum Ende fesselt dieses 96 Seiten umfassende Buch den Leser durch das große Verständnis, das Verf. für die Psyche des Krankenkassenmitgliedes, Kassenarztes und der Kassenleitungen zeigt, wobei individualpsychologische Erkenntnisse nicht ohne deutlichen Einfluß gewesen sind. Gerade in der jetzigen Zeit, wo die Sozialversicherungsinstitute mit so vielen Schwierigkeiten und auch mit den mannigfachsten Angriffen zu kämpfen haben, kommt das Buch zurecht. Es hält allen beteiligten Faktoren einen Spiegel vor, wie viel — und nicht zuletzt psychologisch — auf diesem Gebiete gesündigt wurde, legt in scharfer Beobachtung dar, warum diese Institute bei Arzt und Patienten einer immer mehr wachsenden Unbeliebtheit sich erfreuen und deren jetzige Krise verschärfen. Besonders hervorgehoben seien die Kapitel über das Leib-Seeleproblem, über die Mechanisierung der Krankheit durch die Sozialversicherung, ferner über die seelische Umstellung des Versicherten zur Krankheit, über die schwierige Situation des Kassenarztes gegenüber Kassenleitung und Patienten. Überzeugend wird dargetan, wie sich soziale Beziehungen nicht nur nach mechanischen, sondern auch nach psychischen Zusammenhängen vollziehen; daß dies nicht genügend berücksichtigt wurde, hat sich bitter gerächt und so mußte die Sozialversicherung gefühlsmäßig versagen. Für den Interessenten sehr wertvoll ist die klare Schilderung der verschiedenen Systeme der Sozialversicherung in den einzelnen Staaten Europas. Man wird nicht in allen Punkten mit dem Autor einverstanden sein können, aber niemand, der sich mit dieser Materie beschäftigt, kann an diesem Buche vorübergehen.

Dr. *Arthur Holub* (Wien).

Dr. DOUGLAS A. THOM: *Ausrottung der Eifersucht (Uprooting Jealonsy).* New York Herald Tribune, March 12, 1933.

In dieser Abhandlung setzt sich der Verfasser, Direktor einer Kinderberatungsklinik in Boston, mit einem Problem auseinander, das auch die Individualpsychologie viel beschäftigt. Seine Gedankengänge schließen sich dabei eng an die unsrigen an.

Verf. meint, viele eigenartige Charakterzüge in Kindern, wie Trotz, Scheu, Zurückgezogenheit usw. haben ihre Wurzel in der Eifersucht. Bei Erwachsenen führt sie zur Verbitterung, Grausamkeit, Minderwertigkeitsgefühlen, Haß. Kein Kind ist als eifersüchtig geboren, aber man kann die Spuren davon bis in das früheste Alter zurückverfolgen. Beispiele zeigen, daß der Beginn sich ansetzen läßt, wenn durch die Geburt eines Geschwisters dem Kind nicht mehr die volle Aufmerksamkeit entgegengebracht wird. Natürlich erkennt das Kind selbst nicht die wahre Ursache seiner unglücklichen Stimmung, aber auch die Eltern, falls sie den Grund der Verstimmung des Kindes durchschauen, neigen gern dazu, die Situation zu bagatellisieren und so dem Kind die Last zu erschweren. Ja, es wird nicht gar zu selten die Taktik angewendet, das Kind deswegen in einer unbarmherzigen Weise zu necken.

Ein Gefühl der Unsicherheit bildet die Grundlage für die Eifersucht. Durch die Ankunft eines neugeborenen Geschwisters fühlt das Kind seine Position im Hause bedroht. Die Eifersucht zeigt sich in versteckter Aggression gegen den Ankömmling, oder das Kind wird trotzig, nachträgerisch, Scheu und Mißtrauen erwachen. Dies läßt sich vermeiden, wenn man das ältere Kind aufklärt, es fühlen läßt, daß das neue Baby auch zu seinem Glück beiträgt, nicht nur zu dem der Eltern, auch daß es an der Verantwortung bei der Beaufsichtigung des Kleinen teilnehmen soll. Die Eltern müssen klar sehen, daß das neue Kind nun der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit bei allen Verwandten und Besuchern wird, und sie müssen es als ihre Aufgabe betrachten, daß ein gebührender Anteil davon auch auf das ältere Kind abfällt. Auf diese Weise können wir dem gefühlsmäßig eingestellten

Kind manche unglückliche Stunde ersparen und die Eifersucht und das Unsicherheitsgefühl im Keime ersticken.

Eine andere Quelle der Eifersucht in den Familienbeziehungen ergibt sich, wenn Eltern Lieblingskinder haben. Ohne sich über die Folgen im Klaren zu sein, machen sie ein Kind zum Beispiel für die anderen. Das führt so weit, daß das Kind oft noch als Erwachsener sich fortwährend mit seinen Freunden und Berufskollegen vergleicht, und zwar immer unvorteilhaft für sich selbst.

Da das Kind in seinen ersten Jahren sich immer in den Mittelpunkt zu rücken versteht, nur sich selbst dient und die anderen Leute und Dinge zwingt, seinem persönlichen Vorteil und Wohlbefinden zu dienen, ist es nicht verwunderlich, daß wir die Eifersucht in der Lebenshaltung der meisten Kinder antreffen. Denn alles, was irgendwie dem unbewußten Kampf zur Befriedigung des eigenen Geltungsstrebens entgegentritt, ist geeignet, Eifersucht zu erwecken. Daher liegt es in der Art des Trainings, diese eingeborenen Züge von Selbstischkeit zu überwinden, damit das Kind gegen die Entwicklung von eifersüchtigen Anwandlungen gefeit werde.

Die beste Methode ist das Beispiel. Eltern, die dazu neigen, über Gebühr von sich eingenommen zu sein, die immer nur von ihrer Familie sprechen und denken, die kaum jemals die Gemeinschaft, in der sie leben, erwähnen, die eifersüchtig die Erfolge des Nachbarn vermerken und niemals Entschuldigungsgründe für das Versagen ihrer Freunde gelten lassen, die den Kreis ihrer Bekannten sehr eingeschränkt haben, die niemals spontan Lobesworte für die andern finden, die allzu schnell kritisieren und verurteilen — solche Eltern schaffen in ihren Kindern einen fruchtbaren Boden für die Entwicklung der Eifersucht.

Außerordentlich wichtig ist es, die Kinder zu belehren, das Tüchtige, Lobenswerte und die Wertbeständigkeit des andern anzuerkennen. Das läßt sich schon durch kleine hinweisende Bemerkungen erzielen. — Dadurch lernt das Kind frühzeitig, was im Leben wirklichen Wert besitzt. Niemals darf man aber vergessen, die eigenen guten Qualitäten des Kindes hervorzuheben. Man soll auf die Tüchtigkeit und den Wert des Kindes hinweisen, wenn sich Gelegenheit schickt, und wie es damit der Umgebung nützlich und notwendig wird.

Dr. med. *Franz Plewa* (Wien).

Chronik.

Alfred Adler in Wien.

Prof. Dr. *Alfred Adler* ist nach einer Vortragsreise, während der er in England, Holland und Schweden Vorlesungen über Individualpsychologie gehalten hat, Ende Juni in Wien eingetroffen und hat hier seine medizinische und Vorlesungstätigkeit aufgenommen.

Im September kehrt *Alfred Adler* wieder nach New York zurück, um am Long Island Medical College seine Lehrtätigkeit fortzusetzen.

*

In *London* hat *Alfred Adler* im Individual Psychology Club und in der Medical Society of Individual Psychology, in *Cambridge* an der Universität vorgetragen.

In *Holland* hielt Prof. *Alfred Adler* folgende Vorträge: In *Amsterdam* am 26. Mai über „Die Psychologie als Lebenslehre für Jugendliche"; am 28. Mai: „Ist Psychologie notwendig?"; 30. Mai: „Aktive und passive Persönlichkeit"; 1. Juni: „Gebrauchs- und Besitzpsychologie"; 4. Juni: „Einheit der Persönlichkeit"; 8. Juni: „Das verwahrloste Kind". — Weitere Vorträge Prof. *Adlers* in *Amersfort, Den Haag, Bussum* und *Dortrecht* behandelten verschiedene Fragen der Praxis und Theorie der Individualpsychologie.

In *Schweden* hat Prof. *Alfred Adler* in Stockholm, Upsala und an der Sommerschule Siljanskolan Tällberg Vorlesungen gehalten.

Verein für Individualpsychologie, Wien.

Vorträge:

28. Mai 1934: *Hedwig Schulhof:* Goethes pädagogische Provinz und wir.

4. Juni. Dr. med. *Rudolf Dreikurs*: Das Geheimnis des Erfolges.

11. Juni. *Helene Bader*: Eheschwierigkeiten — Erziehungsschwierigkeiten.

18. Juni. *Paul Brodsky*: Wie kann ich das lernschwache Kind fördern?

25. Juni. Dr. med. et phil. *Lydia Sicher:* Versagen im Lebenskampf.

2. Juli. Dr. phil. *Erwin Krausz:* Zur Psychologie des nervösen Symptoms.

9. Juli. Prof. Dr. *Alfred Adler*: Fortschritte der Individualpsychologie.

Arbeitsgemeinschaft der individualpsychologischen Ärzte, Wien.

24. Januar 1934. Dr. *Bela Lindenfeld:* Individualpsychologie als Problem.

6. Juni. Dr. *Franz Plewa*: Problem der Behandlung.

20. Juni. Dr. *Rudolf Dreikurs*: Über Schlafstörungen.

4. Juli. Prof. Dr. *Alfred Adler*: Fortschritte der Individualpsychologie.

Milwaukee Society for Individual Psychologie.

Dr. *S. Plahner*, 161 W. Wisconsin Ave., Chairman.

Dr. *S. Plahner*, Director of the Milwaukee Child Guidance Clinic delivered during the months of April and May the following lectures:

April 3rd: before the Parent-Teachers' Association of the Washington School in West Allis, Wis. on: "Do We Understand Our Children?"

April 5th: Branch 10 of the Unemployed Council on: "The Causes and Prevention of Crime."

April 6th: P. T. A. of the Wauwatosa High School on: "The New Education."

April 9th: Men's Club of the Temple Beth Israel on: "Wy We Misbehave?"

April 13th: Southern Wisconsin Bosworth Study Club in Madison, Wis. on: "Problem Children."

April 17th: Staff Meeting of the Milwaukee General Hospital, on: "Diagnosis, Treatment and Prevention of Neuroses."

April 27th: Emblem Club of the Y. M. C. A. on: "Causes and Prevention of Crime."

April 30th: P. T. A. of the Jewish Folk-Shule on: "Sexproblems in Children."

May 11th: Bellamy Open Forum on: "Juvenile Delinquency."

May 28th: Child Study Gruoup of the Mc Kinley School in Wauwatosa, Wis. on: "Your Child and the School."

Individualpsychologisch-pädagogische Arbeitsgemeinschaft an der Aussiger Handelsakademie.

Vorträge vom 8. Jänner bis Schluß des Schuljahres 1934/35:

8. Januar. Dr. *Schaffer*: Erziehung und Milieu.

22. Januar. Dr. *Walter Schuster:* Die Notwendigkeit der Errichtung einer Erziehungs- und Jugendberatungsstelle an der Aussiger Handelsakademie.

5. Febr. Dr. *Menzel:* Bericht über die Vorarbeiten zur Einrichtung unserer Beratungsstelle.

Dr. *Schuster:* Die pädagogische Situation in einer Schulklasse.

Dr. *Krausz:* Über die für die Beratungsstelle anzulegende Kartei.

19. Febr. Dr. *Schuster*: Die verschiedenen Formen der Schulgemeinschaft.

5. und 19. März. Dr. *Zepnick*: Einzelmensch, Gruppe und Gemeinschaft.

9. April. Dr. *Schuster*: Das sexuelle und erotische Problem des Jugendlichen.

3. Mai. Frau *Hedwig Schulhof* (als Gast): Seelische Vorgänge in der weiblichen Pubertät.

7. Mai. Dr. *Menzel*: Rückblick und Zusammenfassung der bisherigen Arbeitsresultate. Die Arbeit im nächsten Schuljahre.

28. Mai. Ing. *Schubuth*: Biologie und Gesellschaftsmoral.

Mit dem nächsten Schuljahre wird an der Anstalt eine Erziehungs- und Jugendberatungsstelle errichtet (Leitung: Dr. *Schuster*).

Schweizerische Heilpädagogische Woche.

Die diesjährige schweizerische heilpädagogische Woche findet *vom 23. bis 30. September an der Universität in Fribourg* statt, im Auftrage des Schweizerischen Karitasverbandes, der Fachgruppe der Kinder- und Jugendfürsorge und des Schweizerischen Katholischen Anstaltenverbandes, durchgeführt vom Institut für Heilpädagogik in Luzern.

Das Programm umfaßt: Körpersorge und Seelsorge, Körperliche Erziehung und Ertüchtigung.

Anmeldungen, Programme und Auskünfte durch das *Institut für Heilpädagogik*, Sekretariat *Luzern*, Hofstr. 11, Tel. 21.546.

* * *

Einige wenige Exemplare des *vollständigen ersten* und *vierten* sowie des *unvollständigen zweiten* und *dritten* Jahrganges der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie" sind durch die *Administration, Wien, VI., Joanelligasse* 6, und vom V. Jahrgang an durch die Buchhandlung Perles, Wien, I., Seilergasse 4, zu beziehen.

Einzelhefte der Jahrgänge I—IV, auch die *Sonderhefte* (Schulkinderpsychologie, Sozialpsychologie, Psychologie der Frau) kosten Schilling 6.— plus Porto.

*

Die Mitarbeiter der Zeitschrift werden ersucht, nur einseitig mit Maschine geschriebene Manuskripte einsenden zu wollen.

*

Die in diesem Heft besprochenen und angekündigten Bücher sind durch die *Buchhandlung Perles*, Wien, I., Seilergasse 4, zu beziehen.

Vereine und Arbeitsgemeinschaften für Individualpsychologie:

Verein Wien: Wien, I., Dominikanerbastei 10/15. (Prof. Dr. Alfred Adler.)

Arbeitsgemeinschaft Dresden: Dresden-A. 1, Grunaer Straße 15, II. (Rechtsanwalt Dr. Roth I. Telephon 196.58.)

Arbeitsgemeinschaft Hamburg: Oberstr. Nr. 50. (Dr. Eleonore Rieniets.)

Ungarischer Verein: Ungarischer Verein für Individualpsychologie (Magyar Individualpsychologiai Egyesület), Geschäftsstelle: Budapest: IV. Petöfi-u. 11. (Doz. Dr. Stephan v. Maday.)

Arbeitsgemeinschaft Karlsruhe: Schwarzwaldstraße 26. (Karl Sulzer.)

The Medical Society of Individual Psychology: 11, Chandos Street. Cavendish Square. London W. 1 (Langham 1043). (Chairman: J. C. Young, M.C., M.D., M.S. Vice-Chairman: Prof. W. Langdon Brown; Hon. Secretary: Dr. O. H. Woodcock, 22, Ridge Hill, London, N. W. 11. Tel.: Speedwell 4995.

The Individual Psychology Club: 62 Torrington Square, London, W. C. 1. (Chairman: W. T. Symons Esqu.; Hon. Secretary: Miss P. Dudley Short.)

Arbeitsgemeinschaft Breslau: Alfred Pietsch, Oberlehrer, Wohlau, Prov.-Erzieh.-Anstalt, und Marianne Lebek, Breslau, Lenaustr. 17. (Telephon: Nr. 83.609, Studienrat Dr. Lebek.)

Arbeitsgemeinschaft Köln: Köln-Lindental, Lortzingstraße 4. (Hedwig Bloemendal.)

Arbeitsgemeinschaft Brasov (Kronstadt, Rumänien: Brasov, Str. Portii 8. (Dr. Ernst Kahana.)

Arbeitsgemeinschaft Freudenstadt: Freudenstadt im Schwarzwald, Haus Hohenfreudenstadt. (Dr. J. Bauer.)

Arbeitsgemeinschaft Stuttgart: Stuttgart-Hedelfingen. (Stadtpfarrer Dr. J. B. Schairer.)

Arbeitsgemeinschaft Chemnitz: Mittweida, Bahnhofstr. 4. (Clemens Pauli.)

Arbeitsgemeinschaft Zagreb (Agram, Jugoslawien): Zagreb, Strossmayerov trg 4. (Dr. Beno Stein.)

Milwaukee Society for Individual Psychology: Dr. med. S. Plahner, Chairman, 161 W. Wisconsin Ave., Mil-

waukee, Wis., U.S.A. Dr. Elisabeth S. Seiler, Vice-Chairman, 1489 No Farwell Ave Apt 3, Milwaukee, Wis., U.S.A.

Arbeitsgemeinschaft Halle a. S.: Halle a. S., Huttenstr. 8 (Kriminalkommissarin Elisabeth Sorge-Boehmke.)

Arbeitsgemeinschaft Kopenhagen: Kopenhagen, Hellerup 8. (Bildhauerin Thyra Bohldsen.)

Arbeitsgemeinschaft Palästina: Tel-Aviv, Allenby. 43 (Dr. Jehoschua Bierer.)

Arbeitsgemeinschaft Krakôw (Polen): Krakôw (Polen), Paulinska 18./9. (Lehrer J. I. Kohn.)

Arbeitsgemeinschaft Cernauti (Rumänien): Cernauti (Rumänien), Str. Hormuzachi 5. (Lehrerin Dorothea Bräuer.)

Individualpsychologische Gruppe in Berlin: Berlin NW 40, In den Zelten 9. (Annie Heinrichsdorff.)

Arbeitsgemeinschaft individualpsychologischer Ärzte Berlin: Berlin-Neukölln, Weserstraße 72. (Dr. med. Wilhelm Brandt.)

Arbeitsgemeinschaft Düsseldorf: Düsseldorf, Rochusstraße 59. III. (Dr. med. Karl Lenzberg, Frau G. Krieger.)

Arbeitsgemeinschaft Wuppertal: W.-Elberfeld, Platzhoffstraße 26. (Prof. Dr. M. H. Göring.)

Arbeitsgemeinschaft Konya (Türkei): Konya, Türkei (Prof. E. Hamdi Bey.)

Arbeitsgemeinschaft Zürich: Zürich, Besenrainstr. 19. (Inès Spring-Zürcher.)

Individualpsychologisch - pädagogische Arbeitsgemeinschaft an der Aussiger Handelsakademie: Aussig, Nibelungenstr. 1. (Dr. Walter Schuster.)

Verein zur Förderung der Individualpsychologie, Athen: Sankt Sofiastr. Nr. 174, Athen, Griechenland. (Dr. phil. Demetrios Moraitis.)

Arbeitsgemeinschaft Utrecht: Utrecht, Willemsplantsoen 7. (Dr. P. H. Ronge.)

Arbeitsgemeinschaft Paris: 89, rue Erlanger, Paris XVI. (Frau Dr. M. Rapaport. Leitung: Dr. med. et phil. Alexander Neuer.)

Arbeitsgemeinschaft Amsterdam: Amsterdam, Frans van Mierisstraat 59. (Sekretärin: Frau Paula Allmayer.)

Arbeitsgemeinschaft Dordrecht (Holland): Dordrecht, Hallinglaan 4. (Fräulein M. J. A. M. van Geelen.)

Arbeitsgemeinschaft Rotterdam: Rotterdam, Eendrachtsweg 12. (Ir. J. W. C. Boks.)

Arbeitsgemeinschaft Brünn (Tschechoslowakei): Brünn, Neugasse 20. (Obmann: Dr. Neumarck; Schriftführerin: Fachlehrerin Soffe.)

Arbeitsgemeinschaft Trieste (Italia): Geschäftsstelle: Trieste, Barcola-Riviera 25 (Frau Dr. Stock. — Leiterin: Dr. med. Adele Horvat, Abbazia, Casa di Cura Dr. Horvat).

Chicago Society for Individual Psychology: Mrs. C. L. Menser, secretary, 1120 Lake Shore Drive, Chicago, Ill., U. S. A. — Chairman: Prof. Dr. A. R. Radcliffe-Brown, Chicago.

Die einzelnen Vereine und Arbeitsgemeinschaften erteilen Auskunft in allen einschlägigen Fragen.

Herausgeber, Eigentümer, Verleger: Dr. Alfred Adler, Wien, I., Dominikanerbastei 10. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Ladislaus Zilahi. Wien, VI., Joanelligasse 6.

Über Kritzeleien.[1])

Von Prof. Dr. ALFRED ADLER

Wenn ich bei einer Vorlesung sitze oder über etwas nachdenke, kritzle ich etwas. Es ist immer dasselbe. Ich habe mir lange Zeit den Kopf darüber zerbrochen, warum ich kritzle. Meistens wissen es die Menschen, was sie kritzeln. Es hat mich interessiert der Sache nachzugehen, und ich glaube, ich bin dabei auf einige interessante Gesichtspunkte gekommen. In der Schweiz macht ein Autor Kritzeleien und läßt sie deuten; *Jung* sucht seine Auffassung vom „sozial Unbewußten" hineinzubringen. Er hat eine Behandlung von Neurotikern daraus gemacht, läßt sie ununterbrochen zeichnen. Das ist schematisch, typologisch, sagt für den einzelnen Fall gar nichts. Wir stehen auf dem Standpunkt, daß das Individuum eine Ganzheit ist. Wenn einer derart zeichnet, ist das Teil des Ganzen. Ich habe solche Sammlungen gemacht in Amerika und auch hier. Ich selbst kritzle seit meiner Kindheit immer dasselbe: Ich habe mir lange den Kopf darüber zerbrochen, bis ich darauf gekommen bin, daß das der *Drang nach Symmetrie* ist. Ich halbiere jeden Winkel genau, dazu drängt es mich. Der springende Punkt ist die Symmetrie. Ich war entfernt davon anzunehmen, daß das nur in mir steckt; es ist auch in Zeichnungen anderer zu finden.

Wenn man sich fragt, woher der Drang nach Symmetrie kommt, gibt es nur eine Antwort. Es muß in der kindlichen Entwicklung als eine Notwendigkeit begründet sein, daß das Kind sich nach der Symmetrie zu orientieren sucht. Wenn einer den Drang nach Symmetrie hat, wieviele Möglichkeiten gibt es da? Es gibt nicht sehr viele. Findet einer eine neue Möglichkeit, dann müßte er ein Künstler sein.

Wir wissen ja, daß gewisse Züge im Seelenleben am deutlichsten hervortreten, wenn einer nichts davon weiß, was in ihm vorgeht. Manche würden sagen „unbewußt". Es hat es niemand in Worte gefaßt, aber es hat es jeder. Weil es noch nicht in Worte gefaßt ist, sieht man es in manchen Kreisen als unbewußt an. Was besagt das? Man kann sagen, daß offenbar in jedem Menschen wahrscheinlich von frühester Kindheit ein Hang zur Symmetrie besteht. Das Kritzeln ist sicher nur ein Abbild dieses Hanges. Wir dürfen uns darüber nicht wundern: der Mensch ist symmetrisch gebaut, fast alle seine Organe sind symmetrisch gelagert. Das prägt sich in unserem Leben aus. Die meisten Dinge sind symmetrisch gebaut, es ist erst ein später Fortschritt in der Kunst gewesen, die Symmetrie als etwas Zurückgebliebenes anzusehen. Ich habe z. B. die Meinung gehört, daß der Dogenpalast in Venedig deshalb so

---

[1]) Vortrag, gehalten in der Arbeitsgemeinschaft individualpsychologischer Ärzte, Wien, am 10. August 1933.

imposant wirke, weil er unsymmetrisch ist; das wäre ein Zuwachs zu unserem ästhetischen Gefühl, als ob wir weiter kommen wollten.

Nun möchte ich die Frage aufwerfen: wo in unserer seelischen Entwicklung wird dieser Hang zur Symmetrie deutlich sichtbar? Eigentlich ist das Denken in Gegensätzen dasselbe. Wenn wir links und rechts unterscheiden, heiß und kalt, oben und unten, so gehört das zum Aufbau unseres Weltbildes, obwohl wir wissen, daß es gar nicht existiert. Links und rechts können wir nur als relativ annehmen, heiß und kalt sind keine Gegensätze, sondern Varianten. Dasselbe gilt von oben-unten. Ich habe schon im „Über den nervösen Charakter“ darüber gesprochen, daß man in der alten griechischen Philosophie die Neigung findet, sich nach Gegensätzen zu orientieren. Wir wissen, was das für eine Rolle gespielt hat, sich den Kosmos vorzustellen als Gegensatz von Feuer und Wasser, Himmel und Hölle. Das hat eine kolossale Bedeutung im ganzen Denken. Wir finden auch heute eine Neigung zum gegensätzlichen Denken in der gegensätzlichen Auffassung von Mann und Frau. Im Englischen wird der Gegensatz deutlich ausgedrückt: “the opposite sex”.

Das ist ein Kunstgriff der menschlichen Psyche, zu dem jedes nicht schwachsinnige Kind kommt. Dieses gegensätzliche Denken beherrscht nicht nur das Laiendenken, sondern auch das wissenschaftliche Denken. Dieses Antithetische ist ein Abglanz des Hanges zur Symmetrie. Man kommt in der Betrachtung dieses Hanges zur Symmetrie so weit, um festzustellen, daß im Laufe der Evolution der menschliche Geist in diese Richtung gedrängt wurde und gedrängt wird. Daß sich da sehr viel verändert haben soll, glaube ich nicht. Wenn man die alte griechische Philosophie betrachtet und unsere heutige Anschauung, so findet man keine große Änderung. Ich bin zufällig, als ich mich mit diesen Anschauungen beschäftigt habe, auf ein Buch gestoßen, das *Jung* und ein Chinaforscher geschrieben haben und in dem über Zeichnungen phantasiert wird. Eine bestimmte Zeichnung soll in der chinesischen Mythologie eine gewisse Rolle spielen; *Jung* hat daran Phantasien geknüpft, die sich mit seinen Anschauungen decken. Vielleicht gibt es unter seinen Patienten Leute, die über zeichnerischen Ausdruck verfügen, aber in meiner simplen Stern-Kritzelei können wir schon die Zeichnung sehen. Eigentlich gibt es nicht viele Methoden, diesem Hang zur Symmetrie zu genügen; ich weiß nicht, ob es mehr als 12 solcher technischer Ausführungen gibt. Deshalb darf es uns nicht wundern, wenn es vielleicht schon zehntausend Jahre früher in irgend einer Form erschienen ist. Wenn man da auf hereditären Erwerb schließen würde, wäre das oberflächlich. Das Kind ist genötigt Symmetrie zu finden.

Ich möchte hier noch auf eine Beobachtung aufmerksam machen. Wenn ich im Finstern gehe, greife ich an die Wand. Manchmal mache ich es auch am Tage bei vollem Licht. Das sehen wir bei Kindern besonders häufig. Das bedeutet, daß man den Abstand, in dem man sich befindet, messen will. Das muß daher kommen, daß man die Symmetrie im Gange herstellen will, den Parallelismus. Das ist in unserem Leben eine ununterbrochene Aufgabe. Jeder Mensch hat eine Neigung zum Rhythmus; vielleicht liegt darin dasselbe Prinzip. Parallelismus, Antithetik,

Symmetrie sind offenbar individuelle, notwendige Erwerbe. Die Resultate sind notwendig für unsere ganze Lebensbewegung. Das wird jeder nach seiner Individualität ausgestalten, manche primitiv, andere bringen Kunst hinein.

Noch etwas möchte ich hinzufügen. *Alice Friedmann,* die selbst Linkshänderin ist, behauptet, daß Linkshänder einen größeren Hang zur Symmetrie haben. Linkshänder sind tatsächlich überbürdet, die Notwendigkeit zu einer symmetrischen Haltung ist stark gefordert. Frau Dr. *Friedmann* glaubt auch, daß Zeichner und Maler, die linkshändig sind, eine starke Neigung zum Stilisieren haben. Dieser Hang zur Symmetrie liegt im Streben zur Evolution, im Streben zur Überwindung, in dem Streben, das Chaos des Lebens greifbar zu gestalten. Ob diejenigen, die über die Symmetrie hinauswachsen und sie als etwas Primitives betrachten, einen selbstbewußten Typus darstellen, ist nicht klar; es kann auch Opposition sein.

Das Triebleben in der Psychoanalyse[1])

Von Dr. ERWIN O. KRAUSZ (Wien).

Bei der Erörterung der psychoanalytischen Trieblehre ist man leider gezwungen, sehr gründlich vorzugehen, um wenigstens einigermaßen den durch den Hinweis auf angeblich reine Tatsachenforschung verschleierten Dogmatismus aufzuzeigen. Es ist dies kein leichtes Beginnen. Die Einseitigkeit, mit der die Psychoanalyse das Problem des Trieblebens mit dem des sexuellen Trieblebens zusammenwirft, brachte es mit sich, daß sie einerseits eine Reihe von an sich wichtigen Fragen, die von anderen Psychologien übersehen wurden, der Diskussion zuführte, andrerseits aber diesen Fragen eine Deutung gab, die erst einer Umdeutung bedürfen, bevor man ihre Bedeutung würdigen kann. Erst eine Umdeutung kann sie ihrer mythologischen Mechanisierung entkleiden und eine Psychologie ermöglichen.

Die Psychoanalyse beginnt also mit einer Klassifikation, unterscheidet, im vermeintlichen Anschluß an die Biologie, Selbsterhaltungstriebe und Arterhaltungstriebe, als deren „Vertreter“ „die Ichtriebe und Sexualtriebe in die Psychoanalyse eingezogen“ sind. „Den letzteren mußten wir die Reichhaltigkeit leihen, die das infantile und perverse Sexualleben verlangen.“ „Gegenstand unseres Studiums waren zunächst nur die Sexualtriebe, deren Energie wir ‚Libido‘ benannten. An ihnen versuchten wir unsere Vorstellungen, was ein Trieb sei und was man ihm zuschreiben dürfe, zu klären“ (133, 134)[2]). Und weiter: „Die Sexualtriebe fallen uns durch ihre Plastizität auf.“ Ist nun diese auffällige Plastizität nicht viel-

---

[1]) Siehe hiezu *Dr. Erwin O. Krausz:* Die Fehlerquellen der Psychoanalyse. Kritik ihres Wissenschaftsanspruchs. Diese Zeitschrift, S. 416 ff., Jg. 1933; Die Weiblichkeit in der Psychoanalyse, S. 16 ff., Jg. 1934

[2]) Die angeführten Seitenzahlen beziehen sich auf die Paginierung in *Freud*'s „Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“.

mehr dadurch bedingt, daß „Gegenstand unseres Studiums zunächst nur die Sexualtriebe“ waren? Und selbst wenn sie so besonders plastizibel wären, erfährt diese Plastizität Form und Gestalt nicht gerade von dem souveränen Ich, von der Gesamtpersönlichkeit, in der das Ich der Psychoanalyse allerdings eine armselige Rolle spielt? „Ein gutes Stück des verwirrendenden Eindrucks“, sagt *Freud*, „kommt noch daher, daß wir nicht gesondert (!) betrachtet haben, welche Veränderungen die ursprünglich dem Es angehörigen Triebregungen unter dem Einfluß des organisierten Ichs erfahren.“ (134.) Es sollte uns sehr wundern, wäre gesonderte Betrachtung nicht identisch mit der analysierenden, atomisierenden Symptombetrachtung, die von der Gesamtpersönlichkeit und ihrer (sozialen) Position absieht. Aber, meint *Freud*, „auf festerem Boden bewegen wir uns, wenn wir untersuchen, auf welche Weise das Triebleben der Sexualfunktion dient“ (134). Da man nicht gut sagen kann, das Triebleben wird dem Sexualtrieb unterstellt, heißt der Sexualtrieb Sexualfunktion, um sich gleich darauf wieder in einen Sexualtrieb zu verwandeln, aber der Boden wird anscheinend fester, wenn man ihn verläßt, das heißt, wenn man sich von der Bedenklichkeit der dogmatischen Axiome als wissenschaftlicher Grundlagen entfernt oder wenn es gar gelingt, sie zu vergessen. Der Sexualtrieb, heißt es nun, wäre „von Anfang an die Strebung nach dem Ziel der Sexualfunktion, der Vereinigung der beiden Geschlechtszellen.“ Bei dieser Einengung kann es aber nicht bleiben, wenn „allen Ichbestrebungen libidinöse Komponenten beigemengt“ werden sollen. Also wird der Sexualtrieb oder das, was man noch mit Fug und Recht als solchen bezeichnen mag: die Vereinigung etwa der beiden Sexualzellen, über seine legitimen Grenzen erstreckt und „wir sehen“, sagt *Freud*, „eine große Anzahl von Partialtrieben, von verschiedenen Körperstellen und Regionen her, die ziemlich unabhängig (!) voneinander nach Befriedigung streben und diese Befriedigung in etwas finden, was wir Organlust heißen können“ (135). Es sind die bekannten „erogenen Zonen“ der Psychoanalyse. Ihre Namen und Nomenklaturen tun hier nichts zur Sache. Sie sind die Resultate eines naturwissenschaftlichen Interesses am (scheinbaren) *Tatbestand*, nicht eines psychologischen Interesses am *Tatentstehen* [1]).

[1]) Da sie eines der Hauptbollwerke der Psychoanalyse bilden, müssen wir dennoch bei ihrer Erörterung ein wenig verweilen. Die Psychoanalyse nimmt also Partialtriebe an, durch die die sogenannte Organlust und die Perversionen erklärt werden sollen. Sie erhalten alle libidinöse Komponenten, werden „erotisiert“. Mechanistisch-kausal orientiert verlegt die Psychoanalyse nun die Ursache des „verwirrenden Eindrucks“, von dem wir früher hörten, in diese Triebe selbst, das heißt, sie werden als im Es lokalisiert und als „ziemlich unabhängig voneinander nach (selbständiger) Befriedigung strebend“ gedacht, so als ob sie komplette „Egos“ wären. Damit wird die mechanistische Auffassung weiter fixiert, die Psychoanalyse rehabilitiert. Aber welches ist der nunmehr tatsächlich verwirrte Sachverhalt wirklich? Nun, auch das Verständnis der „Partialtriebe“ wird sich nur dem erschließen, der sich nicht der Bedeutung der Totalität der Persönlichkeit und ihres (sozialen) Zusammenhangs verschließt. Ein sexuell Perverser ist ja nicht nur sexuell pervers, sondern auch sozial avers. Aus seiner sozialen Aversion entwickelt sich *auch* die sexuelle Perversion, im Anschluß vielfach an die Verlockung durch eine Organminderwertigkeit, begünstigt durch eine Entmutigung der Gesamtpersönlichkeit gegenüber ihrer normalen und das heißt

Dieses Interesse am Tatbestand läßt auch das Vergnügen der Psychoanalyse an den scheinbar so exakten Nomenklaturen verstehen, durch die sie sich eine Art mathematischer Formelhaftigkeit zu erhoffen scheint und die viele denkerisch nicht genügend geschulte Köpfe dazu verführt, ihr eine Art Wissenschaftlichkeit nicht abzusprechen, die sie sich vor allem selbst zuspricht. Wie vielleicht bekannt, unterscheidet die Psychoanalyse im Anschluß an die erogenen Zonen mehrere „Phasen der Libidoorganisation". Sie spricht von einer prägenitalen Phase, die wieder in eine orale, bezw. oral-sadistische, ferner in eine sadistisch-anale Phase und schließ-

---

letzten Endes sozialen Funktion. Die individualpsychologische Annahme nun eines *dauernden Trainings* in der Richtung des Ausweichens, des Rückzugs vor dieser *sozialen Funktion als einer Prüfung des Wertes der Gesamtpersönlichkeit* wird gewöhnlich bekämpft, indem man sich 1. auf eine unzulängliche Anamnese stützt, 2. sich auf die Schicksalshaftigkeit hereditärer Begabung und Veranlagung beruft und 3., und das ist die methodische Schlüsselstellung der Psychoanalyse, indem man die Partialtriebe verabsolutiert und „voneinander unabhängig" erklärt. Mit dieser Magna charta können sie dann allerdings auch als „mythische Wesen, großartig in ihrer Unbestimmtheit", apostrophiert werden. Nebenbei aber: daß die Psychoanalyse die Triebe partialisiert, aus dem Gesamtzusammenhang loslöst und für unabhängig erklärt, macht ja auch andrerseits die Unzulänglichkeit ihrer Anamnesen verständlich. Da sie indessen bei ihrem Versuch, eine Entwicklungsgeschichte des Sexualtriebes zu geben, sich auch nicht allzu sehr auf angeborene, hereditär bedingte Perversionen festlegen kann, wollen wir die Diskussion dieses Punktes als für unsere Untersuchung unwesentlich übergehen. Wäre ihre Anamnese aber vollständiger, wäre sie auf das Verstehen des Sinnes der Organlust erogener Zonen gerichtet und würde sie wie die Individualpsychologie von der Zweckeinheit der Persönlichkeit ausgehen, so würde es sich herausstellen, daß der *Zweck* der Fixierung, der Überbetonung eines der Partialtriebe, der Regression auf ein sogenanntes infantiles Triebstadium, allemal eine *Sicherung gegen die normale Funktion* ist, der sich das Individuum in seinem Minderwertigkeitsgefühle nicht gewachsen fühlt, weil sie eine Gefährdung seines Persönlichkeitsgefühles darstellt. Und diese Feststellung ist keine Nivellierung der Reichhaltigkeit der verschiedenen Triebformen, weil ja diese Formen sich dem psychologischen Verständnis als *unendlich* nuanciert und variiert darstellen. Aber: aus der angstbedingten Aversion, ich sagte es schon, gegen die normale, d. h. letzten Endes soziale Funktion entwickelt sich die Perversion jeder Schattierung, aus der *Unart* die *Abart*. Beides: Unart wie Abart sind eben nichtartgemäße Verhaltungsweisen, bezeichnend für den Verlust des Zusammenhangs mit dem sozialen Ganzen, bezeichnend für die Verkümmerung des „Überichs", für die Rebellion gegen das Gemeinschaftsgefühl, das allen sexuell Perversen wie sozial Aversen gleicherweise, wenn auch in individuell graduierter Nuancierung, mangelt. Denn es darf nicht vergessen werden: Ein Sexualakt ist ein Sozial-Akt, ist ein gemeinschaftliches, ein Gemeinschaftshandeln. Zu einer sexuell-erotischen glückhaften Vereinigung gehört Gemeinschaftsgefühl. Wo dieses fehlt, ist eine solche Vereinigung nicht möglich oder nur in einer der zahllosen Schattierungen jener Unarten und Abarten, welche von der Psychoanalyse zu Partialtrieben verdinglicht werden. Und zu dieser Verdinglichung oder Hypostasierung ist die Psychoanalyse gezwungen, weil sie ja weniger Aufmerksamkeit schenkt dem Zusammenhang der psychischen Begebenheiten als den isoliert-statischen Gegebenheiten, weniger dem dynamisch bewegten, subjektiven Tatentstehen als dem scheinbar objektiven Tatbestand. Im selben Ausmaß aber als das Interesse vom subjektiven Tat-Entstehen und seinem sozialen Zusammenhang abweicht, wird der Fehlerkoeffizient jeder Psychologie, also nicht nur der Psychoanalyse, steigen, wird sie unpsychologisch sein, werden wir unaufhaltsam die Sturzflut fehlerbehafteter Schlußfolgerungen, Verallgemeinerungen und Typologisierungen mit allen ihren Ungenauigkeiten über uns ergehen lassen müssen.

lich in eine phallische Phase geteilt wird, wobei noch zu merken ist, daß die sadistisch-anale Phase in eine zuerst destruktive, sodann in eine objektfreundlichere Subphase unterteilt wird. Die letzte Phase schließlich ist die genitale. Ich will die Charakterisierung dieser einzelnen Phasen übergehen, meint doch *Freud* selbst, daß sich die psychoanalytische „Einstellung zu den Phasen der Libidoorganisation überhaupt ein wenig verschoben hat“ (137). „Wenn wir früher vor allem betonten, wie die eine derselben (Phasen) vor der nächsten vergeht, so gehört unsere Aufmerksamkeit jetzt den Tatsachen, die uns zeigen, wieviel von jeder früheren Phase neben und hinter den späteren Gestaltungen erhalten bleibt“ (137). Das heißt aber, die ursprüngliche Mechanisierungshoffnung ist aufgegeben worden, das Ich verhält sich nicht programmgemäß, das Ich läßt sich nicht ungestraft zerlegen und sondern, und selbst die Psychoanalyse muß die Grenzen der Mechanisierung erkennen. *Sobald das Ich eingeführt war, mußte es*, selbst wenn es nicht im vollen, legitimen Umfang erkannt und angesetzt war, *das Prokustesbett der Mechanisierung sprengen*, sowie eine lebendige Wurzel einen Felsblock zu sprengen imstande ist. Wenn die Psychoanalyse an den Detailergebnissen ihrer Mechanisierungstendenz als besonders wertvoll festhalten will, so ist das gewiß ihre Sache. Uns interessieren nur die Voraussetzungen, auf denen sie ihre Schlußfolgerungen aufbaut. Erweisen sie sich, wie ich meine, als unhaltbar, problemfremd oder auch nur anders verständlich, so erübrigt es sich, auf die Schlußfolgerungen einzugehen, und etwa die Spekulationen psychoanalytischer Symbolgleichsetzungen kritisch zu beleuchten[1]). Hingegen wollen wir uns mit *Freud* wieder der Besprechung der „allgemeinsten Probleme des Trieblebens“ (141) zuwenden.

---

[1]) Diese Spekulationen sind ja oft derart grotesk, daß ihre Wiedergabe mir den Vorwurf zuziehen könnte, ich wollte, aus persönlich gemeinter Respektlosigkeit, *Freud* und die Psychoanalytiker lächerlich machen. Dazu habe ich weder Lust noch Zeit. Nur damit man nicht glaube, ich übertreibe, will ich als Beispiel psychoanalytischer Interpretationskünste eine Stelle in der gegenüber seinen Schülern immerhin gemilderten Ausdrucksform *Freuds* zitieren: „Nach der Überzeugung aller (!) Kinder . . ., wird das Kind wie ein Stück Kot aus dem Darm geboren; die Defäkation ist das Vorbild des Geburtsaktes. Aber auch der Penis hat seinen Vorläufer in der Kotsäule, die das Schleimhautrohr des Darmes ausfüllt und reizt. Wenn das Kind, widerwillig genug, zur Kenntnis genommen hat, daß es menschliche Wesen gibt, die dieses Glied nicht besitzen, erscheint ihm der Penis als etwas vom Körper Ablösbares und rückt in unverkennbare Analogie zum Exkrement, das ja das erste Stück Leiblichkeit war, auf das man verzichten mußte. Ein großes Stück Analerotik wird so in Penisbesetzung überführt, aber das Interesse an diesem Körperteil hat außer der analerotischen eine vielleicht noch mächtigere orale Wurzel, denn nach der Einstellung des Saugens erbt der Penis auch von der Brustwarze des mütterlichen Organs“ (139). Demnach müssen *alle* Kinder mit unbewußten Erinnerungen an biologische Entwicklungsprozesse, ja eigentlich an biologische Forschungsergebnisse ausgestattet sein, und der Phalluskult, der da von den Tiefenpsychologen in der Art orphischer Mysten getrieben wird, führt, wie wir hörten, schließlich dazu, daß dem Säugling zugemutet wird, er bringe die mütterliche Brustwarze in Analogie zum Penis. Das „Interesse an diesem Körperteil“ artet letzten Endes in eine Reverenz vor allen Protuberanzen aus und da natürlich die größere Protuberanz mehr gilt als die kleinere, auch zu dem geringschätzigen Mitleid, mit dem die Psychoanalyse auf die gegenüber dem Penis „minderwertige Klitoris“ (177) herabsieht.

Freud wendet sich also der psychoanalytischen Theorie des „Narzismus“ zu, der Verliebtheit des Ichs in sich selbst. „Unserer Libidotheorie“, sagt er, „lag zunächst der Gegensatz von Ichtrieben und Sexualtrieben zu-Grunde. Als wir dann später (!) begannen, das Ich näher zu studieren, verlor diese Unterscheidung selbst ihren Boden ... Es wird also unausgesetzt Ichlibido in Objektivlibido umgewandelt und Objektlibido in Ichlibido“ (141). Bei diesen magischen Prozessen von der Art chemischer oder thermischer Umwandlungen wird es daher nicht Wunder nehmen zu hören: „Dann können die beiden aber ihrer Natur nach nicht verschieden sein, dann hat es *keinen Sinn, die Energie der einen von der anderen zu sondern*, man *kann* die Bezeichnung Libido fallen lassen oder sie als gleichbedeutend mit psychischer Energie überhaupt gebrauchen“ (141). *Freud* selbst sagt zwar: „Wir sind nicht lange auf diesem Standpunkt geblieben“ (141). Aber *im System* der Libidotheorie erfüllte die Theorie des Narzißmus immerhin ihren Zweck. Machte die Psychoanalyse auch vom Narzißmus später weniger Aufhebens als es seinerzeit geschah, es blieb, auch wenn man den gedanklichen Ursprung vergaß, die Überzeugung, daß es immerhin angängig sei, die Libido mit der psychischen Energie an sich zu identifizieren. Es bestand ja für die Psychoanalyse nie ein Zweifel, schon 1914 und früher nicht, daß „allen Ichbestrebungen libidinöse Komponenten beigemengt“ seien, die ganze Anstrengung der Psychoanalyse lief ja auf diesen Nachweis hinaus. *Jetzt* war der Nachweis, scheinbar, durch eine Gedankenoperation oder eine sprachliche Gleichsetzung sehr willkürlicher, sehr dogmatischer Art geglückt. *Libido wurde für psychische Energie schlechthin gebraucht, psychische Energie mit Triebleben gleichgesetzt, also war Triebleben gleich Libido, und nachdem der Libido derart Universalität gesichert war, konnte man wieder auf den alten ursprünglichen Gegensatz zwischen Ichtrieben und Sexualtrieben zurückgreifen, nur war es jetzt eine „Gegensätzlichkeit innerhalb des Trieblebens“* (141), die der Psychoanalyse zu schaffen machte. Jetzt nahm sie an, „daß es zwei wesensverschiedene Arten von Trieben gibt, die Sexualtriebe, im weitesten Sinne verstanden, den *Eros*, wenn Sie diese Bezeichnung vorziehen, und die *Aggressions*triebe, deren Ziel die Destruktion ist“ (142). Wie erinnerlich, hat *Adler* schon 1912, im „Nervösen Charakter“ und sonst, viel von der Aggression der Neurotiker gesprochen, ohne es für nötig zu finden, daraus einen Aggressions*trieb* zu machen, der Aggression eine Triebqualifikation zu verleihen. Aber in der Psychoanalyse gibt es kaum etwas, dem nicht durch derartige illegitime Erweiterungen populärer Begriffe von undeutlich präzisiertem Inhalt ein überdimensionales Gewicht verliehen werden könnte[1]). Nach *Freud* wird nun dieser Aggressionstrieb von vielen „als

[1]) Vor allem weicht man damit dem Vorwurf der Banalität aus, die in einer der beliebten Identifikationen anscheinend mit Unwissenschaftlichkeit oder zum mindesten mit dem Vorwurf mangelnder Tiefe identifiziert wird. Sagt doch *Freud:* „Wenn Sie es so hören, werden Sie es kaum als Neuheit (!) gelten lassen; es scheint ein Versuch zur theoretischen Verklärung des banalen (!) Gegensatzes zwischen Lieben und Hassen, der vielleicht mit jener anderen Polarität von Anziehung und Abstoßung zusammenfällt, welche die Physik für die anorganische Welt annimmt.“ (142.) Mit anderen Worten: wenn man schon den Vorwurf mangelnder Neuheit oder Tiefe erwartet, so plädiert man, wenigstens, für Naturwissenschaftlichkeit.

eine unerwünschte (Neuerung angesehen), die möglichst bald beseitigt werden sollte“ (142). Wir wollen uns in keine Diskussion einlassen, ob der Aggressionstrieb eine Neuerung darstelle oder nicht, das ist eine interne psychoanalytische Angelegenheit, sondern nur fragen: Wie kommt die Psychoanalyse zur Einführung dieses Begriffes? Auch darauf finden wir bei *Freud* eine Antwort: „Nicht wegen der Lehren von Geschichte und Lebenserfahrung haben wir die Annahme eines besonderen Aggressions- und Destruktionstriebes beim Menschen befürwortet, sondern es geschah auf Grund allgemeiner Erwägungen, zu denen uns die Würdigung des Sadismus und des Masochismus führte“ (143). Diese Erwägungen sind nun ein brillantes Beispiel für das Entstehen der methodischen Fehler, die ich an der Psychoanalyse nachzuweisen versuche. *Aus der Symptombetrachtung* (der Phänomene des Sadismus und Masochismus, welche Phänomene eben als Symptome an sich unverständlich oder mißverstanden bleiben mußten) *erwächst ihr das Bedürfnis nach einer Erklärung kausalen Charakters, und wo das psychologische Begreifen fehlt, wird dem Es ein neuer Trieb abgerungen*, mit dem, da er ein „mythisches Wesen, großartig in seiner Unbestimmtheit“ ist, eben *alles* erklärt werden kann. Würde sich die Psychoanalyse indessen mehr vom Gesichtspunkt der „Geschichte und Lebenserfahrung“ und weniger von dem Bedürfnis nach spekultativer Verankerung einer Tiefen- und Triebpsychologie leiten lassen, dann hätte sie auch mehr aus der allerdings banalen, weil allgemein und nicht nur der Individualpsychologie bekannten Tatsache, mehr aus dem Zusammenhang machen müssen, der zwischen Schwäche und aktiver oder passiver Grausamkeit besteht, zwischen Schwächegefühl und mangelndem Gemeinschaftsgefühl oder wenn man will: zwischen Minderwertigkeitsgefühl und der neurotischen Übersteigerung, der maßlosen Expansion des Persönlichkeitsgefühles, das nur sich selbst als Subjekt, den andern aber, indem es ihn aus jeder Gemeinschaftsbindung eliminiert, zu einem *bloßen Objekt erniedrigt*[1]).

---

[1]) Zur Verdeutlichung unserer Meinung: Erstrebt wird von dem wohlverborgenen Schwächegefühl des Sadisten eine Situation fiktiver Sicherheit in einer Überlegenheit, die allein ihm erst Lustgefühle ermöglicht. Es ist aber die gleiche Situation, die auch das demonstrativ zur Schau getragene Schwächegefühl des Masochisten erstrebt. Für das Verständnis des Masochisten darf man bei genauester Nachzeichnung des Sachverhalts nicht außer acht lassen, daß er es ist, der die Form des Sexualverkehrs *diktiert*, eine Form des Sexualverkehrs, die wieder den andern zu einem Lustobjekt, einem Mittel der Lustgewinnung erniedrigt. Die Tatsache der Erniedrigung kann auch nicht durch die scheinbare Selbsterniedrigung aus der Welt geschafft werden. Erklärt unsere Auffassung auch zwanglos alle Schattierungen bis zu den sexuell extremen Fällen, so gilt natürlich hier wie für alle anderen Perversionen. was wir über den Sinn dieser Phänomene sagten, nämlich die unverrückbare Tatsache, daß der Perverse durch seine Einstellung eben jene sexuelle Vereinigung eliminiert, die ein entwickeltes Gemeinschaftsgefühl voraussetzt. Ich kann hier nicht des weiteren unsere Auffassungen auseinandersetzen, und verweise auf die einschlägigen Arbeiten *Adlers*. Nur das eine will ich bemerken, daß sie ein unbeirrbares *Verständnis für den Gemeinschaftscharakter aller sozialen Beziehungen*, bezw. einen klaren *Blick für jede Abweichung, jede Abwendung, jede Aversion von einer gemeinschaftliches Handeln verlangenden normalen Funktion voraussetzen.* Wer die durch den sozialen Zusammenhang mitbedingte, wenn auch nicht durch ihn verursachte

Zur Bestätigung der Behauptung aber, wie fundamental die mechanistische Auffassung der psychischen Vorgänge in der Psychoanalyse ist, wie sehr sie sie nach der Analogie mit physikalischen oder chemischen Vorgängen versteht, möge auch Erwähnung finden, daß *Freud* von Triebmischungen oder Trieblegierungen spricht, sowie von Triebzerfall und Triebentmischungen, denen man die „schwersten Folgen für die Funktion zutrauen“ dürfe (144). Also etwa so, als ob abgestorbene Zellen im Organismus toxische Wirkungen hervorriefen. Aber kehren wir mit *Freud* „zu dem besonderen Problem zurück, das uns der Masochismus aufgibt. Sehen wir“, sagt Freud, „für den Augenblick von seiner erotischen Komponente (!) ab, so bürgt (!) er“ — der Masochismus — „uns für die Existenz einer Strebung, welche die Selbstzerstörung zum Ziel hat. Wenn es auch für den Destruktionstrieb zutrifft, daß das Ich — aber wir meinen hier vielmehr das Es, die ganze Person — ursprünglich alle Triebregungen in sich schließt, so ergibt sich die Auffassung, daß der Masochismus älter ist als der Sadismus, der Sadismus aber ist nach außen gewendeter Destruktionstrieb, der damit den Charakter der Aggression erwirbt“ (145). An dieser Darstellung ist nun manches nicht uninteressant. Erstens einmal, daß auch die Psychoanalyse, um einen Tatbestand zu entwirren, sogar bei einem anscheinend so exzessiv sexuellen Phänomen wie es der Masochismus ist, von den erotischen Komponenten sehr wohl abzusehen imstande ist. Zweitens erscheint mir diese Stelle bemerkenswert sowohl durch ihre begriffliche Unklarheit wie auch nicht minder durch ihre stilistische Unsicherheit. *Freud* beginnt vom Ich zu sprechen, das alle Triebregungen umschließe, und korrigiert sich dann dahin, daß er vielmehr das Es meine und nennt dieses Es sogar „die ganze Person“, während er andrer Stelle, beim Narzißmus, davon spricht, daß das Ich „das Hauptreservoir der Libido“ sei und wieder ihm allein alle personalen Momente zuteilt. Und drittens beobachten wir die Bemühung, für den Aggressionstrieb noch eine „tiefere“ Begründung zu finden, die etwa so weit reicht wie die Libido, die dem Leben, der psychischen Energie an sich, gleichgesetzt wird. Wir werden sehen, daß diese Bemühung auch nicht halt macht, als bis es ihr gelungen ist, den Destruktionstrieb in einen „Todestrieb“ umzudeuten, der dann füglich dem Lebenstrieb entgegengesetzt werden kann, womit dann die Reihe der alten polaren Gegensatzpaare — vorläufig wenigstens — abgerundet erscheint. Wir haben sodann: Selbsterhaltungs- — Arterhaltungstrieb, Ichtrieb — Sexualtrieb, Aggressions- (Destruktions- oder Todestrieb) — Eros (Libido oder psychische Energie an sich). Aber noch sind wir nicht so weit. Noch wird die Analogie des Aggressionstriebes mit der Libido ursprünglicher Fassung fortgesetzt. „Es scheint“, sagt *Freud*, „daß unsere Wahrnehmung seiner (des Selbstvernichtungs-, des Destruktionstriebes) nur ... habhaft wird, wenn er sich mit erotischen Trieben zum Masochismus verbindet, oder wenn er als Aggression — mit größerem oder geringerem erotischen Zusatz — sich gegen die

Zweckeinheit der menschlichen Persönlichkeit vernachlässigt, dem wird sich freilich auch der Sinn solcher Phänomene verschließen, wie es der Sadismus und Masochismus sind, und er wird wie die Psychoanalyse zur Hypostasierung und Verabsolutierung von Trieben greifen *müssen*.

Außenwelt wendet" (145). Es scheint allerdings eine sehr schwache Begründung für eine theoretische Annahme, wenn diese Begründung unter Berufung auf ein erst durch die Theorie zu begründendes Phänomen vorgenommen wird, und ich glaube, daß wir hier wieder auf eine der in der Psychoanalyse nicht seltenen logischen Gewaltsamkeiten stoßen, die ja auch die früher erwähnte begriffliche und stilistische Unsicherheit verständlich machen würde. Aber wie dem auch sei, es ist noch anzuführen, was uns zu der Behauptung veranlaßte, daß der Aggressionstrieb in Analogie zur durchgehenden Trieborganisation, also nach dem Prinzip der Libido, aufgebaut wird, an der ja die Psychoanalyse ihre Vorstellung darüber „zu klären" versuchte, „was ein Trieb sei und was man ihm zuschreiben dürfe". *Freud* fährt also fort: „Nun drängt sich uns die Bedeutung der Möglichkeit auf, daß die Aggression in der Außenwelt Befriedigung nicht finden kann, weil sie auf reale Hindernisse stößt." Wir haben schon bei der Besprechung des Phänomens der Angst gehört, daß die Libido beim Zusammenstoß mit der Außenwelt sich auf dem Umweg über die Realangst in neurotische Angst verwandelt. Tatsächlich sehen wir nun dasselbe mechanistische Schema auch auf den Aggressionstrieb angewendet. „Verhinderte Aggression", sagt *Freud*, „scheint eine schwere Schädigung zu bedeuten; es sieht wirklich so aus, als müßten wir anderes und andere zerstören, um uns nicht selbst zu zerstören, um uns vor der Tendenz zur Selbstdestruktion zu bewahren." Wieder sehen wir also mit vollem Nachdruck die Gefahr der Verdrängung für das personale Ganze auftauchen. Sollte sich aber, angesichts dieses Tatbestandes, die psychoanalytische *Verdrängung infolge der Angst vor der die Triebexpansion behindernden Außenwelt* nicht umgekehrt und einfacher als *Angst vor der Verdrängung* entlarven, jene Angst, die ohne weiteres verständlich ist, wenn wir uns mit der Individualpsychologie entschließen, von dem primären Ansatz des Minderwertigkeitsgefühles auszugehen?

Aber *Freud* findet selbst, „daß unser Selbstzerstörungstrieb einer breiteren Unterstützung bedarf" als des Phänomens des Masochismus. „Ein vertieftes Studium der Triebe wird uns geben, was wir brauchen. Die Triebe regieren nicht allein das seelische, sondern auch das vegetative Leben, und diese organischen Triebe ... enthüllen sich nämlich als Bestreben, seinen früheren Zustand wieder herzustellen. Wir können annehmen, vom Moment an, da ein solcher erreichter Zustand gestört worden, entsteht ein Trieb ihn neu zu schaffen" — also wieder ein neuer Trieb, der einen andern Trieb erklären soll — „und bringt Phänomene hervor, die wir als *Wiederholungszwang* bezeichnen können" (146). Ich will die Analogien aus der Embryologie und Biologie, auf die *Freud* verweist, übergehen, und will, was er „die *konservative Natur* der Triebe" nennt, nur an von ihm angeführten seelischen Phänomenen beim Menschen illustrieren. „Es gibt Menschen", sagt *Freud*, „die in ihrem Leben ohne Korrektur immer die nämlichen Reaktionen zu ihrem Schaden wiederholen, oder die selbst von einem unerbittlichen Schicksal verfolgt erscheinen, während doch eine genauere Untersuchung lehrt, daß sie sich dieses Schicksal selbst bereiten" (147). Nun, diese Beschreibung dessen, was *Freud* „Wiederholungszwang" nennt, dürfte vielleicht bekannt vorkommen. *Unsere* „genaueren" Unter-

suchungen haben uns nämlich mit *Adler* gelehrt, daß dieser Wiederholungszwang nicht nur bei den sich selbst schädigenden Individuen anzutreffen ist, sondern eine Gesetzmäßigkeit darstellt, die *allen Individuen ohne Ausnahme* eignet, eine *Gesetzmäßigkeit, die aus der unteilbaren Ganzheit der Persönlichkeit ableitbar als das individuelle Bewegungsgesetz (Adler) jedes Individuums,* als die *unbeirrbare Einheit seines Lebensstiles* zu verstehen ist. Diesem Bewegungsgesetz, dieser Ganzheit und Einheit sind freilich auch alle Triebe unterstellt, von ihnen erfahren sie ihre Determinierung, was Intensität und Form betrifft, in der Vielfalt unzähliger individueller Varianten. Und es zeigt sich letzten Endes, daß die Richtung zur Selbstdestruktion dort eingeschlagen erscheint, wo das Bewegungsgesetz des Individuums nicht genau zur Gemeinschaftsbeziehung ausgerichtet ist. Das heißt, wie es nicht anders zu erwarten war, da *Freud* ja den Selbstvernichtungstrieb aus dem Phänomen des Masochismus ableiten wollte: Der Selbstvernichtungstrieb der Psychoanalyse ist die Erscheinung einer Perversion, oder besser, einer Aversion gegen die soziale Funktion, eine Abkehr von ihr, mit einem Wort: die Haltung eines bezüglich seines Wertes entmutigten Menschen [1]).

---

[1]) Die Psychoanalyse hat sich andere Ziele als die reine Psychologie des menschlichen Individuums gesetzt, außerpsychologische Ziele, und so versteht sie den Wiederholungszwang ebenso wenig als durch die Ganzheit des Individuums bedingt, versteht sie ihn ebenso nur als eine Partialerscheinung des seelischen Lebens, wie sie früher das Ich nur als einen sehr bedrängten Teil der ganzen Persönlichkeit zu erfassen imstande war. Sie ist erst unter dem Zwang, sich gegen die Individualpsychologie abzugrenzen — wie um nicht von ihr „verdrängt" zu werden — und zwar historisch später, zu Teilerfassungen mechanistischer Art gelangt. Genau wie es *ihr* „Wiederholungszwang" vorschreibt: immer wieder zu Teilerfassungen mechanistischer Art. Da sich die Psychoanalyse also andere Ziele gesetzt hat als genau die Psychologie des menschlichen Individuums als einer Ganzheit und in seiner Ganzheit, etwa die Psychologie der Angst, oder die des Unbewußten, oder der Triebe, so wird es auch nicht verwundern, *Freud* fragen zu hören: „Was kann aber dieser konservative Zug der Triebe für das Verständnis unserer Selbstzerstörung leisten? Welchen früheren Zustand wollte ein solcher Trieb wiederherstellen? Nun, die Antwort", sagt *Freud*, „. . . eröffnet weite Perspektiven. Wenn es wahr ist", sagt *Freud*, und wir wiederholen, wenn es wahr ist! „daß — in unvordenklicher Zeit und auf unvorstellbare (!) Weise — einmal aus unbelebter Materie das Leben hervorgegangen ist, so muß nach unserer Voraussetzung (das heißt unter der Annahme des Wiederholungszwangs) damals ein Trieb entstanden sein, der das Leben wieder aufheben, den anorganischen Zustand wieder herstellen will!" (147). Diesen Trieb nennt *Freud* „Todestrieb." Ich weiß nun nicht, ob der Sinn dieser „Trieblegierung" bereits klar ist. Die logische Konsequenz verlangt es, daß damals, also „in unvordenklicher Zeit", schon drei gleichberechtigte Triebe entstanden sein müssen: der Lebenstrieb, dann der Trieb zur Selbstdestruktion, den *Freud* nunmehr „Todestrieb" nennt, „der in keinem Lebensprozeß vermißt werden kann", und schließlich jener Trieb, der „Wiederholungszwang" genannt wurde, weil sich ja ohne diesen der Destruktionstrieb oder Todestrieb selbst nach *Freuds* Aussage nicht halten ließe. *Freud* sagt aber: „Und nun scheiden sich uns die Triebe, an die wir glauben" — ich möchte beinahe sagen, glauben, wie es sich für mythische Wesen gehört — „in die zwei Gruppen der erotischen, die immer mehr lebende Substanz zu größeren Einheiten zusammenballen wollen, und der Todestriebe, die sich diesem Streben widersetzen und das Lebende in den anorganischen Zustand zurückführen." (148). Und wieder erhebt sich die Frage: was gilt also eigentlich, die drei Triebe oder Prinzipien, die sich logischerweise als gleichberechtigt etablieren, oder die zwei Gruppen von

Aber noch scheint *Freud* nicht beruhigt, noch immer sucht er die Schwierigkeiten des vorliegenden Problems, das sich ihm verschließt, anders zu rechtfertigen, sucht sie *im Problem selbst statt in der Problemstellung*, in der Methode, die er in Anwendung bringt.

Immer wieder erscheint ja die Psychoanalyse verführt und geblendet, und wenn man will auch verblendet, durch das Phantom einer nach naturwissenschaftlicher Methode konstruierten Psychologie. *Freud* selbst spürt diese Konzeption gerade beim Abschluß des Systems seiner Trieblehre als bedenklich wankend, als einen Koloß, der auf hohlen, tönernen Füßen steht. Denn es ist kein Zufall, es ist „Wiederholungszwang", ist „Lebensstil", daß er gerade an dieser Stelle seiner Überlegungen folgenden Gedanken aussprechen muß: „Sie werden vielleicht achselzuckend sagen: Das ist nicht Naturwissenschaft, das ist Schopenhauer'sche Philosophie" (148). Wieder einmal wehrt *Freud* also Befürchtungen ab, versucht er es, angenommenen Einwänden zuvorzukommen. Aber selbst wenn wir ihm glauben wollten, selbst wenn wir mit ihm annehmen wollten, daß es gelungen sei, diese Einwände zu entkräften, diese Zweifel zu beruhigen, die Logik der Gegenargumente so zu beschwichtigen, mit der Vielfalt der Triebe und ihren Legierungen, Kumulierungen und Reduzierungen, so wie man ein unruhig werdendes Kind durch die bunte Vielfalt kaleidoskopisch wechselnder Bilder zu beschwichtigen vermag, was ist der dunkle Grund für diesen dunklen Pessimismus, den ja *Freud* selbst zugibt, ja immer wieder selbst betont, den die Psychoanalyse vielleicht sogar als wissenschaftliche Skepsis empfindet? Es sieht sehr danach aus, als sollte dieser ganze Aufwand an Geist nur das Eingeständnis verhindern, man sei nach einem zu verlockenden Tiefen führenden Bemühen in eine unfruchtbare Sackgasse geraten. Aber vielleicht war es wirklich nur so, daß einige unverstandene Phänomene wie der Sadismus und Masochismus die Psychoanalyse zu den Komplikationen ihrer Trieblehre veranlaßten? Nun, es ist wohl beides der Fall: noch ist die Psychoanalyse jedenfalls nicht so weit, noch sind ihr kaum da und dort die Zweifel aufgetaucht, daß ihre methodischen Voraussetzungen so falsch sind, als ich seinerzeit [1]) nachzuweisen

Trieben, an die die Psychoanalyse „glaubt"? Und wenn nur die zwei letzteren gelten, was geschah mit dem dritten? Wurde er der schöneren Fassade halber, der von Anfang an festgehaltenen Bipolarität des Systems zuliebe, „verdrängt", und wenn er verdrängt wurde, wohin wurde er verdrängt? Ist aber ein System nicht etwas, was die Psychoanalyse von jeher „sorgfältig vermied"? Hat sie aber nicht auch alle Spekulation abgeschworen und kann ihrer doch nicht entbehren bei der spekulativen Begründung ihres Systems, das nur deshalb als Spekulation und System empfunden wird, weil das Problem ungenau und unzulänglich erfaßt wird? Es ist ja genau das Problem allein, das den Einheitsgrund, den Ursprung eines Systems wissenschaftlicher (und nicht pseudo-wissenschaftlicher) Art bilden kann. Nur das Verstehen des ganzen Zusammenhangs aus dem methodisch genau und problemgerecht erfaßten Problem heraus, nur das Verstehen des Zusammenhangs als einer Ganzheit legitimiert ein System vor dem Vorwurf der Spekulation. *Freud* selbst befürchtet ihn aber immer wieder, so sehr, daß er im Anfang dieses Kapitels das Wort „Spekulation" durch ein anderes, durch das Wort „Auffassung" ersetzt haben will. Wie man sieht, gibt es da also eine ganze Reihe unerledigter Fragen, die noch der Antwort harren.

[1]) Vgl. Fehlerquellen der Psychoanalyse, Heft 6, Jahrgang 1933, dieser Zeitschrift.

versuchte, ***noch versteht sie es nicht, daß ihre Wissenschaftsgeltung überhaupt zur Diskussion steht.*** Noch bezeichnet *Freud* als „Ausgangspunkt dieser Überlegungen zur Trieblehre“ (149), also zur „Revision“ der Trieblehre, eine therapeutische Erfahrung, die allerdings, da sie auf Grund einer mechanistisch-kausalen, einer naturwissenschaftlichen „Auffassung“ nicht verstanden werden kann, Grund genug ist für den dunklen Pessimismus, den ein unerklärliches Versagen für ein stolzes, ehrgeiziges Beginnen involvieren muß.

Jedenfalls erscheint *Freud* nicht beruhigt. Der thematischen Wichtigkeit halber will ich die diesbezüglichen Überlegungen *Freud's* in extenso zitieren. „Der Ausgangspunkt dieser Überlegungen“, sagt *Freud*, „war der Eindruck aus der analytischen Arbeit, daß der Patient, der *Widerstand* leistet, so oft von diesem Widerstand nichts weiß. Aber nicht nur die Tatsache des Widerstands ist ihm unbewußt, auch die Motive desselben sind es. Wir mußten nach diesen Motiven oder aus diesem Motiv forschen und fanden es (wieder einmal!) zu unserer Überraschung in einem starken Strafbedürfnis, das wir nur (!) den masochistischen Wünschen anreihen konnten. Die praktische Bedeutung dieses Fundes steht hinter seiner theoretischen nicht zurück, denn dies Strafbedürfnis ist der schlimmste Feind unserer therapeutischen Bemühung. Es wird durch das Leiden befriedigt, das mit der Neurose verbunden ist, und hält darum am Kranksein fest. Es scheint, daß dieses Moment, das unbewußte Strafbedürfnis, an jeder neurotischen Erkrankung beteiligt ist. Geradezu überzeugend wirken hier Fälle, in denen sich das neurotische Leiden durch ein andersartiges ablösen läßt“ (149). Wie steht es nun zuerst mit diesem „Widerstand“, von dem in der psychoanalytischen Literatur soviel die Rede ist?[1]) Uns will bedünken, daß jeder Versuch bei Gesunden wie bei Kranken, und er muß

---

[1]) Im Zusammenhang damit steht auch das Verständnis für das Phänomen, das die Psychoanalyse „Übertragung“ nennt, d. h. die libidinöse, affektive Bindung des Patienten an den Therapeuten. Schließlich ist ja eine solche „Übertragung“, von der der Patient nicht los kann, auch nichts anderes als ein Widerstand gegen das Gesunden, gegen das normale, das soziale Funktionieren. Solange er den Therapeuten so sehr „liebt“, daß er von ihm nicht lassen kann, so lange hat er ja noch den Arzt, das heißt aber, so lange hat er auch noch die Krankheit. Solange er aber, unter diesem oder jenem Titel, noch den Arzt braucht, ist er noch nicht normalisiert, nicht sozialisiert, auch wenn er sich sonst noch so normal benähme. Denn die überstarke Bindung an den Therapeuten wird eben jenen sozialen Zusammenhang unterbrechen, an dem die Psychoanalyse mit ungenügendem Verständnis für das Wesentliche eines annähernd normalen Verhaltens achtlos vorübergeht. Und dabei hatte es die Psychoanalyse nicht einmal schwer, selbst von ihrem eigenen Boden aus, den Zugang zum Verstehen dieses Zusammenhangs zu finden. An die Symptombetrachtung gebunden weiß sie es, versteht sie es nicht, welch bedeutsamen Fund sie an dem „Wiederholungszwang“ gemacht hat. Würde beispielsweise eine direkte Anregung aus unserm Lager akzeptiert werden, so wäre es nicht nutzlos (wenn auch, bei der derzeitigen Auffassung des vorliegenden Problems ziemlich aussichtslos), falls die Psychoanalyse etwa die Interpretation der „Fehlleistungen“ einer Revision in bezug auf den „Wiederholungszwang“ unterzöge. Allerdings müßte dieser „Wiederholungszwang“ richtig verstanden sein. Das heißt, er dürfte, wie schon erwähnt, nicht bloß auf gewisse Typen von sich selbst schädigenden Patienten beschränkt bleiben, sondern müßte in seiner Geltung als „Lebensstil“, als „Bewegungsgesetz“ für Gesunde wie Kranke verstanden werden.

nicht nur von einem Therapeuten gemacht werden, die Bewegungsrichtung des Wiederholungszwangs oder wie wir meinen, des individuellen Bewegungsgesetzes abzubeugen, auf das stoßen wird, was die Psychoanalyse „Widerstand" nennt. Was sie als eine Art passive Undurchdringlichkeit auffaßt, ist in Wahrheit eine *sehr aktive, schöpferische Beharrung in einer einmal eingeschlagenen Richtung*, deren Abänderung, erfolge sie nun mit Gewalt oder auf Grund einer Einsicht, das heißt, auf Grund der Erkenntnis einer Fehlrichtung, jedes Individuum alarmieren wird. Die Einheit des Lebensstils, die Einheit der Persönlichkeit ist von einer Größe und Kraft, einer Wucht und einem Nachdruck, die nur begreiflich wird, wenn man die uns phänomenal entgegentretende Dynamik des psychischen Geschehens stetig in die sich dauernd aus sich selbst erneuernde, selbstschöpferische *Subjektivität* gleichsam *übersetzt*, wenn man sie *dauernd als Bewegung versteht*, und mit einem Wort: *ein Subjekt nicht als ein Objekt ansieht*. Dieser Fehler unterläuft der Psychoanalyse aber durchgehends. *Eine Bewegung ist nun ohne Ziel undenkbar. Keine Bewegung ist ohne Ziel möglich. Dieses Ziel ist Erhaltung eines Positionsgefühles, das von jedem Individuum in der Relativität seiner sozialen Beziehungen aktiv und schöpferisch herausgearbeitet wird:* aus dem Erfahrungsmaterial des Erlebnisses sowohl seiner Disposition (der endogenen Faktoren der Anlage) sowie seiner Opposition, d. h. der ihm oppositionell entgegengestellten oder von ihm oppositionell empfundenen Umwelt (der exogenen Faktoren). Dieses Positionsgefühl orientiert das Individuum bei seinen Bewegungen und Beweis hiefür ist der Alarm, in den das Individuum gerät, wenn es sich etwa neuen Situationen gegenüber sieht, die in seinem Positionsgefühl nicht *vorgesehen* sind, oder wenn es, in der Neurose etwa, die Geltung seines Positionsgefühles mit seinen ungeheueren Ansprüchen nur sichern kann durch eine Absonderung, eine „Distanz" (*Adler*) von der Gemeinschaft, deren Anforderungen sein desorientiertes Positionsgefühl dauernd in Frage stellen. Diese durch seine Symptome gesicherte, absondernde, isolierende Distanz von der Gemeinschaft allein ist es nun, die dem Neurotiker den Triumph seines Positionsgefühles verschafft, oder besser, durch die *er* sich diesen (heimlichen, fiktiven, unbewußten, d. h. unverstandenen) Triumph verschafft. Das Finale dieses Triumphes, der sich als ein Kampf um die Überlegenheit, um die Macht darstellt, sucht sich der Neurotiker in seinem ihn stets alarmierenden Minderwertigkeitsgefühl unablässig zu erhalten, und es ist eine psychologische Kurzsichtigkeit oder eben die Behinderung durch das aufs Symptom gerichtete Interesse des Psychoanalytikers, wenn er vermeint, der Patient werde ihm gegenüber eine Ausnahme machen, und ihm „zuliebe", in der „Übertragung" etwa, nicht um die Erhaltung seiner fiktiven Positionen *kämpfen*. Dieser sein größter Triumph ist aber dem Patienten nur möglich, wenn er die therapeutischen Bemühungen des Analytikers vereitelt, und dies gelingt ihm zweifellos, wenn er den Sinn seines „Widerstandes", den Kampf um die Macht, um die Überlegenheit, genau so wenig versteht und wahrhaben will wie der Therapeut selbst. Für den Genuß dieser Überlegenheit, die durchaus keinen „sekundären Krankheitsgewinn" darstellt, wie die Psychoanalyse meint, sondern zutiefst im neurotischen Lebensstil verankert ist, ist der Patient auch bereit oder

gezwungen, die „Kriegskosten“ zu zahlen, wie *Adler* erkannte, erstens durch einen seine Gesundung verzögernden „Widerstand“, dessen Sinn, soll seine Überlegenheit gewahrt bleiben, er aber nicht verstehen *darf* — und darum versteht er ihn auch nicht und bleibt er ihm unbewußt! — und zweitens, was auf genau dasselbe hinausläuft, durch die Beibehaltung oder „Konversion“ der Symptome, mit der er der Bemühungen des Therapeuten spottet. *Freud* schildert diesen Kampf an der Stelle, wo er die „prognostisch so unliebsame negative Reaktion“ bespricht, wie folgt: „Wenn man ihnen — den Patienten — eine Symptomlösung mitgeteilt hat, auf die normalerweise ein wenigstens zeitweiliges Schwinden des Symptoms folgen sollte, erzielt man bei ihnen im Gegenteil eine momentane Verstärkung des Symptoms und des Leidens. Es reicht oft hin, sie für ihr Benehmen in der Kur zu beloben, einige hoffnungsvolle Worte über den Fortschritt der Analyse zu äußern, um eine unverkennbare Verschlimmerung ihres Befindens herbeizuführen“ (152). Genau dies und nichts anderes ist nun zu erwarten. Diese „hoffnungsvollen Worte“ rücken ja dem Patienten einen möglichen Kontakt mit der als gefährlich empfundenen Umwelt näher und werden von ihm überdies als ein Triumph des Therapeuten gedeutet, der ihn, wenn er ihn belobt, also erniedrigt und entmutigt statt ihn zu heben und zu ermutigen. Diese Worte alarmieren ihn daher und das Symptom, das ihm Sicherung bot gegen einen sein Positionsgefühl bedrohenden Kontakt mit der Umwelt, *darf daher* nicht schwinden. Jedenfalls, es ist kein passiver Widerstand, sondern ein sehr aktiver Kampf, den der Patient dem analytischen Therapeuten liefert, mit Mitteln, die solange neu produziert werden, als der Patient nicht den Zusammenhang sozialer Natur versteht, *für* den er sie *erschafft*. Daß die Psychoanalyse diesen Sachverhalt unzureichend versteht, ja man kann wohl sagen, mißversteht, erklärt unter anderem auch die oft jahrelange Dauer ihrer Therapie. Sie weiß wohl um diesen Sachverhalt, versteht ihn aber nicht, man möchte beinahe sagen, er bleibt ihr „unbewußt“, und so sieht sie weiterhin im Patienten ein Objekt, das zu analysieren ist, und übersieht, daß er ein Subjekt ist, das von Anfang an zu ihm in Opposition steht, sowie es überhaupt in Opposition steht, in Aversion und Perversion! Der Patient ist ja in der Opposition nicht erst vom Augenblick an, wo er sich gegenüber der *psychoanalytischen Degradierung zum Objekt* zu völliger „Passivität“ verstockt, nicht erst von dem Augenblick an, wo er sich scheinbar wirklich in die bloße Objektrolle schickt und ihm, in seinem Trotz, überhaupt nichts mehr „einfällt“. Der mangelnde „Einfall‘ ist in Wahrheit ein sehr deutlicher „Ausfall“, eine Parade aus einer Kampfstellung heraus, und was als „Widerstand“ bezeichnet wird, ist genau der *Abstand*, oder um den aktiven Charakter dieses Verhaltens besser zu kennzeichnen, ein *Abstehen*, ein *Sich-Abseits-Stellen* von der sich einer Normalfunktion annähernden Kooperationsnotwendigkeit. Soviel denn über den berühmten „Widerstand“ der Psychoanalyse.

Und nur noch ein paar Bemerkungen über das „Strafbedürfnis“, diesen „schlimmsten Feind unserer therapeutischen Bemühungen“, wie *Freud* sagt, jenes Strafbedürfnis, „das durch das Leiden befriedigt wird“, das die Psychoanalyse daher „nur den masochistischen Wünschen anreihen“ konnte. Wenn *Freud* meint, „die praktische Bedeutung dieses Fundes steht

hinter seiner theoretischen Bedeutung nicht zurück", so hat er in gewissem Sinne durchaus recht: sie sind nämlich beide, und ich sage dies im vollen Bewußtsein, gegen die Leistung und Autorität *Freud's* zu stehen, sie sind nämlich beide grundsätzlich falsch! Was von der Psychoanalyse als Strafbedürfnis charakterisiert wird, ist wirklich der schlimmste Feind des Therapeuten. In dieser Phase nämlich sieht auch der Patient den Therapeuten als seinen schlimmsten Feind an, der ihn von seiner ihn sichernden Bewegungslinie abzubeugen sucht, und man könnte beinahe sagen, dieses Strafbedürfnis ist gar nicht so passiv-masochistisch, wie die Psychoanalyse annimmt, sondern beinahe „aktiv-sadistisch": es *straft nämlich den Therapeuten* für seine „hoffnungsvollen Worte", für den Schein auch nur einer Überlegenheit, straft ihn dadurch, daß es seine Hoffnungen vereitelt, alte oder neue Leiden oder Verschlimmerungen usw. produziert. Wo dieses Strafbedürfnis auftritt, das also nicht gegen sich, sondern sehr direkt gegen den Therapeuten gerichtet ist, behält der Patient noch seine finten- und listenreiche Bewegungsrichtung bei (wenn man will aus dem Grunde, den die Psychoanalyse „Wiederholungszwang" nennt), behält er seinen *Rückzug* auf das Leiden bei, desertiert er noch immer von einer normaleren Funktion, die der Therapeut ihm in Aussicht gestellt hat. Wenn man es recht versteht, ist es „Lampenfieber" vor dem Auftreten oder Eintreten in eine Gemeinschaftsfunktion. Wo es auftritt, beweist es nicht mehr oder weniger, als daß der Therapeut versagt hat, bezw., daß sein psychologisches Rüstzeug unzureichend war. Es war ihm nicht gelungen, das Bewegungsgesetz des Patienten, seinen Lebensstil, unbeirrt von außerpsychologischen Theoremen, klar zu erfassen und ihm seine generelle Kooperationsunlust begreiflich zu machen. Hingegen war es dem Patienten gelungen, den Therapeuten so weit zu verwirren, daß dieser, um sich zu „entschuldigen", soll er nicht den Bankrott der methodischen Grundlagen seiner Auffassung erklären, gezwungen ist, den Patienten eines „Strafbedürfnisses" zu „beschuldigen". „Die Analyse", sagte *Freud* 1914, „setzt durchaus . . . die Situation eines Überlegenen und eines Untergeordneten voraus." Diese Voraussetzung hat sich seither nicht geändert; dafür rächt sie sich noch heute. Denn die Strafe hiefür ist ein Strafbedürfnis des Patienten, dem ein Schuldgefühl abgerungen wird, mit dem nur die Unzulänglichkeit der therapeutischen Einsicht exkulpiert wird. Jedenfalls erlaubt die Annahme eines Strafbedürfnisses dem Therapeuten den Patienten in einer infantilen Situation zu sehen und so seine, des Therapeuten, verlorene Position wiederzugewinnen [1]).

---

[1]) Dieses außerordentlich schwierige Kapitel erfordert ganz besonderes psychologisches Feingefühl. Wir befinden uns ja mitten in der Neurosenpsychologie. Die Erörterung führte uns scheinbar von dem uns gesteckten Plane ab, mußte aber erfolgen, um dem Nachweis der mit der mechanistisch-kausalen Auffassung eng verbundenen Gewaltsamkeiten der psychoanalytischen Interpretation den vollen, notwendigen Nachdruck zu verleihen. *Freud* sagt „über die Herkunft dieses unbewußten Strafbedürfnisses", es benähme sich „wie ein Stück des Gewissens, wie die Fortsetzung unseres Gewissens ins Unbewußte, es wird auch dieselbe Herkunft haben wie das Gewissen, also einem Stück Aggression entsprechen, das verinnerlicht und vom Überich übernommen wurde. Würden die Worte nur besser zusammenpassen, so wäre es für alle praktischen Belange nur gerechtfertigt, es ,unbe-

wußtes Schuldgefühl' zu heißen" (151). Allerdings, würden die Worte nur besser zusammenpassen, so wäre es immerhin möglich, die Diskrepanzen logischer Sachverhalte unkenntlich zu machen und so zu formulieren, daß keine andere Meinung daneben Geltung hätte. Das Ich, hörten wir also, sei ein Stück des Es, nun wieder ist das unbewußte Strafbedürfnis ein Stück des Gewissens, dieses ein Stück Aggression, das, da die libidobesetzte Aggression von dem Vorläufer des Überichs, der elterlichen Autorität, als ungehörig zurückgewiesen wurde, gleichsam in sich ging, „verinnerlicht" wurde, und „nunmehr" als „latentes unbewußtes Schuldgefühl" wieder „im Ich und Es seine stumme und unheimliche Tätigkeit als freier Destruktionstrieb" ausübt (151). Um nun auch unsrerseits einmal das psychoanalytische Prinzip der „Entsprechungen" anzuwenden, könnte man, ohne sich eines besonderen Fehlers schuldig zu machen, sagen, daß dieser quantitativen Auffassung, die da von einem „Stück" Es, Gewissen, Ich, Aggression usw. redet, auf der andern Seite eine Form der logischen Folgerung entspräche, die sich durch das Wort an sich von Vorstellung zu Vorstellung leiten läßt. Einer Strafe entspricht eine Schuld, einem „Strafbedürfnis" entspricht daher logischerweise ein „Schuldgefühl", welchem das „Kranksein", sagt *Freud*, „mit seinen Leiden und Verhinderungen eben recht ist" (152). Überdenkt man diesen letzten Satz aufmerksam, so enthält seine Formulierung mehr als er gemeint haben kann. Leiden und Verhinderungen wären ja die Strafen, die das Schuldgefühl sich selbst auferlegt, durch die es gleichsam eine Schuld abbüßt. Daher die Vorstellung Strafbedürfnis. Aber wenn wir nicht die Zusammenhangsbetrachtung aus dem Auge verlieren, so ist es klar, daß der Patient, während er dergestalt Buße tut, nicht dort anzutreffen ist, wo man ihn normalerweise erwarten sollte, auf dem Feld und Tummelplatz der sozialen Kooperation, sondern irgendwo anders, abseits, in einer Isolierung, die ihm die Aufrechterhaltung seines Positionsgefühls erleichtert. Um ein Wort *Adlers* zu gebrauchen: mit dem Schuldgefühl kauft er sich von den Verpflichtungen des Gemeinschaftsgefühls los. Es ist das Lösegeld, die Kriegskontribution, die er zahlt, weil er zum freiwilligen Beitrag weder den Mut noch die Kraft in sich fühlt, aber in Wirklichkeit geschieht nichts im Sinne einer Annäherung an gemeinschaftsbedingtes Handeln, an soziale Funktionen, nichts, das einen sozialpositiven, schöpferischen Wert, nichts, das ein „Aktivum" darstellt. Auch *Freud* kann ja nicht umhin, auf diesen sozialen Zusammenhang hinzuweisen, wenn er von „Verhinderungen" des Krankseins spricht, die diesem „unbewußten Schuldgefühle" recht wären. Aber er teilt diesen Verhinderungen nicht den ihnen gemäßen Wert zu. Für ihn sind sie nur eine Folge eines passiven Leidens oder Erleidens, während sie in Wirklichkeit und gemäß den Anschauungen der Individualpsychologie einen aktiven Charakter besitzen, eine Aktivität bedeuten, die für einen bestimmten Zweck entfaltet wird, und sie tragen diesen Zweck in sich, erfließen aus ihm solange als der Zweckzusammenhang, der finale Zusammenhang nicht mit völliger Schärfe und Klarheit sowohl vom Therapeuten wie vom Patienten erfaßt wird. Wenn die Psychoanalyse sich fragte, woran denn der Neurotiker durch seine Symptome verhindert wird, und wenn sie nicht selbst durch ihre Symptombetrachtung daran gehindert wäre, auf diesen Zusammenhang mit voller Entschiedenheit zu achten, dann würde sie gezwungen sein, die individualpsychologischen Grundanschauungen noch mehr zu rezipieren als es ohnehin schon geschieht. Die Ansätze zu einer Psychologie des menschlichen Individuums würden dann bei ihr nicht in mehr oder weniger verlegenen Auskunftsmitteln versanden, so etwa in der sogenannten „Aktiv-Analyse", von der jetzt einige Schüler *Freuds* reden. Woran das Individuum durch seine Leiden und Symptome verhindert ist, das ist genau der soziale Kontakt, dem es sich nicht gewachsen fühlt, welches Unvermögen es solange nicht bewußt fühlt, nicht versteht, solange es eben „leidet" und nur auf sein Leiden, auf seine Symptome achtet. Damit hellt sich aber die Herkunft des Schuldgefühles immer mehr auf. Immer deutlicher wird seine „Herkunft" aus dem Minderwertigkeitsgefühl, auf dessen Zusammenhang mit dem Gemeinschaftsgefühl, dem Gemeinschaftsbewußtsein, ich kaum noch hinzuweisen brauche. Wer sich einer (allemal gesellschaftlichen) Aufgabe nicht gewachsen oder für sie nicht vorbereitet fühlt und sich um die Anstrengung der richtigeren Vorbereitung drücken mochte, der wird sich eben schuldig fühlen, und

Es wird ein andermal auseinanderzusetzen sein, worin der Psychoanalyse, fehlgeleitet durch ihre mechanistisch-kausale Symptombetrachtung, grundlegende psychologische Irrtümer unterliefen. Ich will nicht wiederholen, was ihr schon wiederholt vorgeworfen wurde, daß sie nämlich die Sprache, den Ausdrucksjargon, die Lebensanschauung und Ausdrucksform pathologischer Individuen zu sehr in die Struktur ihres wissenschaftlichen Systems einverleibt habe, daß sie, um es ganz drastisch zu sagen, sich von den Patienten habe dupieren lassen. Das wäre möglicherweise eine Übertreibung. *Aber aus dem Mangel ihres Verständnisses* für den Zusammenhang der personalen Zweckeinheit mit ihrer Umwelt, aus der dadurch erklärlichen psychologischen Unzulänglichkeit, erklärt sich ihr Unverständnis für die Herkunft der Überbetonung, des Affektgehalts, von Lustprinzip, Aggressions- und Destruktionstrieb. Der Ursprung der

---

wird, mit diesem seinem gleichsam unüberwindlichen Schuldgefühl dauernd beschäftigt, auch sich und den anderen schuldig *bleiben*, was er als Gemeinschaftsforderung, oder wenn man will, als Forderung des Überichs, zu erfüllen hätte. Derart „beschäftigt" wird er vor allem nicht darauf zu achten brauchen, worauf es in erster Linie ankommt, auf seine mangelnde Vorbereitung zur Gemeinschaft, und wird der Aufdeckung seines vermeintlichen oder wirklichen *sozialen Unwerts* mit allen Tricks und Listen der Entmutigung ausweichen. In diesem Sinne wird sich auch, als Schuldgefühl, sein *Gewissen* regen und er wird eine Entschuldigung vor sich und anderen nur dann haben, wenn er sich eine Situation konstruiert, in der er einfach nicht arbeiten und mitarbeiten *kann*, die Situation des Krankseins eben in all ihren abertausend individuellen Varianten, wo niemand von ihm Mitarbeit *erwartet*. Damit erklärt sich dann auch, warum der Neurotiker, wie *Freud* spöttisch fragt, nicht andere Mittel als eben seine Symptome wählt, um zur Geltung zu kommen. Sie sind gegenüber der Bloßstellung seiner Schwäche, seines Unwertes immerhin das kleinere Übel, sind Unarten, die sich zu Abarten auswachsen, und die direkte Folge eines Gefühls mangelnder Vorbereitung zur sozialen Kooperation, wie es aus der Stimmungslage, der Lebensmelodie des verwöhnten, verzärtelten Individuums erfließt, dem seine Lust oberstes Lebensprinzip und nichts so furchtbar ist wie eine „Verdrängung" aus seinem Geltungsbereich. Dies gilt auch als Erklärung für die Eifersüchteleien des Ödipuskomplexes, der Geschwister- und Geschlechterrivalität und der Aggressions- und Destruktionstriebe gegen sich und andere. Sie sind genau in dem armen Ich lokalisiert, das die Psychoanalyse so stiefmütterlich behandelt, um dem Lustprinzip und damit dem mechanistisch-kausalen Erklärungsprinzip größere Geltung zu verschaffen. Auch die Psychoanalyse hat ja manches von diesen Zusammenhängen, von ihren Auswirkungen auf das ganze soziale Leben geahnt, so wenn *Freud* etwa sagt: „Die Probleme, die das unbewußte Schuldgefühl aufgerollt hat, seine Beziehung zu Moral, Pädagogik, Kriminalität und Verwahrlosung sind gegenwärtig das bevorzugte Arbeitsgebiet der Psychoanalytiker" (152). Nun, *Alfred Adler* hat die Bedeutung dieses Schuldgefühls, lies: Minderwertigkeitsgefühls, das er als ein Gefühl des Nicht-Gewachsenseins, des Nicht-Vorbereitetseins, der Inferiorität immer wieder charakterisierte, von allem Anfang mit klarster Erkenntnis erschaut, hat hier tiefer geschürft als die Psychoanalyse und damit auch nicht nur die Priorität der wissenschaftlichen Geltung, sondern, obwohl dies an sich bedeutungslos ist, die historische Priorität erlangt. Für die Individualpsychologie standen die Beziehungen des Minderwertigkeitsgefühles zu Moral, Pädagogik, Kriminalität und Verwahrlosung, aber auch und vor allem zur Neurose von allem Anfang an fest und im Vordergrund ihres „bevorzugten Arbeitsgebietes", und die Psychoanalyse wird diesen Vorsprung nur aufholen können, wenn sie nicht nur mehr und mehr von der Zusammenhangsbetrachtung rezipiert, sondern wenn sie auch die methodischen Voraussetzungen ihrer Wissenschaftsgeltung grundsätzlich revidiert und an ihren Anschauungen einen organischen Umbau vornimmt.

Intoleranz dieser mit sich, dem Ich und Überich im Streite liegenden Triebe liegt zum großen, überwiegenden Teile in der infantilen Situation des verzärtelten Individuums mit all den Varianten von Un-Arten und Ab-Arten, die sich aus der individuellen Verzärtelung ergeben. Man fasse diesen Begriff der Verzärtelung nicht schablonenhaft auf, sondern leiste genau die psychologische Arbeit, die die Individualpsychologie erwartet. Man erarbeite sich mit sehr viel Spürsinn, Skepsis und Selbstaufopferung den individuellen Lebensstil eines Individuums und man wird einen Blick tun in die Werkstatt des Lebens, oder wenigstens: des sozialen Lebens, und sich vor dem Vorwurf der Banalität nicht zu scheuen brauchen. Das Leben ist nun einmal auch banal. Mehr und mehr wird man dann aber spüren, daß hinter der scheinbaren Banalität dieser Unformelhaftigkeit, wenn die Individualpsychologie etwa vom verzärtelten Kinde spricht, ein Sachverhalt eingefangen ist, den man eben nicht in das Prokustesbett generell gültiger Formeln einspannen kann [1]). Auch die Psychoanalyse kann schließlich nicht mehr geben als eine Annäherung an diese Psychologie des verzärtelten Individuums, das dem Leben nicht gewachsen ist. Der Fehler, der ihr hierbei unterläuft, ist nur, daß sie das Weltbild, die Weltanschauung, die dem verzärtelten Individuum eigen sind und sich in den Varianten des erwachsenen Neurotikers fortsetzen, zu jenem unkritischen, ja dogmatischen Pessimismus verallgemeinert, der noch in der revidierten Psychoanalyse nachklingt. Genauer: *sie verarbeitet das Weltbild des verzärtelten Individuums zu einem wissenschaftlichen System.* Natürlich wird ein verzärteltes Kind, was es zu sagen hat, nicht in der geistfiltrierten Form *Freud's* bringen, aber inhaltlich ist es dasselbe, ist es der Ausdruck eines „Unbehagens in der Kultur“ und wirft gleichfalls die Frage auf: „Ja, warum soll ich meinen Nächsten lieben?“ [2]). Mit anderen Worten: die

[1]) Diese Formellosigkeit, dieses Von-Formeln-Gelöstsein der Individualpsychologie sehe ich geradezu als ihr Verdienst an. Statt Formeln bietet sie etwas ganz anderes, etwas viel Entscheidenderes, viel Wichtigeres und Wertvolleres: sie bietet Lösungen, einfache Lösungen, die ihrer Unscheinbarkeit halber von vielen Seiten glatt rezipiert werden, ohne daß man es für nötig hielte, die Quelle zu nennen, der sie entstammen. Und eine solche Lösung ist auch die Situation des verzärtelten Individuums, auf die, unter anderem, die Individualpsychologie das Augenmerk mit aller psychologischen Schärfe lenkte. Sie ist nicht neu, wir denken nicht daran zu behaupten, daß nicht auch andere vor uns schon Lösungen ahnten, aber sie wird neu, durch den Zusammenhang, in dem wir sie durch *Adler* sehen lernten. Und was wir brauchen, ist ja nicht die Neuheit einer Formel, sondern die Richtigkeit einer Lösung.

[2]) Man höre etwa, auf welche Weise *Freud* den Übergang von der Symptombetrachtung der Neurosenpsychologie zu allgemeineren Ausblicken findet. Auch ihm ist er nur möglich über den Umweg der psychischen Stellungnahme des verzärtelten, das heißt, nicht genügend kooperationsbereiten Individuums, dessen Negativismus die Psychoanalyse unkritisch als integrierenden, dinghaft und triebhaft verstandenen Bestandteil in die Struktur ihres Systems übernimmt. Er sagt also: „Wir haben ... zugestanden, daß es uns nicht leicht wird, die Anforderungen dieser Kultur zu erfüllen, uns in ihr wohl zu fühlen, weil die uns auferlegten Triebbeschränkungen eine schwere psychische Belastung bedeuten“ (-53). Mit einem Wort: da es die Kultur ist, die diese Triebbeschränkungen auferlegt, ist *sie* eine schwere psychische Belastung. Es gibt allerdings weder einen Kulturzustand noch einen Naturzustand, ja er ist nicht einmal denkbar, wo die Triebbeschränkungen wegfallen, wo also auch die psychische Belastung, und schon gar die schwere, weg-

Psychoanalyse ist heute nicht mehr die Lehre von der Verdrängung infolge der Angst, sondern *der Niederschlag*, um einen Lieblingsausdruck *Freud's* zu gebrauchen, *der Angst vor der Verdrängung eben des Ichs* als Träger und Sitzes der Angst, dessen Primat als Ausdruck eines Prinzips der unteilbaren Ganzheit sie aber selbst zerstörte. Da der Psychoanalyse der Anspruch des Ichs auf Geltung dauernd in Frage gestellt erscheint, genau so wie dem verzärtelten Individuum, wird ihr (wie ihm) das Ich selbst zu einer sehr fragwürdigen Angelegenheit[1]). Wenn von der „Einsetzung des Überichs" die Rede ist, das „die gefährlichen aggressiven Regungen an sich reißt", so ist es zwar eine „Instanz", aber als Schöpfung eben dieses aus seiner erstrebten Vormachtstellung leicht entthronten Ichs nur eine unwillig anerkannte, eine Instanz, die dem Ich erst abgerungen werden muß. Dieses Ich wird als schwach, als arm hingestellt, als hin- und hergeworfen, von starken Trieben, die es aus dem Dunkel des Unbewußten lenken, und wir wollen nicht etwa die Schwäche des Ichs, aber die zweifellos schwache Position des Individuums als einer Ganzheit nicht unterschätzen. *So* dargestellt ist es gewiß schwach. Im selben Moment, wo es von seiner *Voraus*setzung abstrahiert wird, von der Gemeinschaft, von dem, was die Psychoanalyse das Überich nennt und ihr nur als eine *Ein*setzung des Ichs erscheint, ist es gewiß schwach. Solange ihm sein Zusammenhang mit der Gemeinschaft als seiner Voraussetzung nicht bewußt wird, solange es diesen (allemal sozialen) Zusammenhang nicht richtig

---

fallen würde. Was übrigbleibt, ist demnach der *Anspruch* auf einen solchen Zustand. „Einschränkung seiner Aggression ist das erste, vielleicht das schwerste (!) Opfer, das die Gesellschaft vom Einzelnen zu fordern hat". Und diese Forderung erscheint als die Ursache alles pessimistischen Unbehagens, denn, sagt *Freud*, „andererseits muß man, rein psychologisch betrachtet (!), bekennen, das Ich fühlt sich nicht wohl dabei, wenn es so den Bedürfnissen der Gesellschaft geopfert (!) wird, wenn es sich den destruktiven Tendenzen der Aggression unterwerfen muß, die es gerne (!) selbst gegen andere bestätigt hätte" (153). Wenn das Ich des verzärtelten Individuums „seine Schwäche einbekennen" muß, seinem Anspruch auf völlige Triebfreiheit Geltung zu verschaffen, dann fühlt es sich geopfert! Das Ich oder der Charakter oder die Persönlichkeit wird also ins Auge gefaßt als *im vollen Gegensatz* befindlich zur Gesellschaft, die nebenbei als Feind des Individuums an die Stelle der Belastung durch die Kultur tritt, und was immer sie vom Einzelnen fordert, ist *dann* sogleich Triebbeschränkung, gleich schwere psychische Belastung, schwerstes Opfer. Diese Auffassung ist nur möglich, wenn sich das Ich nicht als einen Teil dieser Gesellschaft fühlt, sondern, wie gesagt, als im Gegensatz zu ihr, als ihr so feindlich, wie es die Gesellschaft als sich feindlich empfindet, und das ist genau die „Entsprechung" der „Weltanschauung" des verzärtelten Individuums.

[1]) Woher angesichts dieses Sachverhalts die Befürchtung der Psychoanalyse rührt, sie macht sich durch diese Auffassung unpopulär, ist kaum verständlich. Mit der Anschauung, Triebbeschränkung sei eine schwere psychische Belastung, ein Opfer, sei Krankheitsursache, *muß* sie ja zweifellos die Mehrheit aller zum Pessimismus verzärtelten Individuen für sich haben. Man kann diese Befürchtung allerdings mit jener anderen vor dem Vorwurf der Banalität in Verbindung bringen, und dann erscheint sie augenblicklich weniger übertrieben. Im Gegenteil, je stärker die Befürchtung vor der Unpopularität ist, desto kräftiger ist dem Vorwurf der Banalität vorgebaut. Die Banalität kann ja nicht unpopulär, die Unpopularität nicht banal sein, und damit erscheint zwar nicht logisch der Anspruch auf Wissenschaftsgeltung, wohl aber die Geltung dieses Anspruchs auf psychologisch nachdrückliche Weise gesichert. Unkritische oder kritisch nicht genügend gesicherte Dogmatismen lassen sich ja kaum anders stützen.

versteht, ist es gewiß schwach. Solange es überdies diesen Zusammenhang mit der Gemeinschaft als seiner Voraussetzung, das heißt, also sich selbst negiert, ist es gewiß schwach. Und daher ist auch der Trost schwach und kraftlos, mit dem uns *Freud* aus seinen „Überlegungen" über das Triebleben entläßt. „Zum Glück", sagt er, „sind die Aggressionstriebe niemals allein, immer mit den erotischen legiert. Diese letzteren haben unter den Bedingungen der vom Menschen geschaffenen Kultur vieles zu mildern und zu verhüten." Und wir wollen uns mit dieser nicht sehr überzeugenden Auskunft zufriedengeben, indem wir noch ergänzen: wenn irgendwo gemeinschaftsbedingtes Handeln Voraussetzung ist, so ist es bei den erotischen Trieben der Fall. Ohne Gemeinschaftsgefühl gibt es keine Liebesregung. Mit anderen Worten: wir mögen uns drehen und wenden, wie wir wollen, *wir kommen ohne die Voraussetzung des Gemeinschaftsgefühles nicht aus*, und solange die Psychoanalyse es nicht im vollen Ausmaße rezipiert, es nicht „voraussetzt", sondern bloß „einsetzt", solange wird sie auch nicht den Zusammenhang methodisch richtig verstehen, wird sie das menschliche Individuum als einen Spielball von allerlei anthropomorphisierten, mit Ichfunktionen ausgestatteten Trieben ansehen und in einem pessimistischen Fatalismus eine mechanistische Auskunft suchen.

Individualpsychologophobie.

Von Dr. HARALD WURMTOETER (Leipzig).

Mit Individualpsychologophobie kann man die tendenziösen Apperzeptionen und Fehlleistungen bezeichnen, die dem nicht zugegebenen Ziele dienen, sich gegenüber der *Adler*schen Lehre zu distanzieren, da diese mit der Lebensaufgabe belastet, „voranzugehen bei dem Abbau des Strebens nach persönlicher Macht und bei der Erziehung zur Gemeinschaft", was ein Begreifen der eigenen Leitlinie und eine Änderung des Verhaltens veranlassen müßte. Auch der Gruppenegoismus leidet an dieser Phobie.

Daß manche Menschen sich schon beim bloßen Nennen des Namens „Individualpsychologie" versprechen, wird auch schon anderen als Zeichen neurotischer Distanzierung begegnet sein. Das liegt auf der Linie des Vergessens und Verschreibens der Namen von Menschen, die einem nicht sympathisch sind, d. h. von denen man sich nicht viel Gutes verspricht. Folgende Beispiele von Individualpsychologophobie, die z. T. nicht frei von Komik sind, mögen interessieren.

Zunächst zwei Stellen aus dem Briefe eines Vaters an seinen Sohn. Der Sohn war seinem Vater durch dessen drückend autoritative Haltung auch äußerlich jahrelang entfremdet gewesen, hatte aber unter dem Einfluß der Individualpsychologie sich ihm wieder genähert und ein kameradschaftliches Verhältnis angebahnt. Dabei hatte er zweifellos am Anfang, da seine eigene Umstellung noch nicht weit genug vorangeschritten war, des Guten zu viel getan. Immerhin: auch der Vater begann individualpsychologisch zu „stammeln", machte sich seinem therapeutischen

Sohne interessant, lehnte diesem gegenüber aber ab, auch nur noch eine Zeile seiner psychologischen Aufsätze zu lesen. Doch nach Jahren schrieb er: „Das ist ja gerade der Unterschied zwischen uns, daß ich alles vertrage, auch Kritik, ja vor allem Belehrung, Du aber nicht.“ Und ein paar Zeilen weiter: „Die Individualpsychologie wird niemals etwas anderes für mich sein, als viele andere Denktheorien: viel Gutes, Erhabenes und viel fauler Zauber. Schuld an dieser Meinung ist der, der mich zuerst damit bekannt machte.“ Also: eine hartnäckig festgehaltene Individualpsychologophobie als Antwort auf eine vorübergegangene Individualpsychologoneurose, ein Fall, der besonders für Anfänger in unserer Wissenschaft lehrreich sein kann.

Eine sehr nervöse Frau ist mit Worten begeisterte Anhängerin der Individualpsychologie, da ein individualpsychologischer Heilerzieher damit bei ihrem Sohn, der durch unerhörte Verzärtelung in seiner geistigen Entwicklung um 10 Jahre zurückgeblieben ist, gute Erfolge gehabt hat. Sie kann aber nie genügend Zeit finden, um ernsthaft individualpsychologische Erziehungsbücher durchzuarbeiten, und indem sie den Heilerzieher zur Autorität, fast zum „lieben Gott“ macht, drückt sie sich selber, unter Festhaltung ihrer Nervosität als Sicherung, so viel wie möglich vor der ihr unangenehm erscheinenden Kooperation bei der Umerziehung des Kindes. Eine ihr nahegelegte Belehrung im eigenen, wie im Interesse des Kindes, das sie angeblich so liebt, daß sie sich nicht von ihm trennen möchte und für das sie nicht genug Tränen und Worte des Bedauerns finden kann, lehnt sie aber ab, wobei die Begründungen bemerkenswert sind, einmal ist eine therapeutische Kur zu teuer; ein anderes Mal ist es ihr peinlich, daß sie als Frau eines Arztes von dessen Kollegen umsonst behandelt würde ... Wie sie, möchte manch einer gern die Früchte aus dem individualpsychologischen Rosinenbrot herausklauben.

Ein praktischer Erzieher und Erziehungswissenschaftler verhandelte, als er eine neue Schule gründen wollte, mit einem jungen Lehrer, den er anstellen wollte, da er ausgezeichnete Zeugnisse und Leistungen aufweisen konnte. Als dieser zum Ausdruck brachte, daß er der Individualpsychologie in Lehre und Leben ergeben sei, sagte er: „Ich mag *Adler* nicht!“ — „Meinen Sie den Menschen oder die Lehre?“ — „Den Mann kenne ich gar nicht.“ Dann warf er das Schlagwort „Machtstreben“ hin und schien sagen zu wollen, daß er den jungen Lehrer für einen Streber nach Macht halte, da er Individualpsychologe sei. Als bei einer zweiten Verhandlung das Gespräch wieder in die Nähe der *Adler*schen Auffassungen kam, lenkte er ab, indem er äußerst geistvoll vom „Adlerschen Vogel“ des jungen Lehrers sprach. Natürlich wußte er es einzurichten, daß ein anderer Lehrer sein Mitarbeiter wurde. Zu seiner Frau, die sich um das Erlernen einer ihr neuen Fremdspache bemühte, sagte er: „Du wirst *nie* eine gute Aussprache haben!“ Für die Sicherung einer solchen unpädagogischen Haltung ist allerdings die Individualpsychologophobie des Herrn ein wirkungsvolles Mittel — wenn auch ein stark infantiles.

Eine Dame sitzt neben mir in dem langen, schmalen Saal einer sächsischen Heilanstalt, wo wir den Beginn eines Vortrages von *Alfred*

Adler erwarten. Zwei Herren schreiten neben uns vorbei und gehen im Mittelgang entlang, vor zum Podium. „Da ist Adler“, sage ich zu der Dame und weise auf die beiden Herren, die wir jetzt von hinten gehen sehen. „Er ist mir sehr unsympathisch“, ist ihre rasche Bemerkung. Da kommt der eine der beiden Herren zurück, so daß wir ihn jetzt von vorne sehen, und geht mit offenen Armen auf jemand zu, der ihm ein Schriftstück überreicht. „Der jetzt zurückkommt, der könnte mir gefallen!“, sagt dieselbe Dame. „Aber das ist ja Adler!“, muß ich ihr erklären — denn vorher hatte sie den anderen für den unsympathischen *Adler* gehalten. — Wenige Tage später sahen wir einen Individualpsychologen in einem Kaffeehaus, in die Lektüre einer Tageszeitung vertieft und mit der Hand an der Nase spielend. In den Jahren, die seitdem vergangen sind, hat diese Dame häufig in Gesellschaft von dem „nasebohrenden“ Psychologen erzählt — an die erste Begegnung, da sie wider Willen zugegeben hatte, daß ihr sein Äußeres sympathisch sei, will sie nicht mehr erinnert werden und seine Bücher hielt sie sich auch eifrig fern, da die Gesamthaltung dieser Dame, die ihre Nervosität als Sicherung ihres autoritären Wesens verwendet, der Individualpsychologie gegenüber feindlich ist.

Auch der Individualpsychologophobie *Hinz* und *Kunz* gegenüber dürften Sachlichkeit und Geduld die einzigen Mittel sein, die möglicherweise Erfolg haben.

Beiträge zur individualpsychologischen Traumtheorie.

Von STEFAN SZÉKELY (Budapest).

Zu der individualpsychologischen Traumtheorie wollen wir beitragen, indem wir Beweise für ihre Richtigkeit anführen wollen. Das halten wir deshalb für nötig, da *Alfred Adler* seine neuesten Forschungsergebnisse auf dem Gebiete der Traumtheorie (in Heft 4 dieser Zeitschrift) ohne jede Beweisführung niederlegt und seine Erwägungen nur als die derzeit am richtigsten erscheinende Hypothese aufstellt.

Die Wichtigkeit der individualpsychologischen Traumtheorie besteht unter anderem darin, daß sie die Richtigkeit des durch uns vertretenen teleologischen Standpunktes in einer Grunderscheinung der Psychologie demonstriert. Wenn wir den teleologischen Charakter schon bei den Träumen beweisen könnten, so wären nicht nur zahllose Partialergebnisse der Psychoanalyse widerlegbar, sondern es müßte die in ihrem ganzen System angewandte kausale Auffassung von Grund aus erschüttert werden.

Demzufolge halten wir das im Nachfolgenden angeführte Beispiel für beachtenswert, in dem wir ziemlich exakter Weise die Unhaltbarkeit der psychoanalytischen Auffassung zu demonstrieren glauben. Und wenn wir die dort auftauchenden Probleme zu lösen versuchen, führen uns die richtigstscheinenden Lösungsmöglichkeiten von Grad zu Grad zu der individualpsychologischen Traumtheorie.

Die Patientin, deren Traum wir als Beispiel untersuchen, ist eine zwanzigjährige Progstituierte, die wir im Nachfolgenden Margit nennen wollen. Sie führt das gewöhnliche Leben der Prostituierten, d. h. sie erhält sich davon, ihren Körper feilzubieten, außerdem versteht sie gar nichts, und befaßt sich sonst mit nichts. Durch ihren Beruf kann sie sich erträglich erhalten, schwerere Entbehrungen sind ihr bisher erspart geblieben.

Margit erzählte gelegentlich folgenden Traum:

Sie sieht Feuer, das von einem zuströmenden Rauch fast gänzlich erstickt wird. Der Rauch drängt sich so vor, wie der Dampf aus einem Dampfventil der Lokomotive. Oberhalb des Feuers ist in einem Käfig ein Säugling eingesperrt, welcher mit verzweifeltem Ringen bestrebt ist, sich von seiner Lage zu befreien. Das gelingt ihm jedoch nicht und er geht zugrunde.

Übergangslose Fortsetzung desselben Traumes:

Margits Hausfrau erscheint, und fordert sie auf, die Wohnung unverzüglich zu verlassen, da sie den Mietzins für ihr Zimmer nicht bezahlen kann. Sie erschrickt entsetzlich, daß sie nunmehr auf die Straße gerät und erwacht.

Im obigen Traum kann das im Käfig eingesperrte Kind laut der Traumsymbolik vielleicht eine in der Gebärmutter befindliche Frucht bedeuten. Daß das Kind im Käfig, d. h. in der Gebärmutter, stirbt, ist auf Abortus verdächtig.

„Sagen Sie, Margit, kann man es mit voller Sicherheit verhindern, daß eine Frau bei Ihrer Lebensweise schwanger werde?"

Die Frage überrascht sie, und sie antwortet zögernd:

Ja, jetzt kann sie es schon ganz sicher verhüten. Jedoch früher, als sie noch unerfahrener war, ist eine Empfängnis vorgekommen.

„Und was ist dann geschehen?"

Also ... das war noch während ihrer Freundschaft mit F. (F. war ein Architekt, der in ihrem Leben die große Liebe bedeutet hat.) Er hat die Angelegenheit erledigt. Er hat ihr ein Zeugnis verschafft, daß sie zum Gebären zu schwach sei, und in einem Krankenhaus hat sie dann eine Jodinjektion bekommen. Die Blutung stellte sich daraufhin ein und es war zu Ende.

Vor der Jodinjektion hat sie Angst gehabt, aber sie hätte einen operativen Eingriff noch mehr gefürchtet.

Mit Obigem hat der erste Teil des Traumes, nämlich die Vernichtung des Kindes, seine Erklärung gefunden: die Lösung desselben ist offenbar der Abortus. Von den Bildern des Traumes kann der zuströmende Rauch vielleicht das in dem Körper der Frau sich verbreitende Jod bedeuten, und das Feuer, welches das Kind schließlich vernichtet, die danach eingetretene Blutung.

Im Laufe des weiteren Gespräches stellt es sich heraus, daß der Abortus für Margit ein schweres Erlebnis war, woran sie mit Entsetzen zurückdenkt. Sie assoziiert die Sache mit der Angelegenheit eines, mit ihr bekannten Dienstmädchens, die nach dem Gebären ihr Kind erwürgt hat. Sie hat eigentlich auch einen Mord begangen, nur gegen ihr kleineres, noch nicht geborenes Kind.

Plötzlich beginnt sie davon zu sprechen, daß sie während der Schwangerschaft mit F. in schwere Konflikte geraten sei. Der Grund der Zusammenstöße lag darin, daß F. sie verdächtigte, mit der Verzögerung des Abortus eine Heirat erzwingen zu wollen. Doch, setzt sie gleich hinzu, sie wäre nie die Frau von F. geworden, selbst wenn er sie darum gebeten hätte. Es ist ihr nicht eingefallen, daß sie ihn heiraten könnte.

Mit Obigem ist der Zusammenhang zwischen den zwei Teilen des Traumes erklärt. In Margit erwachte nämlich doch damals die Hoffnung, daß F. sie vielleicht geheiratet hätte, wenn das Kind zur Welt gekommen wäre. Es ist unzweifelhaft, daß dieser Gedanke in Wirklichkeit eine ganz andere Rolle gespielt hat, als in obiger Erzählung. In Wirklichkeit hätte sie die einzig mögliche Lebenslösung darin gefunden, wenn sie hätte mit dem Prostituierten-Dasein brechen können, ein Kind hätte, und die Frau des Mannes wäre, den sie liebte. Sie hat jedoch diese einzige Lösung von sich geworfen: sie hat ihr noch nicht gebore-

nes Kind umgebracht, deshalb wartet auf sie nun ohne Erbarmen die Straße Eines Tages wird ihre Hausfrau kommen, und da sie den Mietzins nicht bezahlen kann, wird sie ihr kündigen und sie auf die Straße setzen.

Im gegebenen Fall stehen wir zweifellos der Tatsache gegenüber, daß in einem Traum ein mehr als ein Jahr zurückliegendes Erlebnis wieder an die Oberfläche gelangt. Wir müssen nun die Frage stellen, aus welcher Ursache dies geschieht. Die naheliegende Antwort gibt darauf die Psychoanalyse damit, daß sie die erlebten Schocks, die sogenannten „Traumas", als nicht verwunden bezeichnet, die deshalb die Fähigkeit haben, wieder an die Oberfläche des Bewußtseins zu gelangen. (Wiederholungszwang.) Die Ursache liegt, so betrachtet, in einem Ereignis, d. h. in einem kausalen Komponenten. Wir deuten nur an, daß Freud den erwähnten Zwang zur Wiederholung auf eine, in jedem Lebewesen vorhandene regressive Tendenz, zuletzt auf den Todestrieb zurückführt.

Erwähnenswert ist noch, daß wir im gegebenen Falle von dem Gesichtspunkt der Psychoanalyse aus zugleich einem „Straftraum" gegenüberstehen. Die Träumende wiederholt nämlich nicht nur die geschehene Tatsache, sondern erteilt sich in dem zweiten Teile des Traumes auch eine entsprechende Strafe. Der Grund hiefür liegt darin, daß in einer Person, die irgendeine, mit ihrer Moral in Widerspruch stehende Handlung ausübt, infolgedessen ein „Strafbedürfnis" weiterlebt, und die Befriedigung desselben ist die Strafe im Traume.

Somit haben wir die Untersuchung des Traumes auf psychoanalytischer Grundlage beendet. Und nun wollen wir prüfen, ob wir im Traume nicht noch etwas Erwähnenswertes finden könnten.

Wenn wir das tun, fällt uns vor allem auf, daß im Traume die geschehene Tatsache überaus entblößt, von den Begleiterscheinungen zu beraubt vorkommt. In der Wirklichkeit müßten wir nämlich außer der bloßen Tatsache des Abortus viele andere Momente erwähnen, und zwar auch solche, die *Milderungsumstände* genannt zu werden pflegen. Wir haben z. B. erwähnt, daß der Abortus auf Grund amtlicher Zeugnisse veranlaßt wurde, laut welcher Margit zu schwach zum Gebären gefunden wurde. Dieser Umstand wäre sehr geeignet gewesen, in ihr das Verantwortungsgefühl zu vermindern, und die ganze Last auf die Ärzte zu wälzen: sie haben das Zeugnis ausgestellt, sie mußten wissen, was sie taten. Wer weiß, vielleicht hätte sie tatsächlich das Gebären nicht ertragen.

Ein anderer Umstand, welcher bei Beurteilung der Angelegenheit von jedem Gericht in Betracht gezogen worden wäre, ist die Rolle F.s. Hätte er nicht darauf bestanden, hätte sie sich infolge ihrer Unbeholfenheit und Passivität niemals zum Abortus entschließen können. Der Mann war derjenige, der sowohl in offener, als in verhüllter Form die entschiedenste Pression auf sie ausübte.

Im Traum weist jedoch kein einziges Anzeichen auf diese Milderungsumstände hin. Das ist aus dem Grunde beachtenswert, weil er mit der ökonomischen Natur des Menschen in Widerspruch steht. Dieser wäre es entsprechender, wenn die Träumende die Milderungsumstände zur eigenen Entlastung hervorheben und betonen würde.

Unsere zweite Beobachtung ist, daß der Traum nicht nur die Milderungsumstände unterläßt, sondern noch bestrebt ist, die „Sünde" zu vergrößern. Die „Sünde" ist nämlich in Wirklichkeit nur ein Abortus, im Traum der gewaltsame Tod eines Kindes. Außerdem stirbt der Säugling im Traum nicht einen einfachen Tod, sondern wird lebendig verbrannt. Solche Gewissensbisse jedoch, daß für den Embryo der Abortus mit Qualen verbunden wäre, kann kaum jemand haben. Und wenn bei Wieder-

holung des Abortus der Traum den Säugling dennoch in einem oberhalb des Feuers glühenden Käfig ringen läßt, demselben Schmerzen und Todesqualen zuschreibt, kann dies kaum als etwas anderes betrachtet werden, als eine tendenziöse Übertreibung des Vorfalles.

Die Frage wird durch unsere dritte Wahrnehmung entschieden, daß nämlich der Traum noch eine weitere Unwahrheit enthält. Diese weitere Übertreibung erkennen wir dann, wenn wir die logische Verbindung zwischen den zwei Teilen des Traumes prüfen. Diese zwei Teile, d. h. 1. die Prostituierte abortiert, 2. sie wird deswegen auf die Straße gelangen, sind nicht in unmittelbarem Zusammenhang miteinander. Man kann nämlich nicht sagen, daß die Prostituierte deshalb auf die Straße gelangen wird, weil sie abortierte, und sie käme nicht dorthin, wenn sie nicht abortiert hätte. Die beiden Teile kommen durch denjenigen Gedanken miteinander in ein Kausalverhältnis, daß, wenn das Kind auf die Welt gekommen wäre, der Vater Margit vielleicht geheiratet hätte, und sie so die Straße vermieden hätte. Der ganze Gedankengang des Traumes ist daher der folgende: 1. Die Prostituierte abortierte, 2. F. hat sie deshalb nicht geheiratet, 3. aus diesem Grunde wird sie auf die Straße gelangen.

Die Übertreibung liegt darin, daß zwischen den Punkten 1 und 2 der Zusammenhang falsch ist. Die wirkliche Situation ist diejenige, daß der erwähnte Architekt unter keinen Umständen die Prostituierte geheiratet hätte, nicht einmal dann, wenn das Kind geboren worden wäre. Die Möglichkeit der Heirat war für Margit niemals vorhanden, man kann also nicht sagen, daß diese Möglichkeit zufolge des Abortus verloren ging.

Diese letztere Tatsache ist die größte Übertreibung. Die Außerachtlassung der Milderungsumstände und die Ersetzung Abortus-Kindesmord könnte eventuell auch aus der Natur des Traummechanismus hervorgehen. Wenn jedoch der Traum der Folge dieser Tatsache auch zuschreibt, daß die Träumende nicht heiraten kann und deshalb auf die Straße gelangen wird, so erhöht dies die Bedeutung des Traumes in solchem Maße, daß das schon kein Zufall mehr sein kann. Wenn daher der Traum den Abortus, als das Wegwerfen einer Lebensmöglichkeit darstellt, kann dies nur ein Erfolg der Tendenz sein, welche die Sünde, man weiß nicht, aus welchem Grunde, in einem viel düsteren Licht erscheinen läßt, als die Wirklichkeit.

Die Frage ist also, welchen Sinn das beschriebene Phänomen haben kann. Die Tatsache der Übertreibungen steht in vollständigem Widerspruch mit unserer ökonomischen Natur. Wenn wir nämlich auch voraussetzen, daß in unserem Unbewußten für jedes Vergehen in nicht ermäßigter Größe ein „Strafbedürfnis" weiterlebt, ist es doch nicht wahrscheinlich, daß wir unsere Sünden noch übertreiben, und für sie eine je größere Strafe bemessen wollten.

Die Antwort zu suchen wäre noch viel zu früh, nachdem wir auch den anderen Teil des Traumes, ähnlich wie bisher, einer gründlichen Untersuchung zu unterwerfen haben. Soviel ist allenfalls schon aus dem bisherigen ersichtlich, daß im Traume auch außer der Aufklärung der Symbole noch beachtenswerte Erscheinungen reichlich vorhanden sind.

Der zweite Teil des Traumes lautet wörtlich folgendermaßen: „Margits Hausfrau erscheint und fordert sie auf, die Wohnung unverzüglich zu verlassen, da sie den Mietzins für ihr Zimmer nicht bezahlen kann." Da in diesem Teil von der Zukunft die Rede ist, wird er mit der Wirklichkeit schwerer zu vergleichen sein, als der erste Teil. Wenn wir jedoch untersuchen, was für einer Zukunft Margit voraussichtlich entgegengeht, so werden wir finden, daß die geträumte Strafe beiläufig mit der Realität übereinstimmen kann. Mit der Prostitution kann man nur eine gewisse Zeit lang Geld verdienen, demnach auf die altgewordene Prostituierte sozusagen ohne Ausnahme das Elend und der frühe Tod wartet. Und wenn der Traum dies in der Weise zum Ausdruck bringt, daß auch Margit einmal den Zins ihres Zimmers nicht bezahlen können und daher auf die Straße gelangen wird, so ist damit die Wirklichkeit mit prägnanter Kürze, unbarmherzig treffend, geschildert.

Und dies können wir wieder nicht als ordnungsgemäß annehmen. Den Traum haben wir nämlich auf Grund der Psychoanalyse als einen „Straftraum" aufgefaßt, dessen erster Teil die „Sünde", und der jetzt zitierte zweite Teil die Strafe ist. Wenn jedoch der zweite Teil das Bild einer in der Wirklichkeit auf jedem Fall eintretenden Lage darstellt, so ist diese Auffassung nicht haltbar. Durch die Strafe kann nämlich nur eine solche Lage geschaffen werden, die nur im Straffalle eintreten würde. Und wenn jemand sich zu einer solchen verurteilt, die ohnehin eintreffen wird, so ist das kein Bedürfnis, sondern ein Zwang zur Strafe.

Auf diese Weise kann die Einstellung, daß bei der Prostituierten infolge des Abortus ein „Strafbedürfnis" weiterlebt, und die Befriedigung desselben die im Traume aufgetretene Angst und die auferlegte Strafe ist, nicht standhalten. Wir sehen ja, daß Margit zufolge ihres Schicksals dazu verurteilt ist, auf die Straße zu gelangen. Nicht deshalb, weil sie eine Sünde begangen hat, sondern einfach aus dem Grunde, weil — ob sie will oder nicht — dies ihr Schicksal ist. Und wenn sie mit Angstgefühl und Schrecken erwacht, ist dies von reellen Qualen erweckte Angst, und nicht die Befriedigung unterdrückter Sündenerkenntnis. Wir müssen daher feststellen, daß im Traume nicht eine „Sünde-Sühne", sondern nur ein Kausalverhältnis niedergelegt ist, eine einfache Mitteilung dessen, daß auf die Träumende, nachdem sie abortierte, voraussichtlich die Straße wartet. Die Unterfärbung dieser Tatsachenmitteilung mit Strafbedürfnis-Gefühlen müssen wir verneinen.

Es muß aber weiters betont werden, daß der Traum einen falschen Tatbestand mitteilt. Wir haben schon Gelegenheit gehabt, zu beweisen, daß Margit *nicht* des Abortus halber der Heirat verlustig wurde, also nicht wegen des Abortus auf die Straße gesetzt wird, wie es der Traum zeigt.

Um feststellen zu können, warum der Traum den Abortus und das auf die Straße-Gelangen fälschlich miteinander in ein Kausalverhältnis bringt, wollen wir die tatsächlichen Kausalverhältnisse rekonstruieren. Wir supponieren nämlich, daß der Grund des falschen Kausalverhältnisses dort zu suchen ist, daß dieser Zusammenhang der Träumenden genehmer wäre, als die Verbindung der wahren Ursachen und Folgen.

Die zwei Teile des Traumes sind zwei selbständige Tatsachen, von welchen jede einen wahren Grund und eine wahre Folge hat. Den Grund für den Abortus gab die Notwendigkeit ab, daß das Kind nicht auf die Welt komme, einmal, weil der Mann dies nicht wolle, zum anderenmal, weil die Erziehung desselben für Margit zu schwere Sorgen bedeutet hätte. Als Folge dieser Tatsache ist das Kind wirklich nicht auf die Welt gekommen.

Der wahre Grund dafür, daß die Prostituierte auf die Straße gelangt, liegt darin, daß als das Mädchen zwischen der Fabriksarbeit und der Prostitution wählen konnte, sie die letztere gewählt hat. In der Wirklichkeit war dieser Schritt daran Schuld, daß die Möglichkeit einer Heirat für sie verloren ging, weshalb sie schließlich auf die Straße geraten wird. Statt dem im Traum niedergelegten falschen Kausalverhältnis stehen wir in der Wirklichkeit daher zwei separaten Kausalverhältnissen gegenüber, welche in schematischer Aufstellung die folgenden sind:

Grund:	Folge:
Die Prostituierte abortiert	deshalb kommt das Kind nicht auf die Welt.
Das Mädchen wird eine Prostituierte,	deshalb wird sie auf die Straße geraten.

Von den zwei Kausalverhältnissen ist bei einem der Grund, bei dem anderen die Folge weggelassen, und die frei gebliebenen Elemente verbindend, entsteht die Einstellung im Traume:

Grund:	Folge:
Die Prostituierte abortierte,	deshalb wird sie auf die Straße geraten.

Der Aufgabe entsprechend, müssen wir diejenigen Elemente prüfen, welche durch die Verbindung der zwei selbständigen Gründe und Folgen weggeblieben sind, weiters, inwieferne die neue Zusammenstellung eine günstigere Lage schafft, als es die tatsächliche Situation war. Diese Untersuchung können wir in zwei Kombinationen durchführen:

I. Grund:		(die wahre Folge)
Die Prostituierte abortierte,	deshalb	kommt das Kind nicht auf die Welt
		gerät sie auf die Straße
		(Folge im Traum).

Das ist diejenige Kombination, bei welcher wir das „Trauma“ als fixen Punkt betrachten, und prüfen, warum wohl die wirkliche Folge mit derjenigen im Traume sich ersetzte. Was ist der Sinn des Weglassens der wahren Folge, nämlich, daß das Kind nicht auf die Welt kommt, und dadurch Margit von den Sorgen der Erziehung befreit wird? Dies stimmt mit der schon vollauf behandelten Tendenz überein, laut welcher der Traum den Abortus in düsterem Licht, als die Wirklichkeit darzustellen bestrebt ist, und auf diese Art jeden solchen Umstand wegläßt, welcher die Nützlichkeit desselben dokumentieren würde. Warum tritt an dessen Stelle die Folgerung, daß auf die Träumende die Straße wartet? Diese Frage ist das Problem selbst, wie es in dem ersten Teil des Traumes auftaucht. Diese Kombination bedeutet daher überhaupt keine Lösung, weil wir in derselben gerade jene Frage gegenüberstellen, welche der Lösung harrt.

Obige Feststellungen sind beachtenswert. Wir müssen betonen, daß die Frage nicht durch diejenige Kombination gelöst werden wird, bei welcher wir das „Trauma“ als fixen Punkt betrachten, sondern vielmehr durch folgende zweite Kombination:

II. Folge:

(wirkl. Grund) sie eine Prostituierte wurde,

die Prostituierte gerät auf die Straße, weil

(Grund im Traume) sie abortierte,

bei welcher der Ausgangspunkt die *Folge* im Traume ist und wir müssen prüfen, warum der wahre Grund dieser Tatsache fälschlich durch das „Trauma“ ersetzt wird. Dies bedeutet nämlich, daß, welche Antwort wir immer auf die gestellte Frage erhalten mögen, die aufgetauchten Probleme bereits gelöst sind. Die Feststellung, daß die zweite Kombination die Lösung erteilen muß, da die erste Kombination die Frage nicht gelöst hat und kein anderer Fall möglich ist, weist im Vorhergegangenen auf einen solchen Fehler hin, welcher zweifellos sämtliche Irrtümer und Widersprüche verursachte, die im Traume zu finden waren. Bisher sind wir nämlich auf Grund der Psychoanalyse von derjenigen Kombination ausgegangen, bei welcher wir die im Leben der Kranken vorgekommenen Schocks als fixen Punkt betrachteten, und von hier ausgehend, die Krankheiten ableiteten. Die zweite Kombination deutet jedoch darauf hin, daß die Gedankenfolge des Traumes nicht von dem „Trauma“, sondern von dem zweiten Teil, der sog. „Sühne“ ausgeht. Nicht das bedeutet den fixen Punkt, daß die Prostituierte abortierte, sondern die Tatsache, daß sie auf die Straße gerät. Der Ausgangspunkt ist nicht darin zu suchen, daß wir Erschütterungen in der Vergangenheit begegneten, sondern welche unvermeidliche Gefahren uns in der Zukunft bedrohen. Wir sind nicht an die Vergangenheit gefesselt, sondern wir haben Angst vor der Zukunft.

Nach all dem prüfen wir die gestellte Frage. Welchen Sinn hat es, daß der Traum den wahren Grund des auf die Straßegelangens mit dem Abortus ersetzt? Wir müssen vielleicht die Frage dort angreifen, daß in der Wirklichkeit die Prostituierte selbst an ihrem Schicksal schuld ist, sie hat ihr Los selbst gewählt. Als sie diesen Beruf ergriff, hätte sie eher überlegen sollen, wohin dieser Weg führt. Gegenüber dem wahren Grunde, an dem die Träumende selbst Schuld trägt, ist der ersetzende falsche Grund eine Tatsache, welche sie erlebte. Daran ist sie nicht so sehr schuld, als an der ersteren. Der Abortus ist daher nicht so sehr eine Sünde, vielleicht mehr ein Sündenbock, welcher für das Schicksal der Träumenden die Verantwortung trägt.

Denjenigen Hergang daher, dessen Endresultat die Gestaltung des Traumes ist, müssen wir nicht in der Weise rekonstruieren, daß in der Träumenden infolge einer Sünde ein „Strafbedürfnis“ weiterlebt und die Befriedigung desselben die Strafe im Traume ist. Sondern ein Mensch, dessen Zukunft eine solche ist, als wenn sie die Strafe für ein großes Verbrechen wäre, greift in seine Vergangenheit zurück, wählt von dort eine Tatsache, welche er dann als Grund der Strafe, also als Sünde, einstellt. Die Prostituierte wird von Angst und Entsetzen gepeinigt wegen ihrer

Zukunft. Was wird sie machen, wenn sie älter wird? Und wenn sie auch keine Lösung auf diese Frage findet, ist sie bemüht, wenigstens die Verantwortung für dieses Schicksal von sich abzuwälzen. Das Wiederwachrufen des Abortus wird also nicht durch einen „Wiederholungszwang" verursacht, sondern auf das in Rede stehende Faktum wird eine Beschuldigung überladen, und diese Beschuldigung wiederholt mit einer zielbewußten Absicht jede neue Erinnerung an das „Trauma". Deshalb, nur deshalb, werde ich auf die Straße geraten, behauptet der Traum, nur der Abortus hätte nicht geschehen dürfen, dann könnte ich ein ganz anderer, glücklicher, zufriedener Mensch sein.

Versuchen wir im Besitze dieser Lösung die aufgetauchten Probleme durchzugehen. Warum ist es notwendig, das „Trauma" zu übertreiben? Weil diese Tatsache als Ursache für die im Traume manifeste Folge nur künstlich unterschoben wurde. So, wie es in Wirklichkeit geschah, wäre er als Ursache des auf die Straße-Geratens viel zu geringfügig gewesen. Nur bei Weglassung der Milderungsumstände, bei entsprechender Ausmalung und bei Einstellung falscher Folgerungen kann er Ursache für die „Strafe" werden. — Wir sahen weiters, daß in dem ersten Teil des Traumes sich leicht Gelegenheit geboten hätte, die „Sünde" zu überwälzen. Warum ist das nicht geschehen? Weil der Traum nicht die „Sünde" überwälzen will, sondern die „Strafe", und dazu ist nicht nur die unverminderte, sondern die übertriebene schwere Sünde notwendig.

Es bleibt uns noch übrig, das gewonnene Ergebnis mit der Auffassung der Individualpsychologie zu vergleichen. Die bezügliche Auffassung der Individualpsychologie enthält der erste Punkt der Traumtheorie *Alfred Adlers*, und zwar in der Formulierung, daß „der Traum auf dem Wege zu einem Selbstbetrug gelegen ist, der nötig ist, damit der Träumer sein gegenwertiges Problem nicht entlang der Logik und Realität zu lösen versucht, sondern entsprechend seinem Ziel der Überlegenheit".

Es ist auf den ersten Blick klar, daß unser Ergebnis mit diesem völlig übereinstimmt. Man könnte nur noch bemerken, daß wir in unserem Falle die Abwehrversuche eines mit Existenzgefahr kämpfenden Menschen sahen, wofür sich auch ein zutreffenderer Ausdruck, als Überlegenheitsstreben, finden ließe. Aber geradeso, wie wir in der Tendenz des sog. „Lustprinzips" nicht allein das Streben nach Lust, sondern auch das Ausweichen vor Qualen sehen, so hat auch das Überlegenheitsstreben zwei Seiten: das eigentliche Überlegenheitsstreben und den Vorsatz, Erniedrigungen zu vermeiden. In dem erwähnten Traum zeigt sich auch klar dieselbe Tendenz, welche *Adler* als Überlegenheitsstreben formuliert, nur in einer andern, der Lage angepaßten Form.

Daß der Traum falsche Tatsachen, der dem Träumenden drohenden Gefahr einstellt, also „Verantwortungs-Übertragen" macht, ist eine spezifische Form des Arrangierens. In welcher Form das Arrangieren geschieht, ist theoretisch belanglos. Praktisch hat die von uns angeführte Form Bedeutung, denn wir beweisen, daß die sog. „traumatische Regression", der „Wiederholungszwang" usw. nur eine Arrangierungsform ist, haben wir eine irrige Ansicht der Psychoanalyse widerlegt.

Nach obigen Ausführungen wird es vielleicht nicht uninteressant sein, noch einen Traum gleichen Inhaltes anzuführen, welchen die betreffende Prostituierte etwa eine Woche später träumte. Dieser zweite Traum ist der folgende:

Die Träumende geht mit dem öfter erwähnten Architekten heim in das Haus ihrer Mutter. F. ist nicht in seinem eigenen gewöhnlichen Anzug, sondern in Frauenkleidern. Ihrer Mutter gefällt der Architekt nicht, und als sie beide erblickt, fragt sie: Dieser ist nun der feine Mann, dem du soviel nachgelaufen bist? — Unter dem Ofen kriechen kleine Katzen hervor. Sie nimmt eine in die Hand, und da bemerkt sie, daß es keine Katze, sondern ein Hündchen ist.

In Verbindung mit dem Traum erwähnen wir, daß Margit aus dem Elternhause wegen ihrer Lebensweise verstoßen worden ist. Die zwei jüngeren Schwestern, die in irgendeiner Fabrik anständige Arbeiterinnen sind, verleugnen sie, wenn von ihr die Rede ist. Sie kann daher nur dann nach Hause gehen, wenn sie in irgendeiner Weise, z. B. durch eine gute Heirat, die Vergangenheit gutmachen könnte. Andererseits möchte sie ihren Liebhaber zweifellos nur dann ihren Angehörigen vorstellen, wenn er sie heiraten würde. Es ist noch fraglich, warum F. in Frauenkleidern ist, obwohl dies vom Gesichtspunkte des behandelten Problems von keiner zu großen Bedeutung ist. Den Mann in Frauenkleidern kann man vielleicht für die Träumende selbst halten, wie sie die Nachricht ihrer Heirat mit F. nach Hause bringt.

Unter dem Ofen kriechen aber kleine Katzen hervor, und als sie eine in die Hand nimmt, bemerkt sie, daß es keine kleine Katze, sondern ein kleiner Hund ist. Was kann dies bedeuten? Daß sie die hervorkriechenden Dinger zuerst für kleine Katzen, dann als kleine Hunde ansieht, weil sie nicht erkannt, daß das, was sie in der Hand hält, ein Embryo ist. (Hier müssen wir darauf achten, daß die kleinen Hunde in ihrer Eckigkeit vielmehr einem Embryo gleichen, als die kleinen Katzen mit ihrem runden Kopf und Rumpf. Weiters läßt das Hervorkriechen unter dem Ofen auf den Akt des Gebärens erinnern.)

D. h. das Vorherige zusammengefaßt, ist der erste Teil des Traumes eine Wunscherfüllung: es wäre gut nach Hause zu gehen, und gut, wenn der Architekt sie heiraten würde. Dazwischen kam jedoch der Abortus und deshalb ist sie nicht F.-s Frau, sondern seine verlassene Geliebte. Aus diesem Grunde kann sie jetzt nicht mehr nach Hause gehen, und wenn sie auch ginge, möchte ihre Mutter sie nur mit Schimpf empfangen (die Unzufriedenheit mit F. betrifft laut obigem sie selbst, annähernd in dieser Form): Du bist mir eine Feine, bist immer den Männern genug nachgelaufen.

Wenn wir als Ausgangspunkt der Erklärung den Abortus annehmen würden, müßten wir ebenso, wie im anderen Traum, die tendenziöse, unwahre Einstellung desselben konstatieren. F. heiratet die Prostituierte deshalb nicht, weil sie abortierte, und ebenso wird sie nicht darum vom Hause verstoßen. Die richtige Lösung ist, daß Margit vorerst der Ausstoßung teilhaftig würde, mit der Folge, daß ihre Schwestern sie verleugnen. Dann wird der Abortus herangezogen, sie stellt denselben für alles als Sündenbock hin und überwälzt auf denselben die ganze Verantwortung für ihr Schicksal.

Es bliebe uns noch übrig, die angeführten Beispiele weiterzuanalysieren, bis wir auch zum zweiten Punkte der individualpsychologischen Traumtheorie gelangen. Wir müßten nämlich die Frage beantworten, welchen Sinn es hat, daß Träume in gewissen Situationen einen wohlaufgebauten Schutz konstruieren, wo doch der Träumende selber diese Träume nicht versteht, also auch die darin erhaltene Verteidigung nicht. Für diesbezügliche Erörterungen können wir aber im Rahmen dieses Artikels keinen Raum finden. Vorläufig geben wir uns mit den bisherigen Ergebnisesn zufrieden, und zur Besprechung der jetzt erwähnten Probleme werden wir ein andermal Mittel und Wege finden.

Wie individualpsychologische Artikel richtig zu lesen wären.

Von FERDINAND BIRNBAUM (Wien).

Die Individualpsychologie will dem Erzieher bei der Erziehung dadurch helfen, daß sie ihm das Verständnis des Kindes erleichtert. Wie jede Wissenschaft, die ins Praktische, wohl gar ins Künstlerische zielt, kann sie dem Jünger nur ein „eisernes Netzwerk" zur Verfügung stellen. Sie kann Gesichtspunkte geben, Modelle herausarbeiten, aber nicht mehr. Wenn einer, der unsere Arbeit nicht in ihrer Lebendigkeit kennt, individualpsychologische Deutungen und Anweisungen zu Gesicht bekommt, so ist er leicht versucht, unsere Deutung für allzu pessimistisch und unsere Vorschläge für allzu optimistisch zu halten. Unsere Deutungen zielen immer darauf hin, Entmutigungsstellen aufzuzeigen, und unsere Vorschläge müssen sich damit begnügen, statt eines Tonfilmes voller Leben ein armseliges technologisches Gerüst darzubieten. Was die Deutungen betrifft, so wäre zu bedenken, daß die Individualpsychologie ja darauf ausgeht, die Tendenzen bloßzulegen, welche die einzelnen tendenziösen Apperzeptionen bestimmen; diese Tendenzen sind aber ihrer Natur nach darauf gerichtet, Hindernisse, Hemmungen, gefühlte Minderwertigkeiten hinwegzuräumen — sei es in der Realität, sei es in der Fiktion. Diese Wegräumungsarbeit in ihrer „Poesie" zu zeigen, kann Aufgabe der Dichtung, aber nicht Aufgabe der Wissenschaft sein. Jedenfalls wird sich der Leser immer darüber klar werden müssen, daß er nicht mit den Augen des Ästheten sehen solle. So sähe er freilich nur Grau in Grau. Mit den Augen des Wissenschaftlers ergibt sich ein anderes: das „individuelle Gesetz" in der Bewegungslinie des Menschen, in der Aufeinanderfolge seiner Stellungnahmen.

Es gibt indes noch ein anderes Bedenken. Einige wundern sich über die Fixigkeit, mit der innerhalb unserer Mauern aus einigen wenigen Anzeichen Charakteranalysen entwickelt werden. Es ist wahr: die Individualpsychologie hat unter den charakterologischen Systemen etwas Holzschnittartiges. Aber das erscheint uns weniger ein Mangel, denn ein Vorzug zu sein. Wir wissen, daß wir die entscheidenden Kriterien in der Hand haben, Wesentliches von Unwesentlichem zu scheiden. Allerdings bescheiden wir

uns damit nicht, sondern sind ständig bemüht, neue Beobachtungen zu machen und durch sie die Skizze auszubauen. Es kommt dabei auch vor, daß wir den Grundriß korrigieren müssen. Daß es nicht oft nötig ist, können wir unserer Wissenschaft nicht gerade als Mangel ankreiden. Es war vielleicht nötig, dies einmal zu sagen. Trotz alledem könnte man es für nützlich halten, wenn die Autoren doch auch einen kleinen Strahl auf das Wunderbare in jeder Seele fallen ließen: auf die kaum erfaßbare Stärke der menschlichen Seele, die trotz vieler Irrgänge doch im allgemeinen gleich Goethes Faust den Weg über die Gemeinschaft zu ihrem Urquell, nie ganz aus dem Sinne verliert. Wenn der Arzt mit den Widerstandskräften des Körpers rechnet, so müssen auch wir den Widerstandskräften vertrauen, die in uns allen lebendig sind; und es wäre auch gut, dies auszusprechen. Und so ist unvermerkt aus einer Bemerkung zur Lektüre eine andere Bemerkung zur Darstellung herausgeboren worden: beides gilt uns allen.

Schüleraufsätze als Material für die Schülercharakterkunde.

Von Dr. WALTHER SCHUSTER (Aussig).

I.

Zu diesem Thema sind in dieser Zeitschrift früher schon Aufsätze veröffentlicht worden[1]). Ich hebe besonders den von *Regine Seidler* hervor. Dort wird an der Hand mehrerer Aufsätze *eines* Mädchens versucht, dessen Lebensstil aufzudecken. Das Mädchen war 12 Jahre alt und Schülerin der 3. Klasse einer Hauptschule. Seine Aufsätze stammen aus der 1., 2. und 3. Klasse.

Die hier behandelten 25 Aufsätze stammen aus einem 1. Jahrgang einer deutschen Handelsakademie in der Tschechoslowakei. Sie sind das Ergebnis der ersten deutschen Schularbeit, welche 4 Wochen nach Schulbeginn war. Wir Lehrer konnten also zu diesem Zeitpunkt weder von einzelnen Schülern, noch von der Klasse als Ganzem ein Charakterbild haben. Um dafür Material unterbreiten zu können, habe ich die Themen der Arbeit so gewählt, daß auf alle Fälle möglichst unzweideutige Schüleraussagen zustande kommen.

Ich will also mit meiner Darstellung zu zeigen versuchen, wie gut sich solche Aufsätze gerade bei Schulanfang dazu eignen, bald zu einem richtigen Verständnis der einzelnen Schülerpersönlichkeiten zu kommen und so Erziehungsfehlern vorzubeugen.

Die meisten Schüler stammen aus den Kreisen des ärmeren Mittelstandes. Sie sind durchschnittlich 14—16 Jahre alt. Sie kommen von der Bürgerschule (3. oder 4. Jg.) und von der Untermittelschule (Gymnasium,

---

[1]) IX, 3: *O. Spiel*, Die pädagogische Beratungsstunde in der Schule. — *M. Langer*, Das Kind im Spital (Kinderbriefe).
X, 4: *R. Seidler*, Der Schüleraufsatz als Ausdruck der kindlichen Persönlichkeit.

Realschule). Bis auf zwei Tschechen sind alle deutscher Volkszugehörigkeit. Die ehemaligen Bürgerschüler haben durchwegs sehr gute Zeugnisse, die anderen minder gute. In der Klasse sind 9 Mädchen. Alle Schüler sind in den letzten Kriegs- oder in den ersten Nachkriegsjahren geboren. Ihre Kindheit fällt also in eine wirtschaftlich und sozial sehr ungünstige Zeit.

Bei der ersten Schularbeit wurden folgende Themen gestellt:

1. Als ich das erstemal in die Schule ging.
2. Meine Lieblingsspiele.
3. Wenn ich zaubern könnte.

Die Themen wurden zu Beginn der Stunde an die Tafel geschrieben. Die Schüler konnten ganz frei wählen. Ich gab keinerlei Erklärung dazu. Die Schüler konnten also ohne jeden Einfluß von außen ganz hemmungslos schreiben.

Das erste Thema wählten 14 (8 Mädchen), das zweite 6 (1 Mädchen), das dritte wählten bloß 5 Jungen. Das müssen wir auch schon beachten. Die freie Wahl des Themas entspricht offensichtlich der Charakteranlage. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß der Gegenstand des gewählten Themas irgendwie mit den Leitlinien des Schülers verhaftet ist. Daß mehr als die Hälfte der Schüler (unter ihnen fast alle Mädchen) das erste Thema gewählt haben, zeigt schon an, daß der erste Schulgang ein die bisherige Lebenslage erschütterndes Ereignis gewesen sein muß, besonders bei den Mädchen. Erinnerungen sind ebenso wie alle anderen Tatsachen des subjektiven und objektiven Lebens Material der Charaktergestaltung. Also kann man aus Erinnerungen mit ziemlicher Sicherheit auf die charakteristische Struktur und das charakterliche Kräftearrangement schließen, wobei der Inhalt und die Intensität der Erinnerungen gleich wichtig erscheinen.

Was können wir von den einzelnen Themen für die Charakterkunde erwarten?

1. Thema: Erfahrungsgemäß bedeutet der Eintritt in die Schule für das Kind eine Erschütterung, die sich meistens in einer ablehnenden Aufregung äußert. In den seltensten Fällen vollzieht sich dieser Übertritt aus dem Familienmilieu in das Schulleben ganz klaglos. Weinen, Schreien und andere Erpressungsversuche bis zu nervösen Störungen (Erbrechen, Verdauungsschwierigkeiten) sind keine seltenen Erscheinungen. Solche Kinder fürchten sich vor der neuen Situation, weil es ihnen bis dorthin zu gut gegangen war.

Wir werden also aus diesen Aufsätzen etwas darüber erfahren, ob das Kind in seinem 6. Lebensjahre verwöhnt war. Je stärker die Abschiedsstimmung vor dem 1. Schulgang zum Ausdruck kommen wird, je länger der Schüler bei der Schilderung einer Begebenheit verweilen wird, für umso verwöhnter können wir ihn halten. Zugleich aber werden wir fallweise ersehen können, wo die Quellen dieser Verwöhnung zu suchen sind. Beides ist für uns wichtig. Die doch mehr unbewußte Auswahl der Erinnerungen (Assoziation) und die mehr oder weniger bewegte Wiedergabe werden für die heutige Situation des Schülers von Bedeutung sein.

Methodisch hat dieses Thema auch seinen Vorteil: Schüler packen sehr gerne Kindheitserinnerungen aus. Wenn es geht, werden sie auch über-

treiben. Das wird uns bedeuten, daß der Schüler prahlen will (Geltungsstreben). Er wird viel weniger sprachliche Hemmungen haben als bei einem Thema, das seinem Lebens- und Interessenkreis weniger nahe liegt. Gerade im Anfang eines Schuljahrs kann ein solches Thema sehr nützlich für die Lehrer sein, weil auch ein verschlossener Schüler, der später vielleicht charakterlich nur schwer bestimmbar wäre, warm wird und ein bißchen aus sich heraustritt. Durch ein solches Thema wird also die sprachliche Aktivität angeregt, für den Individualpsychologen ergibt sich obendrein noch wertvolles Material für die Schülercharakteristik.

2. Thema: Die Verhaltungsweisen beim Spiel sind sehr wichtig. Es wird für den Schüler charakteristisch sein, ob er allein lieber spielt als mit anderen. Daraus können wir auf sein Gemeinschaftsgefühl schließen. Wir werden dabei aber auch beachten müssen, aus welchen Gründen, zu welchen Zwecken er lieber mit anderen spielt. Nicht ohne weiteres können wir daraus auf tatsächliches Gemeinschaftsbewußtsein schließen, denn es ist auch möglich, daß ein Kind nur deshalb lieber mit anderen spielt, um zu zeigen, was es kann, um zu glänzen *vor* den anderen. Dann braucht es die anderen nur als Staffage. Wichtig wird es auch sein, ob es beim Spiel produktiv ist, ob es schöpferische Einfälle hat, ob es sachlich oder ichhaft spielt, ob Farben oder Gesichtsempfindungen etwa eine besondere Rolle spielen (visueller Typ) oder auch andere Sinnesempfindungen. Ebenso wird zu beachten sein, was für andere Erinnerungen sich mit den Spielerinnerungen und Spielerlebnissen verbinden (Assoziationen), ob das Kind „verspielt" ist, ob es mit seinesgleichen oder mit älteren Menschen spielt usw. (das Spiel mit älteren Menschen ist in den seltensten Fällen sachlich, weil diese sich zum Kinde nicht richtig zu benehmen wissen, es zuviel dabei in den Mittelpunkt stellen, seinem Spiel zuviel Bedeutung zumessen, sodaß es nur mit Rücksicht auf Lob oder Tadel spielt).

3. Thema: Was dem Schüler nicht gefällt, wird er vor allem verzaubern wollen. Es werden also die Bereiche seiner Minderwertigkeitsgefühle und seines Geltungsstrebens offenbar werden, ebenso ihre Ursachen. Vielleicht ist überhaupt aus der einfachen Tatsache, daß er dieses Thema gewählt hat, darauf zu schließen, daß der Schüler immer auf der Flucht ist, denn sonst läge ihm der Wunsch, zaubern zu können, nicht so nahe.

Für den Pädagogen ist aber mit der psychologischen Charakteristik der einzelnen Schüler nicht mehr getan, als daß er jetzt einige Anhaltspunkte für seine Arbeit hat. Ich will es deshalb auch versuchen zu zeigen, in welcher Richtung die pädagogischen Maßnahmen sich werden bewegen müssen, um nicht fehlzuschlagen. Ein sehr wichtiges Moment aber bleibt für den Abschluß der Arbeit vorbehalten: wir haben es mit einer ganzen Klasse zu tun, deren Eigenart sich aus dem Zusammenwirken der einzelnen Elemente ergibt. Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß „die Klasse" selbst auch wieder gestaltend auf den Einzelcharakter einwirkt, meistens sogar so, daß der einzelne Schüler in der Masse seiner Mitschüler ganz *anders* denkt als sonst.

Als Abschluß der Arbeit will ich deshalb ein Charakterbild der ganzen Klasse geben, wie es aus den einzelnen Aufsätzen erschließbar ist, will versuchen, den Klassengeist daraus zu konstruieren und ihn als gestaltetes

„Gleichseinwollen" in seiner Bedeutung für die einzelnen Schülertypen vorführen. Erfahrungsgemäß verschwinden auch die Besten einer Klasse, die Anständigsten vor der Gewalt der „Masse der Minderwertigen". So ist es noch nie dagewesen, daß wenige wirklich gute Schüler (vor allem charakterlich einwandfreie) in einer Klasse mit überwiegend minderwertigen Schülern „Führer" gewesen wären, es sei denn, man hätte ihre Position dazu ausgenutzt, daß sie den Lehrern gegenüber die Wünsche der Klasse zu verdolmetschen hatten. Das bedeutet aber, daß die „Minderwertigen" ihn doch nur für ihre Geltungsbedürfnisse mißbraucht haben. Dadurch, daß er das Werkzeug dieser Schülermasse geworden ist, hat er sich ihnen unterstellt. Die Minderwertigen haben also als „Klasse" die unumschränkte Herrschaft. So fassen Schüler auch meistens den Begriff des „Klassenbewußtseins", des „Klassengeistes" auf. Eine ganze Klasse kann sich über ein Geschehnis fürchterlich aufregen, wenn auch einzelne ganz andere „Privatmeinungen" haben. Wenn ein Schüler etwas angestellt hat, wird er meistens von der ganzen Klasse gedeckt (wenn er dessen als „würdig" erachtet wird), mögen einzelne Schüler diese Tat auch noch so sehr verwerfen. Deshalb kann die Masse der Klasse nur dann auf ein anderes Niveau gehoben werden, wenn die Führung einheitlich ist und wenn diese die richtigen Mittel anwendet. Es ist auch dann nur Massenbewußtsein, freilich, aber es verbürgt dann, daß auch der schwache Einzelne nicht auf der unnützlichen Seite trainiert wird.

Wir Lehrer stehen oft vor Situationen in einer Klasse, die wir uns nicht erklären können, wo wir auch nichts ausrichten, weil wir uns zu wenig um die Analyse des Klassengeistes gekümmert haben. Wenn wir das einmal versuchen wollten, werden uns solche Geschehnisse weniger überrumpeln, wir werden auf sie gefaßt sein und sie auch eher und besser wieder überwinden und richtig ausnützen können. Deshalb setze ich ans Ende den Versuch, den Klassengeist der Klasse, deren Aufsätze hier behandelt wurden, zu erkennen und darzustellen.

II.

Dieser zweite Abschnitt ist der Hauptteil meiner Darstellung. Ich schreibe die Schülerarbeiten ab und bringe dabei in ihrem Text Noten an (z. B. a, b, c ...). Diese Noten kehren in der Interpretation wieder. Dadurch erspare ich eine Menge erklärenden Textes und kann doch die Zusammenhänge wahren, welche zwischen den einzelnen Charakterzügen bestehen. Die Deutung geschieht aus Raumersparnis nur schlagwortartig, wird aber hoffentlich trotzdem klar werden. Die Noten der Interpretation weisen auf die dazugehörigen Belegstellen der Schülerarbeit hin.

„Als ich das erstemal in die Schule ging".

1. *Anna H., 16 Jahre alt,* Tochter eines Obergärtners, zwei ältere Schwestern:

Ich hörte oft, daß Schulkinder auf den Lehrer schimpften a), und so kam es, daß ich mir den Lehrer als einen großen, bösen Mann vorstellte a).

(Nun kam der erste Schultag.) Ich sagte ihnen, daß ich mich fürchte b), doch sie lachten mich aus b) und auch meine Schwestern redeten mir zu und erzählten

mir von einer großen Zuckertüte, die mir der Herr Lehrer geben wird a). So kam es, daß ich anfing, mich auf die Schule zu freuen.

Obwohl ich mich nicht mehr so fürchtete, war ich doch noch nicht ganz sicher b) und darum mußte meine Mutti a) mitgehen ... Vor der Schule wollte meine Mutter umkehren. Ich wollte nicht allein dort bleiben und da führte sie mich bis in die Klasse a). Als ich die vielen fremden Gesichter um mich sah, wurde mir auf einmal ganz ängstlich zumute b). Und als es klingelte, mußte meine Mutter hinausgehen a) b). Da ging die Tür auf, herein kam der Oberlehrer. Vor lauter Staunen hörte ich zu weinen auf. Das war nicht ein alter Mann mit einem langen Bart, wie ich mir ihn vorgestellt hatte. Und als er sah, daß ich geweint hatte, nahm er mich auf den Arm und tröstete mich, zeigte mir Bilder, so daß ich gleich meinen Kummer vergaß a)".

a) Durch und durch von der Mutter verwöhnt, deshalb auch der neuen Situation in der Schule nicht gewachsen. Daraus ergibt sich b) die Unsicherheit und Angst. Das Mädchen wird also wenig Gemeinschaftsgefühl entwickeln und eher sich vor heiklen Situationen drücken wollen (in der Schule wahrscheinlich durch Faulheit). Ein aufrichtiger Gemeinschaftsgeist wird sich so lange nicht entwickeln können, als ihr Mut nicht allgemein gehoben ist. Situation des jüngsten Kindes.

Folgerungen für die Erziehung: Abbau der Verwöhnung (Vorsicht), aber nicht durch Strenge und Strafen, sondern durch sachliche Leistungen bei voller Verantwortung, allenfalls auch unter zeitlichem Verzicht auf die engeren Fachleistungen. In Fächern, wo sich ihre Schwierigkeiten zuerst und am stärksten zeigen werden, werden dem Mädchen alle peinlichen und blamablen Situationen zu ersparen sein (vorbeugen, nicht aber wieder verzärteln, indem man ihm die Verantwortung erspart). Am besten wird es sein, dem Kinde Gemeinschaftsleistungen zu entlocken, ohne daß es selbst etwas davon merkt.

2. *Erika H., 15 Jahre alt,* Kaufmannstochter, einziges Kind:

„Von der Schule hatte ich nur eine sehr unklare Vorstellung a). Viele Bänke, viele Kinder, mit denen man spielen b) konnte, in einem Raum versammelt, in dem es sehr lustig zuging b) . . . Als ich dann zu Schulanfang mit meinen Eltern nach Wien zurückfuhr, beschlich mich doch eine leise Angst vor diesem Unbekannten: Schule a). Ich begann meine Mutter nach ihr auszufragen c), und sie malte mir alles im rosigsten Lichte a). Der große Tag war gekommen. Den neuen Schulranzen mit der Schiefertafel, dem Griffel, Schwamm und Lappen darin, auf dem Rücken, schritt ich ein wenig ängstlich neben meiner Mutter a) auf das große graue Gebäude zu, in dem ich jetzt jeden Vormittag würde sitzen und lernen müssen. Was das war, Lernen, davon hatte ich keine Ahnung a), aber ich stellte es mir ganz angenehm vor . . . (sieht Mädchen weinen). Ich konnte mir gar nicht vorstellen, was es da zu weinen gäbe d), es sah doch ganz lustig aus. (Lehrerin trat ein.) Ich wartete immer darauf, daß wir jetzt zu spielen b) beginnen würden, aber es kam nichts. Als alles zu Ende und ich wieder draußen bei der Mutter c) war, fragte sie mich, wie es mir gefallen habe. Ich sagte, ganz gut, aber wir hätten ja gar nicht gespielt b). Da lachte sie und erklärte mir, daß in der Schule überhaupt nicht gespielt, sondern bloß fleißig gelernt werde. Das war eine furchtbare Enttäuschung für mich a) b) c). Nach und nach gefiel es mir aber trotzdem in der Schule, ich freundete mich an mit meinen Mitschülern und am glücklichsten war ich, als ich am Ende des Schuljahres ein Zeugnis mit lauter Einsern nach Hause brachte c)."

Die Mutter hat das Kind verwöhnt (c), weshalb es auf die Schulzeit nicht richtig vorbereitet sein konnte (a). Es wird also die Schule abgelehnt haben (a, b, c). Es ist mit Spielsachen verwöhnt worden (Einzel-

kind), ist verspielt (b), wird also vor allem in solchen Fächern Schwierigkeiten haben, in welchen auf die Wünsche und die ichhaften Bedürfnisse eines verzärtelten Kindes gar nicht Rücksicht genommen werden kann, die im Gegenteil ganz sachliche Nüchternheit erfordern (Rechnen, Warenkunde, mathematische Geographie usw.). Dort wird es mutlos (faul) werden. Als Einzelkind konnte es kein richtiges Gemeinschaftsgefühl entwickeln (d), noch heute erinnert es sich, wie anders es gewesen ist, daß es sich wunderte, warum die vielen anderen weinten. Es wird immer eine Sonderstellung einnehmen wollen, sich von den anderen lieber fernhalten. Ihre Freundschaften werden nicht echt sein, sie wird den Partner eher ausbeuten, ihn aber aufgeben, sobald er seinen Wünschen nicht mehr gefügig ist. Sie dürfte viel mit der Lohn-Strafe-Methode behandelt worden sein. Jedenfalls deutet ihre Freude über das gute Zeugnis (e) darauf hin. Sicherlich hat es gewußt, daß seine Eltern aus lauter Freude über die brave Tochter sie mit allerlei Anerkennung behandeln werden, sodaß sie ein Recht auf ihre Sonderstellung daheim haben wird. Viele Vorzugsschüler, die es nicht infolge ihrer sachlich aktiven Intelligenz sind, streben die guten Noten nur an, um sich eine Sonderstellung zu ergattern. Damit kompensieren sie ihre sonstigen Unfähigkeiten und Minderwertigkeiten. Bei gleichbleibendem Charakter können sie nie wirklich gediegene Arbeit leisten, welche an die schöpferische Intelligenz Ansprüche stellt. Erziehliche Möglichkeiten: unauffällig sachliche Leistungen verlangen, ohne ihr das Gefühl zu geben, daß man es besonders auf sie abgesehen hat. In den Fächern, wo sie Schwierigkeiten hat, nicht gleich selbständige Leistungen vor der ganzen Klasse verlangen, weil sie sich in ihrer Unsicherheit leicht auf den Pechvogel hinausspielen könnte, sondern sie lieber bei gemeinsamer Klassenarbeit beobachten und beurteilen, ihr aber sofort Gelegenheit zu einer Eigenleistung vor den anderen geben, wenn es ihr ein Bedürfnis ist. Der Lehrer wird Geduld im Warten üben müssen und nicht streng sein dürfen. Die Schülerin hat einen ziemlich langwierigen Weg zu einer ganz neuen Arbeitsweise zu machen, sie muß deshalb ihren ganzen Charakter auf sie umstellen. Wir würden also mit zu großer Strenge als auch mit vorzeitigen Leistungsanforderungen ihr den Weg nutzlos erschweren.

3. *Martha P.*, 15 Jahre alt, Tochter eines Eisenbahnangestellten, welcher leidend ist, ältere von zwei Schwestern, Augendefekt:

„Viele Tage freute ich mich schon auf meinen ersten Schulgang a). Nun war der 1. September herangekommen. Vor Aufregung a) konnte ich nicht länger als bis 6 Uhr schlafen a), dann fragte ich die Mutter über alles Mögliche b), daß ihr schon der Kopf weh tat. Endlich schlüpfte ich in mein Sonntagskleid c) und ging mit meiner Mutter b) zur Schule. Als ich die sehr strengen Mienen meiner Lehrpersonen sah, wurde ich sehr eingeschüchtert a) . . . Ich saß mit meiner Freundin, die allerdings bitterlich weinte, als die Mutter von ihr fort mußte, voller Erwartung in der Schulbank a). Dabei dachte ich eigentlich daran, ob es mir jetzt auch immer so gut gehen werde, wie es bis jetzt war, oder schlechter b) . . . dann trat die Lehrerin ein. Sie sprach sehr liebenswürdig zu uns ABC-Schützen, daß ich mir dachte: „So könnte sie immer sein b) . . .“ Glückstrahlend verließ ich das Klassenzimmer und freute mich, daß wir keine Aufgaben gekriegt hatten d).“

Die Aufregung vor dem ersten Schultag dürfte hier kaum so zu erklären sein, daß das Mädchen Angst hatte. Man kann auch vor Freude auf-

geregt sein und zu zeitig erwachen. Jedenfalls war das Kind nicht mutlos, sondern eher abwartend. Mutig kann sie durchaus nicht genannt werden, doch ist die Mutlosigkeit nicht von besonderer Bedeutung (a). Die Mutter allerdings verwöhnte sie. Daß die Mutter soviel mit Fragen bestürmt wurde, zeigt, wie sich das Kind in der letzten Minute noch der Mutter vergewissern wollte. Situation des entthronten älteren Kindes, das mit der jüngeren Schwester einen Konkurrenzkampf um die Liebe der Mutter zu führen hat (b). Deshalb tut ihm jedes warme Wort wohl.

Kleider spielen eine große Rolle (c). Das deutet auf Eitelkeit (Geltungsstreben, verursacht wahrscheinlich auch durch das Verhältnis zur Schwester und Mutter, als auch dadurch, daß sie klein ist und ein durch einen Augenfehler etwas entstelltes Gesicht hat). Das Gemeinschaftsgefühl wird sich wenig positiv auswirken können. Deswegen wird sie vor allem in Fächern, in denen sachliches Arbeiten notwendig ist, zunächst Schwierigkeiten haben und sich in Faulheit retten müssen. Jedenfalls wird sie nichts dagegen haben, wenn sie um eine derartige Leistung herumkommt (d).

In den Fächern, in denen sie Gutes leistet und deshalb keinen Grund hat zu kneifen, muß das Mädchen ermutigt werden, es muß ihm unauffällig zu einem größeren Selbstvertrauen verholfen werden. Das wird sich in den für sie schwierigeren Fächern gut auswirken.

4. *Hildegard P., 14½ Jahre alt,* Tochter eines Privatbeamten, hat einen jüngeren Bruder:

„Schon einige Tage vor Schulbeginn hatte ich mir von meinen älteren Freundinnen erzählen lassen, wie es eigentlich in der Schule aussieht a). Sie erzählten mir von einem bösen Lehrer und von vielen anderen Kindern, welche auch die Schule besuchen.

Am Morgen mußte ich zeitiger aufstehen als sonst b). Ich konnte es kaum erwarten a). Schnell nahm ich von meinen Puppen Abschied a) und marschierte mit meinem neuen Schulranzen der Schule entgegen.

Als ich die Klasse betreten hatte, gab es für mich viel zu bewundern c). An den Wänden hingen schöne Bilder von Rotkäppchen, Schneewitchen und viele andere Sachen d). Ich war gerade im Begriffe, die Rechenmaschine zu betrachten d), als ein schrilles Zeichen ertönte und der Lehrer die Klasse betrat. Ich setzte mich schnell in eine Bank. Im ersten Augenblick war ich ganz aufgeregt a), ich dachte: vielleicht fängt der Lehrer gleich an zu prüfen e). Aber die Sache kam anders. Er redete freundlich mit uns und nach kurzer Zeit wurden wir wieder entlassen. Glückstrahlend lief ich heim, erzählte meiner Mutter a) alles und war froh, daß der erste Schultag so glücklich abgelaufen war. Das Schönste von allem war die Zuckertüte a), welche mir meine Mutter a) gekauft hatte.“

Die Aufregung vor dem ersten Schultag äußert sich verschieden (a), so zwar, daß das Kind keinen rechten Mut zeigte. Die Erkundigungen, welche das Mädchen einzog, wirkten sicher nicht ermutigend. So wird dem ohnedies etwas verzärtelten Kinde (vgl. die Erinnerung, daß sie zeitiger aufstehen mußte) — der erste Schulgang nicht einerlei geblieben sein (a, b). Daraus erklärt sich auch die Befürchtung, daß der Lehrer gleich prüfen könnte, sie also auch gleich etwas zu leisten hätte (c). Findet sich aber ohne besondere Schwierigkeiten in die neue Situation, sie orientiert sich gleich (d). Visueller Typ (d). Die ganze Situation läßt darauf schließen, daß die Schülerin in der neuen Schulsituation keine wesentlichen Schwie-

rigkeiten haben wird. Wie sie sich als Sechsjährige schon im Klassenzimmer umsah (d) — übrigens läßt sich daraus mit einiger Gewißheit schließen, daß sie ein gut geführtes Spielalter erlebte — so wird sie sich auch hier „umsehen" und eine ziemliche Gediegenheit an den Tag legen.

5. *Anna Maria P., 14 Jahre alt,* Vater Bauwerkführer, Mutter Bergarbeiterstochter; einziges Kind:

„Erinnerungen an den ersten Schultag: neues Kleid a), große Zuckertüte b), Mutter begleitete b). Ehrfürchtig betrat ich den Schulhof und ging mit klopfendem Herzen c) einige Stufen hinauf in die erste Klasse ... Ich hielt mich ängstlich c) am Kleide meiner Mutter b) an, denn ich war als einzige b) immer allein gewesen bis jetzt. Aber langsam wich die Scheu von mir, und als der Herr Oberlehrer hereinkam, sagte ich ganz laut: „Grüß Gott!" Die anderen Kinder sahen mich erstaunt an, worauf ich mich wieder hinter meiner Mutter Kleid b) verkroch".

Die Mutter hat das Kind verwöhnt (b). Situation des Einzelkindes. Deswegen Angst und Unsicherheit vor neuen Situationen (c). Sie wird sich immer „hinter Mutters Rock" verstecken, wenn die Situation heikel wird, weil sie nicht daran gewöhnt ist, selbständig Erfahrungen zu machen und sich durch Schwierigkeiten durchzuschlagen. Die Verantwortung wird sie also lieber anderen überlassen, sich selber aber kaum herauswagen, auch dann sehr schwer, wenn etwas von ihr allein abhängig gemacht würde. Wenn sie selber wird eine Aufgabe lösen müssen, die vor allem Selbständigkeit verlangt, wird sie sich höchst albern dabei benehmen. Sie ist eitel (a), die Kleidung wird immer eine große Rolle spielen. Das läßt auf ein empfindliches Geltungsstreben schließen. Als überaus verzärtelter Typus wird sich aber ihr Geltungsstreben darin äußern, daß sie immer wie ein Kind tun wird. Sie wird also kindisch sein (unbewußte Einstellung des Parasiten zur Mutter), sich aber in dieser Babyhaut nicht wohl fühlen können, weil das Leben (die Schule) anderes und vor allem Selbständigkeit und Verantwortungsbereitschaft von ihr verlangt. Sie wird immer Angst haben, das ist ihr Dressat: ihr müßt zu mir wie zu einem Baby sein.

Es besteht also die Gefahr, daß das Mädchen einmal vor einer großen Schwierigkeit ganz versagt. Davor muß sie bewahrt bleiben, indem sie auf Mut trainiert wird (allgemein und systematisch). Ohne eine gründliche Umerziehung der Eltern wird das aber den Lehrern sehr schwer werden.

6. *Marianne R., 14 Jahre alt,* einziges Kind, uneheliche Tochter einer Fabriksarbeiterin und eines Schlossers, die erst nach der Geburt des Mädchens geheiratet haben:

„Ich konnte das 6. Lebensjahr schon gar nicht mehr erwarten, denn ich freute mich schon so sehr auf den ersten Schultag c) .... Mit großer Freude c) gingen wir zur Schule. In der Schule aber war es leider anders, als ich es mir vorgestellt hatte a). Besonders die Bänke fielen mir auf b). Ich glaubte nämlich, wir würden bei Tischen sitzen wie zu Hause a). Nun saß ich in der Bank und erwartete mit Freude c) den Herrn Lehrer. Endlich öffnete sich die Tür und er trat herein. Ehrfurchtsvoll standen wir auf und grüßten. Nun wandelte sich die Freude c) schon mehr in Angst b) um. Ich saß wie angenagelt a), b) in der Schulbank, getraute mich nicht, mich zu rühren b). Es war still wie in einer Kirche. Endlich begann der Herr Lehrer einige Worte zu sprechen. Diese Worte waren eigentlich sehr mild, aber ich getraute mich immer noch nicht, mich zu rühren b) ...

(Schule aus). Froh war ich, als ich aus dem Gedränge wieder heraus kam b). Am Schultor erwartete mich meine Mutter, welcher ich alles mit großer Angst erzählte" a).

Das Wort Angst spielt hier eine große Rolle. Das Kind ist also sehr mutlos. Den ersten Satz könnte man so deuten, daß das Mädchen gerne schon hat größer sein wollen. Es verrät sich darin eine Ungeduld, welche — im Zusammenhang mit dem ganzen Charakter gesehen — auf einen kleinen Spannungsbogen (Künkel), d. h. auf einen ganz und gar ichhaften Charakter schließen läßt. Die Ichhaftigkeit besteht darin, daß das Mädchen der Gegenwartssituation davonläuft, um seine Geltung jeder Gefahr zu entziehen. Jedenfalls war das Kind auf das Schulmilieu nicht vorbereitet. Die Freude, von der anfänglich die Rede ist, dürfte eher Aufregung gewesen sein (man könnte aber auch annehmen, daß sich das Mädchen auch heute noch fürchtet, einem Lehrer diese Wahrheit zu sagen — ihr Verhalten, ihre ständig geduckte Haltung, als ob sie sich fürchtete, geprügelt zu werden, macht das ziemlich wahrscheinlich —, ein ganz furchtsamer Mensch gibt nie zu, daß er Angst hat), sie wird sich gewissermaßen nur „pflichtschuldigst" (d. i. aus Angst) gefreut haben. Der Abschied von daheim fiel ihr sehr schwer (a), sie lehnte die Schule selbstverständlich ab (b). Endlich (d) wurde die Angst so groß, daß sie sich gar nicht rührte. Die Intensität der Schilderung verrät uns, daß die Situation fürchterlich gewesen sein muß. Wir werden leise an den Totstellreflex mancher Tiere erinnert.

Das Mädchen wird in der Schule große Schwierigkeiten haben. Mißerfolge werden es ganz zermürben. Ihnen werden also die Lehrer klug vorbeugen müssen, damit ganz allgemein der Mut gehoben werde. Das ist die nächste und wichtigste Aufgabe. Alle Möglichkeiten, bei welchen zu spüren ist, daß dem Mädchen etwas klar geworden ist, müssen positiv vom Lehrer ausgenutzt werden, am besten wahrscheinlich gelegentlich gemeinsamer Klassenarbeit. Die Lehrer müssen sich dessen immer bewußt sein, daß sie mit ihrem Verhalten dem Mädchen nie Gelegenheit verschaffen, seine Angst zu rechtfertigen. Schließlich nimmt ein solcher Schüler die Verhaltungsweisen der anderen immer so auf, daß sie seinem unbewußten Lebensplane neues Beweismaterial bedeuten (tendenziöse Apperzeption).

7. *Lise S., 14 Jahre alt*, Tochter eines Eisenbahnbediensteten, hat einen älteren und einen jüngeren Bruder:

(Freute sich auf den ersten Schultag a) und auf die Zuckertüte b). Mutter ging mit in die Schule) b). „In meinem Kopfe spukten immer dieselben Fragen: wie wird es sein c), wird der Lehrer gut oder böse sein c), werden wir viel zu lernen haben? d) Doch dann dachte ich mir wieder: ach was, es wird schon gehen e) . . . Viele Mädchen fingen an zu weinen. Ich dachte, es müsse so sein, und heulte zum Steinerbarmen b)".

Wenn wir die Freude allem übrigen Verhalten des Mädchens gelegentlich des ersten Schultags gegenüber halten, werden wir dieser Bemerkung (a) nicht recht glauben. Die Freude galt sicher eher mehr der Zuckertüte (b). Es ist in unseren Gegenden Brauch, dem in die Schule eintretenden Kinde, dieses „Zuckerl" zum Troste zu geben, damit es lieber in die Schule gehe. Deswegen ist es für uns kein Wunder, wenn die Hauptmenge unserer jungen Studenten verzärtelte Menschen sind, die einer neuen

Situation nie recht trauen werden. Unsachliche Motive werden also auch hier den Ausschlag geben. Die Erinnerung an die Fragen, die dem Mädchen im Kopfe spukten, ist für das Mädchen bezeichnend und deshalb für uns sehr wichtig. Fragen sind immer der Ausdruck der Unsicherheit. Wenn wir immer aller Situationen Herr wären, brauchten wir gar keine Fragen zu stellen. Wir gehen nicht fehl, wenn wir eigentlich hinter einer jeden Frage schon die gewünschte Antwort wittern: diese soll immer so ausfallen, daß sie sich dem Lebensplan des Fragers einfügt. Alle anderen Antworten sind negativ im Sinne des Fragers und versetzen ihn deshalb in eine mehr oder minder große Aufregung, weil er mit der dadurch geschaffenen Situation eben nicht gerechnet hat. Die Fragen „spukten" also im Kopfe und betrafen das Verhältnis zu den anderen Menschen (c) und zur Arbeit (d). Das sind die beiden für dieses Alter praktisch in Frage kommenden Lebensaufgaben. Das Mädchen erhofft zur Antwort ein Nein, es ist also auf der Flucht vor seinen Lebensaufgaben. Von einem verzärtelten Kinde (b) konnten wir nichts anderes erwarten.

Wenn die Eltern nicht den richtigen Standpunkt zum Kinde einnehmen werden, wird die Arbeit der Lehrer eine sehr schwere und vielleicht auch vergebliche sein. Die tendenziöse Apperzeption wird hier wahre Orgien feiern. Dem Mädchen muß ebenso wie den Eltern der geheime Lebensplan mit allen seinen Irrtümern durch eine eindeutige, klare Analyse aufgedeckt werden, damit der Flucht des Mädchens Einhalt geboten werden kann.

Am schwierigsten wird mit ihr in Fächern auszukommen sein, in denen zähe Mitarbeit das Haupterfordernis bildet. Es ist vorauszusehen, daß sie sich dort in die Faulheit retten wird. Wenn der Lehrer die tieferen Ursachen dieser Faulheit, welche selbstverständlich Mißerfolge eintragen muß, sodaß sich die Schülerin in einem Teufelskreis bewegt, nicht erkennt und auf die rein charakterlichen Schwierigkeiten nicht eingeht, sondern durch ein mechanisches Verhalten, sei es wie immer geartet, darüber hinweggeht, wird der Trotz den Ausweg bilden müssen.

8. *Emilie S., 16 Jahre alt,* jüngere von zwei Schwestern, Halbwaise nach einem Fabriksbeamten:

„Als wir durch das hohe Schultor schritten, schien mir das Gebäude etwas unheimlich a). Doch dann, als ich die vielen Schülerinnen und Freundinnen sah b), gewöhnte ich mich langsam dran. Mehr noch freute ich mich auf die große Zuckertüte a) .... (1. Sept.): ich stand schon sehr zeitig auf a), zog mein Sonntagskleid c) an und ging mit meiner Mutter a) zur Schule .... Als wir eintraten, machte das Zimmer auf mich einen eigentümlichen a) Eindruck, nämlich die Bänke, in welchen wir von nun an brav d) und ruhig d) sitzen sollten, wo wir doch kein Sitzfleisch d) hatten, dann die große Tafel ...."

Das sicherlich verzärtelte Mädchen (a) ist vor der neuen Situation unruhig, das ganze Gebäude, die Bänke, die Tafel machen auf sie einen unheimlichen und ungewohnten Eindruck (Ablehnung), sie gewinnt ein bißchen Haltung erst, als sie die Mitschülerinnen und Freundinnen sieht. Sie ist also noch keine selbständige Persönlichkeit und braucht deshalb an den anderen einen Halt (b). Allein wird sie selten etwas vertreten wollen (Mutlosigkeit, Angst vor Verantwortung).

Die Kleidung spielt eine gewisse Rolle (Eitelkeit, will durch Kleidung

auffallen und Eindruck machen), aber keine ausschließliche, sonst würde sie sicher wenigstens die Farbe des Kleides angegeben haben. Sie dürfte deshalb auch weniger visuell veranlagt sein als motorisch (d). Erziehung zur Selbständigkeit und zu allgemeinem Mut dürfte hier nicht schwierig sein. Sie wird von Gemeinschaftsleistungen ausgehen müssen (in Gegenständen, in welchen Gruppenarbeit besonders gut möglich ist).

9. *Anton L., 16 Jahre alt,* Bauernsohn, hat zwei jüngere Geschwister (Bruder und Schwester):

„.. Vor unserem Hause warteten schon unsere Freunde a). Sie waren schon etwas älter als ich und waren schon einige Jahre in die Schule gegangen. Diese führten mich bis zu der Klasse b), die ich dann betreten mußte. Als ich hineinkam, wurde mir ängstlich c), und ich fing an zu weinen c) .... Viele weinten und als er (der Lehrer) an mich eine Frage richete, gab ich ihm keine Antwort c) und begann nochmals zu weinen c). Endlich d) konnten wir nach Hause gehen a)".

Der Junge stammt aus einem kleinen Dorfe unseres Bezirkes. Dort herrscht — wie auf dem Lande überhaupt — im allgemeinen ein ganz anderer Zusammenhalt als in der Stadt. Das teilt sich auch den Kindern mit. Es entwickelt sich deshalb im Dorfe unter den Kindern eine Art Massenbewußtsein, ein Zusammengehörigkeitsgefühl, wie es in der Stadt in solchem Umfang gar nicht möglich ist. Deshalb kann man aber vom Landkind keine größere Selbständigkeit verlangen, wenn es mit Stadtkindern die gleiche Schule besucht. Erfahrungsgemäß ist das Landkind gegenüber dem Stadtkind weit weniger weltgewandt. Es muß also sofort durch seine Minderwertigkeit (in diesem Sinne) vom Stadtkind abstechen. Es entwickeln sich deshalb in ihm Minderwertigkeitsgefühle, die den Dörfler kennzeichnen (Tolpatsch). Wenn ein solches Kind aus der Dorfgemeinschaft heraus muß, sieht es sich sicherlich einer Gefahr gegenüber. Sein Selbstwertgefühl sinkt umsomehr, je gründlicher der alte Zusammenhalt mit den bisherigen Kameraden gestört wird. Das ist vielleicht die Ursache überhaupt, die die Sehnsucht eines Dörflers hat, wenn er in der Stadt ist (deswegen wird er immer seinesgleichen suchen). In der Stadtschule aber fällt es oft so aus, daß das Dorfkind gar keine Kameraden findet, weil es sich ängstlich zurückzieht, oft vielleicht sogar von den ihm an allgemeiner geistiger Gewandtheit überlegenen Stadtkindern obendrein noch verlacht wird.

Diesem Jungen fällt der Eintritt in die Stadtschule reichlich schwer (b, c). Es ist kein Wunder, daß er sich heimsehnt (d). Er wird sich in sich selber zurückziehen und, wenn er nicht ganz entmutigt ist, sich auf gründliche Arbeit verlegen, die er mit vielem Fleiß leisten wird. Prüfungen vor den anderen Schulkindern werden ihm, soweit sie selbständiges Verarbeiten und eine ziemlich geistige Regsamkeit voraussetzen, immer unerwünscht sein. Man wird sie vermeiden müssen und ihm bei Gruppenarbeit einen geeigneten Platz zuweisen.

10. *Albert M., 16 Jahre alt,* Sohn eines Generaldirektors eines großen Industrieunternehmens, ältere Schwester:

„Ich freute mich eigentlich nicht a) auf die Schule .... Obwohl am ersten Tage noch nichts gearbeitet wurde, kam es mir sofort zu Bewußtsein, daß jetzt ein ganz anderes Leben a) beginnen würde. Als wir dann den Stundenplan diktiert

bekamen, dachte ich nach, was ich sonst immer zu dieser Zeit gemacht hatte a). Später, als ich schon länger in die Schule ging, bereute ich bitter b), wie wenig ich meine freie Zeit ausgenutzt hatte. Ich glaube, daß die Eltern ihre Kinder direkt zwingen sollten c), ihre Zeit, solange sie noch keine Schule haben, völlig auszunützen b). Später gewöhnte ich mich gut ein und ging recht gern in die Schule. Eine besondere Abneigung hatte ich gegen das Begleiten der Kinder von Erwachsenen in die Schule d). Da gab es immer große Kämpfe zuhause c). Schließlich durfte ich immer allein gehen e), worauf ich sehr stolz war, weil ich der einzige in der Klasse war, der nicht hingebracht und abgeholt wurde e).

Eine komische Sache machte ich in den ersten Tagen meiner Schulzeit. Als ich nämlich gefragt wurde, was mein Vater sei, sagte ich: „Hausmeister“ c). Der Lehrer war sehr erstaunt darüber und sagte, daß das doch nicht wahr sei. Was ich damals gedacht habe, weiß ich nicht mehr. Aber soviel man mir erzählte, war ich immer bei unserem Hausmeister gewesen. Wahrscheinlich war er dadurch mein Ideal geworden c).“

Der Junge scheint von vornherein die Schule abgelehnt zu haben, der Abschied von daheim scheint ihm also sehr schwer gefallen zu sein (Verwöhnung). Die neue Situation bringt ihn etwas aus dem Gleichgewicht (a). Der Vater wurde nicht sein Ideal (c) und ist es bis heute nicht (vgl. die Deutung seiner Antwort an den Lehrer). Wir nehmen also an, daß er von der Mutter verwöhnt worden ist, welche wahrscheinlich alles das ersetzen wollte, was der Vater nicht bieten konnte (a). Dann aber scheint ein Vertrauensbruch erfolgt zu sein, er nimmt gegen die Eltern Stellung (c) und lehnt ihre Bevormundung ab (d). Es regt sich also das Selbstbewußtsein, zunächst ichhaft verursacht (vielleicht Konkurrenzkampf gegen die ältere Schwester?). Deswegen legt er auch soviel Gewicht darauf, daß er der einzige gewesen sei, der allein zur Schule ging. Er scheint also nur dort Mut zu haben, wo er dessen sicher ist, daß er der einzige ist, der sich traut. Ein sachlicher Wettbewerb wird für ihn kaum in Frage kommen, dort wird er keinen sonderlichen Mut haben oder sich erst lange bitten lassen (dann wäre er ja wieder der einzige und besonders Geehrte). Das wird sich in unserer Schule zunächst nicht sehr günstig auswirken, weil er Prüfungen fürchten wird. Die Lehrer werden ihm also dort freien Bewegungsraum zugestehen müssen, wo er ganz spontan sachliches Interesse zeigt. Allgemeine und systematische Ermutigung wichtig.

11. *Herbert M., 14 Jahre alt,* Sohn eines Eisenbahnpensionisten:

„Als ich das erstemal in die Schule ging, erzählte uns unser Lehrer verschiedene Geschichten, so daß wir lachen mußten. Später malte er einen Hasen an die Tafel und ein jeder von uns mußte mit dem nassen Schwamm nach ihm werfen, und wer ihn traf, erhielt das erste Lob. Doch die meisten Jungen trafen ihn nicht. Dann sprach er zu uns: „Wenn ihr schön artig seid das ganze Jahr, werde ich euch noch mehr schöne Geschichten erzählen und auch Ausflüge werden wir machen, aber nur, wenn ihr lernet“.

Hier fällt auf, daß Erinnerungen an den Abschied von daheim fehlen. Er dürfte also dem Jungen nicht schwer gefallen sein. Daß andrerseits die Erinnerungen an die sonderbaren Einfälle des Lehrers die einzigen sind, die der Schüler niedergeschrieben hat, zeigt, daß er viel Sinn für so etwas hat und ein motorischer Typ sein dürfte. Er wird in der Schule z. B. bei keiner Affäre fehlen, bei der viel Bewegung die Hauptsache ist (Raufereien). Im Lernen wird er ziemliche Schwierigkeiten haben, wenn ihm nicht visuelle und akustische Qualitäten zu Hilfe kommen können.

12. *Ulrich V., 15 Jahre alt,* jüngstes von vier Kindern, Sohn eines kleinen Staatsbeamten i. P.:

Der Schüler ist Tscheche und hat deshalb noch nicht alle notwendigen sprachlichen Fähigkeiten im Deutschen, um einer solchen Aufgabe gerecht zu werden. Er erinnert sich daran, daß ihm sein Vater zu Schulbeginn eine große Zuckertüte gekauft hat. Also ist anzunehmen, daß er vom Vater verwöhnt wird.

13. *Gerhard W., 16 Jahre alt,* Sohn eines Eisenbahnbeamten, hat eine um zwei Jahre jüngere Schwester:

„. . . Ich freute mich gerade nicht darüber a), denn da sollte ich einen Teil meiner freien Zeit einbüßen b) und dafür in der Schule sitzen, um zu lernen a). Mit gemischten Gefühlen a) erwartete ich also den 1. September 1923. Schon am Vortage wurde mir ein Ranzen mit Schwamm und Tafel gekauft, ebenso bekam ich einen Griffel und eine Fibel. Alle diese für mich komischen Sachen erweckten ein Mißtrauen a) in mir, das mich auch am ersten September nicht verlassen wollte. Mein Vater weckte mich schon um ¼8 Uhr c), denn ich mußte um 8 Uhr schon in der Schule sein. Kurz vor 8 Uhr gingen wir dann, meine Mutter d) und ich, von zu Hause fort und machten uns auf den Weg. Glücklicherweise brauchten wir nur einen Weg von 5 Minuten, die für mich aber eine Ewigkeit a) waren. Als ich das große Schulgebäude sah, hatte ich erst ein wenig Angst a), aber als ich dann in der Klasse stand und meine früheren Spielgefährten c) sah, freute ich mich dann doch noch auf die Schulzeit. Aus unserm Geschwätz störte uns erst ein Klingelzeichen auf, worauf wir sofort verstummten a) und die Eltern die Klasse verließen, um auf uns draußen zu warten. Nach einer kleinen Weile erschien dann ein Mann im Zimmer, unser zukünftiger Lehrer, wie er sagte, und hielt an uns eine gütige Lehre. Das Letzte, was er sagte, war, daß wir morgen und von da an immer pünktlich c) in die Schule zu kommen haben. Darauf schickte er uns wieder fort. Als wir nun zum Schultor hinausstürmten, nahm mich gleich meine Mutter d) in Empfang und gab mir eine Zuckertüte d), die mir wohl das liebste vom ganzen Tag wurde. So verlief zur allgemeinen Freude mein erster Schultag."

(a) Die Schule wird gründlich abgelehnt. Der Junge wird sich schwer an sachliches Arbeiten gewöhnen, weil er als Kind gewöhnt war, seine freie Zeit zu verspielen (b). Die Schulzeit machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Spielen und viel schlafen, vor allem auch lange zu schlafen, das war der Lebensinhalt des Kindes (c). Das zeitige Aufstehen und das rechtzeitige Erscheinen in der Schule blieb ihm recht deutlich in Erinnerung. Pünktlichkeit in der Arbeit wird nicht seine Tugend sein, eher wird er mit den Gedanken anderswo sein, er wird träumen, wenigstens in Gedanken seinen Spielen nachgehen, um der für ihn uninteressanten Schularbeit zu entgehen. Lernen von Formeln, Vokabeln, Regeln und Tatsachen wird ihm nicht willkommen sein und ihm Schwierigkeiten machen. Die deshalb sich einstellenden Mißerfolge werden dann in ihm vielleicht noch die Einbildung wecken, daß er ein „Pechvogel" sei. Hier wird der Teufelskreis einsetzen. Der kann nur verhindert werden, indem man ihn spielerisch zur Arbeit führt, vor allem dort, wo sein Interesse wach wird und der Kontakt mit der Schularbeit nicht unterbrochen ist.

Die Eltern, vor allem die Mutter (d), müssen sich etwas umstellen. Zu Hause dürften sich Schwierigkeiten ergeben im Verhältnis der beiden Geschwister. Der kindische Junge wird wahrscheinlich um sein Vorrecht kämpfen (stänkern), dabei aber kein besonderes Verantwortungsgefühl zeigen, sondern immer eher kurzsichtig handeln.

14. *Erich W., 15 Jahre alt,* einziger Sohn eines Beamten:

„Den Tag vor Schulbeginn konnte ich nicht mehr schlafen a). Früh stand ich schon zeitig auf und dachte, ich hätte es schon verschlafen a). Ich zog mir geschwind meinen neuen a) Anzug an und frühstückte, dann konnte ich es schon nicht mehr erwarten a), bis wir gingen. Mein Vater b) führte mich an der Hand b) in die Schule. Noch nie ging ich so stolz b) über den Marktplatz wie an diesem Tage ... Einige wollten nicht in die Schule gehen und haben sogar geweint. Doch ich schritt stolz b) die Stiegen hinauf zu dem Schulhaus. Und der Herr Oberlehrer führte mich in die Klasse. Ich setzte mich in die erste Bank, neben mir saß mein jetziger Freund. Ich schaute mir die Bilder, die Tafel und alles an c), bis endlich der Herr Oberlehrer hereinkam. Ich freute mich schon, daß wir gleich lernen würden d) . . .“

Hier liegt ein Beispiel dafür vor, daß man der bloßen Erinnerung eines Schülers nicht blind glauben darf. Man könnte aus dem Aufsatz entnehmen, daß der Vater seinen Jungen verwöhnt (b). Es fällt aber auf, daß der Junge doch eine gewisse Selbständigkeit beweist, die mit der Verwöhnung nicht erklärt werden kann. Zwar bedeutet der erste Schultag auch eine große Aufregung (a), der Junge steht der neuen Situation nicht ganz gefaßt gegenüber. Er dürfte eher mit Eifer an Pünktlichkeit gewöhnt worden sein, die den Jungen bis zu einem gewissen Grade zum Pedanten machte (a, d). Innerhalb einer möglichst unveränderlichen Situation wird er auf seinem Platze sein (bezeichnenderweise möchte er Buchhalter werden) und gediegene Arbeit leisten. Er wird aber nie an der Spitze sein wollen. sich nie an etwas Ungewisses wagen. In der Schule wird er der eifrige Lerner sein, pünktlich und zur Zufriedenheit seiner Lehrer arbeiten.

Eine Sprechstunde mit seiner Mutter zeigte, daß sie den Jungen verwöhnt; sie schwärmt geradezu von ihrem „braven“ Jungen. Für uns bedeutet das, daß der Junge seine Mutter mit seiner Bravheit untergekriegt hat. Vielleicht können wir daraus, daß er so stolz (b) an Vaters Hand zur Schule ging, schließen, daß er endlich auch den Vater einmal umgekriegt hat, der unbewußt sein Leitbild ist.

In einer Klasse, in der viele lebhafte Schüler sind (Lausigel), wird er nicht sehr zur Geltung kommen, eher gehaßt als geliebt sein. Jenem aber wird er dadurch vorbeugen, daß er seine Ordentlichkeit seinen Mitschülern zur Verfügung stellt (er wird ihnen seine Aufgaben geben, damit sie sie abschreiben können, und wird auch sonst kostenlos zur Verfügung stehen). Echter Gemeinschaftsgeist wird kaum lebendig werden können. Selbstsicheres Auftreten wird vorläufig auch unmöglich sein. Die Mutter wird das Kind ängstlich von anderen ferngehalten haben (was sie auf meine Frage in der Sprechstunde zugab), wie es Mütter von Einzelkindern gewöhnlich tun.

Die schulische Gemeinschaftsleistung wird vieles besser machen können.

*

Abschließende Betrachtung: Was uns Individualpsychologen schon längst bekannt ist, wird hier wieder bestätigt: die Kinder werden nicht zur Selbständigkeit erzogen, so daß die Schule vom ersten Schultag an eine dem Charakter der Kinder feindliche Einrichtung wird. Die Eltern werden davon nicht rechtzeitig überzeugt, so daß eine höhere Schule den großen

Schwierigkeiten allein gegenübersteht und die Eltern sehr häufig schon viel zu bequem sind, sich in ihrem Verhalten zu den eigenen Kindern zu ändern. Die unselbständigen Kinder machen aber in der höheren Schule, welche vor allem selbständige Leistungen fordern muß, die Erfahrung, daß es zu viel, zu schwer sei, sie verlieren den Mut, kommen auf charakterliche Abwege (Furcht und Angst, Faulheit und Interesselosigkeit usw.), haben also Mißerfolge, welche ihnen für ihr ablehnendes Verhalten neues Material geben usw. Der Teufelskreis funktioniert.

Allgemein wäre hier für den Unterricht zu sagen: der Unselbständigkeit der Schüler muß selbstverständlich Rechnung getragen werden. Zu schwerer Lehrstoff und Lehrvorgang sind dem Charakter nicht adäquat und müssen logischer Weise die Schüler in die verkehrte Richtung treiben, so daß sie ständig fluchtbereit sind. Lehr- und Erzieherfolg sind also negativ.

Alle Lehrtätigkeit muß also darauf eingestellt werden, die Klasse aktiv zu machen (zu erhalten), adäquate Leistungen unbedingt zu fordern (nur Arbeits- und Gemeinschaftsunterricht). Das ist nur bei einer Beschränkung des Lehrstoffes auf das erfaßliche Maximum möglich. In der Bewältigung des Lehrstoffs bildet das kein sonderliches Hindernis, weil die dadurch erreichbare Aktivität und Leistungsbereitschaft es später wieder ermöglicht, die Ansprüche zu steigern, vielleicht sogar noch weiter zu kommen, als bei einem Lehrvorgang, bei dem viele Schüler leer laufen.

B) „Meine Lieblingsspiele".

15. *Karl B., 16 Jahre alt,* Sohn eines pensionierten Bahnbeamten, hat einen um drei Jahre älteren Bruder:

„Was mein Lieblingsspiel ist, kann ich eigentlich gar nicht sagen. Mir sind so ziemlich alle gleich lieb. Das Spiel, welches ich am meisten betreibe, ist das Faustballspiel. (Es folgt eine kurze Schilderung des Faustballspiels.) Faustball ist nicht mein einziger Sport, den ich betreibe. In der Realschule spielte ich des öfteren auch Schlagball (es folgt eine kurze Schilderung). Zu beiden Spielen gehört große Aufmerksamkeit, wenn diese fehlt, werden sie fad. Außerdem spiele ich noch Tischtennis ....."

An dem Schüler fällt auf, daß er sich in der Schule merkwürdig passiv verhält. Er versteckt sich fast, um nicht gesehen zu werden. Die Ursache dieses Verhaltens ist nicht bekannt. Jedenfalls kompensieren sich diese seine Minderwertigkeitsgefühle bei Spiel und Sport. Wir dürften es mit einem „verhärteten" Kinde zu tun haben (vgl. *Künkel,* Jugendcharakterkunde, S. 41 ff. über sportliches Training), das die Bücher ablehnt und seine Befriedigung im Sport sucht und findet. Die von ihm angeführten Spiele sind ausgesprochene Gemeinschafts- und Kombinationsspiele, d. h. daß der Schüler gemeinschaftsfähig ist und Kombinationsgabe hat. Diese Spiele verlangen außerdem eine große Beweglichkeit. Das deutet auf motorische Veranlagung. Er wird deshalb in Fächern, in denen das Motorische keine Rolle spielt, am wenigsten leisten und am meisten passiv sein. Die Intelligenz des Schülers wird also vor allem in einer gemeinsamen schulischen Arbeit, bei welcher er seine motorische Veranlagung verwerten kann, geweckt werden müssen, also in realistisch-praktischen Arbeiten (Waren-

kunde). Er hat auch eine sehr schlechte Schrift, schreibt sehr langsam, ist also wahrscheinlich Linkshänder (wichtig für den Schreib- und Stenographieunterricht).

16. *Josef K., 14 Jahre alt,* Sohn eines pensionierten Eisenbahnbediensteten, jüngstes von sieben Kindern:

Er schreibt einen volksschulmäßigen Aufsatz übers Wandern und schreibt darin immer „wir".

Daraus kann man schließen, daß der Junge wenig Kombinationsgabe hat. Er scheint Kombinationsspiele nicht zu kennen oder haben solche für seinen Lebensplan keine wesentliche Bedeutung. Das Wandern ist ein ganz harmloses „Spiel", das er sein liebstes Spiel nennt. Er wird also in der Schule viele Schwierigkeiten dort haben, wo es auf gedankliche Selbständigkeit ankommt. Durch solche Mißerfolge wird er aber ganz verängstigt werden. Der Schüler wird den Mangel an Kombinationsgabe kompensieren mit Auswendiglernen, wird also immer unproduktiv bleiben. Das Gedächtnis wird schließlich auch versagen: es soll zuviel Wissensstoff hinein, der tot bleibt und dann durcheinander gehen wird. Deshalb wird er auch ständig Angst haben, ob er's auch „treffen" wird (vgl. *Künkel's* Jugendcharakterkunde, S. 35 ff., über das Auswendiglernen). Den Erziehern bleibt nur ein Weg, hier vielleicht etwas zu erreichen: ihm allgemein Mut zu machen, vielleicht — was die Schule anbelangt — auf die eigentlichen Fachleistungen weitgehend zu verzichten, riesige Geduld zu haben, warten zu können, überall dort aber sofort Leistungen einzuschalten, wo man spürt, daß dem Jungen der Seifensieder aufgeht.

17. *Josef P., 15 Jahre alt,* Sohn eines Hopfenhändlers, ältester von drei Brüdern, klein:

(Im Winter.) „Sitzt man in geselligem Kreise beisammen a) und spielt seine Lieblingsspiele ..... Am liebsten spiele ich mit meinen Freunden a) Karten b), denn das Kartenspiel ist sehr wechselvoll und daher nie langweilig b). Doch auch Schach, Domino, Mühle und Dame sind sehr schöne Spiele, bei denen ich oft stundenlang sitzen kann c). Besonders schön ist auch das Spiel mit Bleisoldaten. Ich habe deren vielleicht 300, dazu einige Kanonen und sonstiges Beiwerk d). Da lassen sich sehr schöne Schlachten aufführen, besonders wenn die Kanonen krachen und reihenweise die Soldaten niedersinken. Auch Miniaturkreuzer und andere kleine Schiffe habe ich. Doch auch das Billardspiel ist sehr unterhaltend e), obzwar ich darin kein Meister bin. (Im Frühling) da gefällt mir besonders der Völkerball, weil da die Muskeln gestärkt werden und die Gelenkigkeit des Körpers fleißig geübt wird. Auch Faustball verachte e) ich nicht. Sehr gern spiele ich das Spiel „Russe und Japaner". Dagegen spiele ich nicht gern Schlagball und Fußball (hingefallen, Arm verstaucht, Stirn blutig geschlagen)" e).

Das Gemeinschaftsgefühl ist geringfügig. Wenn er im Winter im Kreise der Familie seine Lieblingsspiele spielt, dürfte dort sein Wunsch maßgebend sein. (a) Es ist wohl anzunehmen, daß der Junge innerhalb des Familienkreises ziemlich viel zu sagen hat, ebenso in seinem Freundeskreise; seine Lieblingsspiele sind jedenfalls solche, daß persönliche Gerissenheit, Kombination, geistige Beweglichkeit überhaupt die Hauptsache sind; sie geben auch immer wieder Gelegenheit, auf Grund der eigenen Leistung (also ohne Hilfe der anderen) die anderen unterzukriegen. Nicht

alle Menschen haben die Fähigkeit, sich über die Niederlage des anderen zu freuen. Der leidenschaftliche Kartenspieler wird sicher meist ein Mensch sein, der seine Minderwertigkeitsgefühle auf eine Art zu kompensieren sucht, für die er selber nicht verantwortlich zu zeichnen braucht. Die Spielregeln für das Kartenspiel, die Karten, welche man in die Hand bekommt, tragen ja die Schuld am Gewinnen und Verspielen. Ein gerissener Kartenspieler verschafft sich im Kartenspiel Geltung, er wird sich die Spieltechnik mit Eifer aneignen und möglichst viele Kniffe lernen, um die anderen immer wieder „abzutrumpfen". Diese Möglichkeiten werden die Jungen zum Kartenspiel ziehen (zu beachten: ältester Bruder, selber klein). Er ist also intelligent. Die anderen Spiele (c), vor allem wirkliche Gemeinschaftsspiele, bei denen das beherrschte (sachliche) und kameradschaftliche Zusammenspielen am wichtigsten ist, kommen erst in zweiter Linie. Daß es mit seinem Gemeinschaftssinn nicht weit her ist und es sich ihm vor allem um unbeschränktes Herrschen handelt, zeigt seine Vorliebe für das Spiel mit Bleisoldaten (d). Da kann er allein und souverän befehlen, da kann er wieder seine „überraschende Technik" beweisen — und hat immer Erfolg. Seine Abneigung gegen Faust- und Fußball (e) hängt zunächst damit zusammen, daß er wegen seiner kleinen Gestalt nicht recht mitkommt und deshalb nicht besonders glänzen kann. Daß er hingefallen ist und sich verletzt hat, ist nur willkommen, denn jetzt hat er eine Ausrede.

Der Schüler wird also keine guten Kameraden haben. Er könnte sie gar nicht brauchen, weil dann seine Vorrangstellung nicht mehr so sicher wäre. In der Schule wird er einen nicht sehr sympathischen Vorzugsschüler abgeben. Mit seinem Mut und seiner aktiven Produktivität wird es nicht weit her sein. Eine offene Analyse seines Charakters muß ihm seine Tendenzen klar machen und ihn langsam durch systematisches Training zur Gemeinschaft zurückbringen.

18. *Maria Zd. S., 19 Jahre alt*, jüngste von drei Schwestern, Vollwaise:

„Oft saß ich als Kind von 6—8 Jahren allein in einer Ecke a) und spielte mit einem Stück Pappendeckel oder Papier. Neben mir lag eine Schere und da wurde immer gebastelt b). Einmal bekam ich einige Schachteln, die natürlich auch gleich ins Werk genommen wurden. Zuerst machte ich mir eine Schaukel b), kaum war sie fertig, wurde sie wieder weggeworfen c). Dann wieder ein kleines Häuschen b), dann wieder ein Zimmer b) . . . Einmal machte ich mir sogar aus zwei Schuhschachteln ein ganzes Puppentheater b) . . . Zu diesem Theater machte ich mir noch Kulissen mit Wald-, Wiesen- und Seelandschaften d). Vorne hing ein mit Blumen bemalter Vorhang. Lang brauchte ich zu diesem Theater, aber kaum war es fertig, wurde es wieder zerstört c) . . . . Schön war diese Zeit, wie gerne würde ich sie oft noch zurückrufen e). Denn sorgenlos und von liebenden Mutterhänden umschirmt e), verlebte ich meine Kindheit".

Das Mädchen ist seit seiner Kindheit Vollwaise. Der Vater war hoher Offizier in der altösterreichischen Armee und war bald da bald dort stationiert. Die Mutter war krank, das Kind hauptsächlich auf Tanten angewiesen. Der Vater starb früher als die Mutter. Gegenüber den älteren Schwestern fühlte sich das Kind zurückgesetzt. Sie haben es bald zu schönen Berufen gebracht, die Kleine war zu kurz gekommen. Daraus ergab sich Ablehnung gegen die Schwestern. Ungeduld, Trotz und Bockigkeit konnten sich leicht entwickeln (Situation des jüngsten Kindes). Alles, was

sie irgendwie an ihre Umgebung binden konnte, wurde deshalb vernichtet (c). Sie zog sich lieber in sich selbst zurück (a). Wahrscheinlich verhärteter Typ, skeptisch, pessimistisch, mißtrauisch, der im Augenblick höchster Bedrohung (der sich oft nur mit der tendenziösen Apperzeption wird erklären lassen und deshalb Außenstehenden und psychologischen Laien unverständlich bleiben muß) in Wutausbrüchen Schutz und Zuflucht suchen wird. Sie ist ständig kampfbereit, weil sie überall Gefahr vermutet (c). Die Sehnsucht nach der verstorbenen Mutter (e) bedeutet für uns, daß das Mädchen seiner gegenwärtigen Situation am liebsten entrinnen möchte. Wir würden uns nicht wundern, wenn sie auf der Flucht im Träumen (Dichten, Musik) vorübergehend Ruhe fände. Unverständige Maßnahmen (Strenge, Hohn u. dgl.) könnten Fehlwirkungen zur Folge haben. Das Mädchen braucht viel Wärme und Wohlwollen. Eine Analyse ihres Charakters wird sich als notwendig erweisen, um ihr alle Irrtümer in ihren Verhaltungsweisen zu erklären.

Zu erwähnen wäre noch, daß sie motorisch (b)-visuell (d) veranlagt erscheint. (Wichtig für den Sprachunterricht, in welchem das Akustische eine wichtige Rolle spielt!)

19. *Kurt S., 10 Jahre alt,* Beamtenssohn, hat eine jüngere Schwester:

„Zu meinen liebsten Spielen gehört das Faustballspiel. Eigentlich habe ich andere Spiele auch sehr gern, doch wenn wir Faustballspielen sollen, lasse ich alles andere beiseite ..... Ferner betreibe ich noch das Schlagballspiel .....“

Dem Jungen scheint der Gemeinschaftsgeist über alles zu gehen (a). Vgl. Fall 15, vor welchem er aber voraus hat, daß er auch in der Schule gute Erfolge hat.

20. *Arnulf St., 15 Jahre alt,* Sohn eines Lokomotivführers, hat eine jüngere Schwester:

Er schildert in seiner Arbeit seine erste Fuchsjagd, die er im Keilberggebiet mitgemacht hat (Motoriker, Freude an der schnellen Bewegung, an List, Streben, auf gute Art eines anderen Herr zu werden), bei welcher er stürzte und die Jagd allein aufnahm, als alle anderen schon davon waren (Mut und Selbständigkeit). Die Fuchsjagd ist das einzige „Spiel“, das er in seinem Aufsatz anführt. Dort wird das Gebiet seiner Glanzleistungen zu suchen sein. Andere Gebiete werden ihm das nicht bieten können, vor allem nicht die Schule. Dort wird er sich hauptsächlich durch Unruhe und eine störende Art, sein Geltungsbedürfnis spazieren zu führen, bemerkbar machen. Er wird durch verantwortungsvolle Klassenämter langsam in die Klassengemeinschaft als Mitarbeiter hineingezogen werden können.

*

Abschließende Betrachtung: Bei der geringen Anzahl dieser Aufsätze kann keinerlei Gesamturteil gebildet werden, welches auf eine allgemeinere Gültigkeit Anspruch hat. Es fällt aber auf, daß diejenigen, welche sportliche und kameradschaftliche Lieblingsspiele haben, über mehr Gemeinschaftsgeist verfügen als die anderen, daß sie aber — und das erscheint mir typisch für die Gegenwartssituation der Schule — in der Schule unvergleichlich größere Schwierigkeiten haben als jene. Individualpsychologisch

betrachtet, heißt das: diese sportlichen Spieler sinken in eine Welt der Unverantwortlichkeit hinab, der geistigen Unverantwortlichkeit. Von der Seite des Schülers gesehen, ist das ein Protest, er wird nur soweit mittun, als es unbedingt nötig ist, um nicht durchzufallen. Die Lehrer aber dürfen nicht vergessen, daß im Spiel eine Menge Kräfte des freien, ungebundenen Schaffens liegen, die sie richtig zu packen verstehen müssen. Durch eine richtige Eingliederung des Sport- und Spielbetriebs in den schulischen Unterricht könnte viel dazu beigetragen werden, daß gerade das Freiwillige, das aus sich selbst sich Ergebende (letzten Endes also das Schöpferische) im Unterrichtsbetrieb richtig eingeschätzt und ausgewertet würde. Disziplin, Kraft, Mut, Aufrichtigkeit, also lauter Charaktereigenschaften, welche unseren Schülern abgehen, würden sich von selbst wieder einstellen können, die Schülercharaktere würden andere werden, der Gemeinschaftsgeist ein weitaus intensiverer und positiver, die Arbeit in der Schule also eine fruchtbare. Gerade wenn wir uns bewußt machen, daß unsere Jugend ganz besonders unter den jetzigen Verhältnissen im Daseinskampf gestrafft und zäh sich durchkämpfen muß, ohne dabei erdrückt zu werden, erscheint uns der Sport als wesentlicher Faktor in einer Erziehung, deren Ziel es sein soll, daß die Menschen auch in der höchsten Gefahr nicht sich selbst verlieren sollen. Heute, da wir zweifeln und fast verzweifelnd um unsere Kultur kämpfen, die uns in ihrer Gesamtheit fragwürdig geworden ist, in einer Zeit, in welcher deshalb auch der geistige Gehalt von Bildung und Erziehung fragwürdig werden mußte, wäre gerade das rein charakterliche Moment von größter Bedeutung. Denn die Haltung des Sportlers (als Kulturmenschen, nicht als Rekordschinders) fehlt uns allen, gestehen wir's nur einmal offen ein! Wenn es der Schule von heute noch nicht gelingen konnte, den sportbegeisterten jungen Menschen in ihren Bann zu ziehen, wenn sie im Gegenteil immer wieder sich veranlaßt sieht, streng zwischen Schule und Sport zu scheiden, als ob der Sport mit der Schule nichts zu tun hätte, sondern eher ein Feind von Schule und Erziehung wäre, liegt es daran, daß die Schule leider noch viel zu viel dem System des starren Drills, der mechanischen Disziplin huldigt und sich lebendigem Leben noch nicht genug aufgeschlossen hat.

C) „Wenn ich zaubern könnte".

1. *Anton E., 16 Jahre alt,* Sohn eines Faßbinders und einer Weberstochter:

Er befaßt sich im Gegensatz zu seinen Mitschülern auffallenderweise mit der Frage, was denn das Zaubern überhaupt sei. Dann heißt es: „Haben wir denn etwas von dieser Zauberei? Haben wir etwas davon, wenn wir ein Ei verschwinden lassen? Es mag zwar unterhaltend sein, aber leben kann man nicht davon. Also sehen wir, daß Zauberei keinen Wert hat, und richten uns nach Altmeister J. W. Goethe: Tages Arbeit usw."

In der ganzen Arbeit verrät sich ein sehr nüchterner Charakter. Das ist aus dem Milieu ohne weiteres verständlich. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir daraus auch auf eine versteckte Ängstlichkeit schließen. Der Junge wird zu nichts zu bewegen sein, wenn nicht ein handgreiflicher Erfolg garantiert wird. Situationen gegenüber, welche von ihm verlangen wer-

den, daß er selber erst den Erfolg sicherstelle, werden ihm unerwünscht sein. Daraus ergibt sich für ihn die praktische Verhaltungsregel, vor allem dort bereit zu sein, wo ein Erfolg winkt. Damit wieder verbindet sich Unvermögen zur Gemeinschaftlichkeit. Dafür kann ich eine andere Beobachtung als Bestätigung anführen. Für eine Reise, welche in zwei Jahren in Frage käme, legt sich die Klasse eine Klassenkasse an, in welche jede Woche ein kleiner Betrag einzuzahlen ist. Anton E. konnte sich dazu anfangs nicht verstehen, er bekomme das Geld bar zur Reise ausgezahlt und lege sichs lieber daheim zurück. Also: Mangel an Gemeinschaftssinn, zumal die Situation keinen sicheren Erfolg verspricht, Egoismus und dahinter eine gute Portion Geiz. Darin fühlt der Junge seine Stärke. Wir erkennen jetzt auch den Zusammenhang, in welchem sich seine Lehrhaftigkeit bewegt. Er wird deshalb auch immer gerne gehorsam sein, weil es das beste ist und man so in keinerlei Schwierigkeiten kommt. Er wird ein zäher Lerner sein, fleißig und pedantisch, aber nicht produktiv. Im allgemeinen wird er keine besondere Intelligenz entwickeln. Da der Fleiß hier ist, werden ihn die Lehrer leicht allgemein ermutigen können.

2. *Ludwig N., 16 Jahre alt,* Sohn eines Privatbeamten:

„Schon als kleiner Junge hatte ich den sehnlichsten Wunsch, einmal zaubern zu können. Ich malte mir die Gabe, zaubern zu können, sehr schön aus, und es war mir immer eine schöne Unterhaltung, daran zu denken [a]). Wenn ich zaubern könnte, dachte ich, würde ich mir erst einmal wünschen, daß jeder Wunsch in Erfüllung gehe. Da ich mir dann wünschen könnte, was ich möchte, würde ich mit meinen Wünschen nicht gerade sparsam umgehen. Zuerst würde ich mir wünschen, hellsehen zu können, dann ewige Gesundheit und ein hohes Alter, alsdann Zufriedenheit und andere guten Eigenschaften. Ich würde mir dann sehr viel Geld wünschen, um die ganze Welt durchreisen zu können. Mit dem Gelde würde ich auch sehr viel Gutes tun, die Armen beschenken, Wohlfahrtseinrichtungen schaffen u. a. m. Manchmal würde ich mich in ein Tier verwandeln, wie der Kalif Storch, um die Natur besser beobachten zu können. Ich würde mir ein Flugzeug, Auto, Schiff, alle möglichen Sportgeräte wünschen. Ich würde mir alle möglichen Hilfsmittel wünschen, um den Weltenraum, die Erde und das Meer zu erforschen. Und zum Schluß würde ich auf Erden Eintracht und Frieden stiften. Ich würde noch vieles Gute schaffen, vielleicht auch vieles Schlechte. Es wird aber stets nur beim Wünschen bleiben".

Der Junge hat eine schier unerschöpfliche Menge von Wünschen. Er ist also sehr unzufrieden. Jedenfalls haben junge Menschen um so weniger Wünsche, je mehr sie sich tatsächlich wohl fühlen. Man kann annehmen, daß es eine Zeit für ihn gegeben hat, in welcher ihm alle Wünsche erfüllt worden sind. Dann aber, noch während seiner Kindheit, muß es wieder eine Zeit gegeben haben, in der das nicht der Fall war. Anfangs verwöhnt, mußte er den Mangel empfinden. Deshalb wünscht er sich zuerst, *alle* Wünsche mögen ihm in Erfüllung gehen. Daß er dann mit Wünschen nicht sparsam wäre, entspricht unserer Vermutung, daß er verwöhnt war, später aber um dieses Vorrecht gekommen ist. Zugrunde dürfte ein Geschwisterkampf liegen. Sein Geltungsstreben würde auf der Erde gar nicht befriedigt werden können. Daß er auch scheinbar soziale Regungen verspürt, erklären wir so, daß er dabei doch auch an die besondere Stellung denkt, welche er innehätte, wenn er ein Wohltäter sein könnte. Er will also im Vordergrund stehen.

In der Schule zeichnete er sich anfangs besonders dadurch aus, daß er ziemlich großsprecherisch tat. Er verband aber damit eine recht rege Arbeitswilligkeit. Er ist sehr nüchtern. Heute arbeitet er in gewissen Fächern gut mit. Im Deutschunterricht ist er ein Wortführer, ist aber auch leicht beleidigt (Geltungsstreben).

3. *Friedrich N., 17. Jahre alt,* Tscheche, Tischlersohn:

„Ich würde mir sehr viel wünschen, z. B. ewige Gesundheit, daß ich recht alt werde und viel Geld hätte. Später wünschte ich mir ein Auto, um Ausflüge machen zu können. Dann würde ich mir Sportgeräte, dann Schiffe, Fabriken wünschen. Wenn ich dann reich wäre, würde ich nicht mehr viel arbeiten. Ich würde viel Geld an die Arbeitslosen verschenken und an arme Leute."

Aus den wenigen Zeilen spricht eine ziemlich tiefe Unzufriedenheit. Der Junge ist Repetent, weil er im Vorjahr schwer erkrankt war und als Tscheche besonders in Deutsch die Schwierigkeiten nicht hat überwinden können. Damit hängen seine drei ersten Wünsche zusammen. Damit verbindet sich das übliche Geltungs- und Machstreben, mit dem wiederum seine Absichten in sozialer Fürsorge zusammenhängen. Daß er nicht mehr arbeiten würde, sobald er Geld hätte, verrät eine starke Abneigung gegen die „Reichen", denen mit ihrem Gelde alles möglich ist (auch die ewige Gesundheit). Er dürfte einmal ein leidenschaftlicher Sozialist werden.

4. *Friedrich P., 18 Jahre alt,* Sohn eines Reisenden, der seit einem halben Jahre von seiner Frau, welche in seiner Abwesenheit ein Verhältnis hatte, geschieden und mit einer reichen Fleischerstochter wieder verheiratet ist:

„. . . Schön wär's auf der Welt a). — Oder auch nicht. — Was ich mir wünschen würde, könnte ich ohne Mühe erlangen, ich brauchte nicht zu arbeiten b), könnte stets die besten Speisen essen und müßte mir auch nichts darausmachen, wenn ich beim Sitzen das Tischbein zwischen die Beine bekäme, denn auch eine böse Schwiegermutter könnte ich verzaubern. Ich könnte alle Länder sehen, könnte überall König werden und viel Ruhm erlangen c). Ich würde in die Vergangenheit, in die Zukunft sehen, könnte die alten Germanen wieder auferleben lassen . . . Doch auch andere Weltkörper könnte ich bereisen und wüßte, ob auch dort Menschen wohnen. Ich könnte die Entstehung der Menschen, der Welt, der Tiere, kurz alles Leben begreifen und in die tiefsten Geheimnisse der Natur eindringen. Meine Feinde könnte ich vernichten und meinen Freunden viel Gutes tun d). Ich könnte den Professoren den schönsten Schabernack spielen, herrlich wäre das e). *Doch nein, wäre es wirklich so schön, wenn man haben könnte, was man will?* f) Wenn man sich nichts mit eigener Kraft erwirbt? Nichts arbeitet? Nur immer zaubert? Wir Menschen bauen Luftschlösser, möchten es anders haben, als es ist . . . . . . denn, wie würde es auf unserer Erde aussehen, wenn jeder nach seinem Gutdünken fordern und gebieten könnte?"

(a) Es gefällt ihm also nicht auf der Welt, er lehnt sie ab, so wie er sie erlebt, und möchte sich deshalb in eine andere zaubern. Die verschiedenen Wünsche kennzeichnen den verwöhnten Menschen, der zu keiner zähen Leistung fähig ist (b). Sprechstunden haben ergeben, daß er von beiden Eltern verwöhnt worden ist. Außerdem spielen die familiären Zustände eine wichtige Rolle: seine wirkliche Mutter hatte ein Verhältnis mit einem anderen Manne, das dem Jungen nicht geheim blieb. Derartige Zustände wirken sich bei wissenden Kindern gewöhnlich so aus. Es wundert uns deshalb nicht, daß er von einem ungeheuren Geltungsstreben beherrscht

wird (c). Wenn er seine Feinde vernichten will, können wir annehmen, daß er nur solche Menschen für Freunde hält, welche alle seine Wünsche und ihn selbst, so wie er ist, gelten lassen. Es liegt also kein Gemeinschaftssinn vor, denn die „Freunde“ sind dann ja auch nur die Vollstrecker seiner Wünsche (d). Gegen andere Menschen wird er deshalb immer Mißtrauen haben. Vor allem werden ihm auch die Lehrer als „Feinde“ erscheinen (e). Wahrscheinlich wird er logischerweise auch alle Erziehungseinflüsse ablehnen, mögen sie von welcher Seite immer kommen. Das ist wichtig, weil die Erziehungskunst darin bestehen wird, daß man den Schüler so auf die Gemeinschaft einstellt, daß er es gar nicht merkt. Moralische und ähnliche Reden werden wirkungslos bleiben müssen. Andrerseits darf ihm nie die Arbeit und die mit ihr immer verbundene Verantwortung erspart werden, was aber wieder nicht so geschehen darf, daß man viele Worte macht. Je selbstverständlicher das Verhalten aller Erzieher sein wird, umso unerbittlicher wird sich der Schüler mit der Zeit in einen Kreis eigener Verantwortung hineingestellt fühlen. Dabei darf er aber wieder nicht zu dem Gefühl kommen, daß er „ungerecht“ behandelt wird. Solche jungen Menschen sind auf eine „gerechte“ Behandlung sehr erpicht. Wenn er merkt, daß man mit anderen nicht so sachlich verfährt wie mit ihm, kommt er aber notwendigerweise zu diesem Gefühl — und hat sogar recht, wir aber hätten dann gründlich ausgespielt. An seinen Schulleistungen ist an und für sich nichts auszustellen, er ist gescheit, sodaß allein seine ichhafte Charakterhaltung durchbrochen werden muß. Vielleicht wird dies am leichtesten bei gemeinsamer Schularbeit möglich werden, bei welcher ihm nicht nur stark zu Bewußtsein kommt, daß einer vom anderen abhängig ist, sondern auch, daß ein jeder wichtig und unersetzlich ist.

(f) Letzten Endes wird dem Zauberlehrling vor seinen eigenen Wünschen doch auch bange: er hätte nicht die Garantie dafür, daß auch alle seine Wünsche befriedigt würden, weil ja die anderen das gleiche Recht auch für sich in Anspruch nähmen.

5. *Erich W., 14 Jahre alt,* Sohn eines Bahnbediensteten, hat einen um drei Jahre jüngeren Bruder:

„Wenn ich zaubern könnte, würde ich hier nicht die Schulbank drücken und mir darauf die Hosen zerreißen a). Als feuriger Gott b) flöge ich durch die Lüfte und die Bewohner müßten sich vor mir beugen b). Jede Woche machte ich große Feste und auf dem Marktplatz ließe ich Ochsen am Spieße braten und unter die Bewohner verteilen b). Die modernen Kriegsmittel schaffte ich ab und würde dafür das Rittertum einsetzen c). Eine große Brücke zauberte ich von der Erde bis zum Mond, so daß man hinüber spazieren gehen könnte. Auch müßte ich soviel Verstand haben wie 20 Minister zusammen b). Ich würde mir ein goldenes Schloß bauen und meinen Untertanen silberne Häuser, trotzdem aber müßte ein jeder fleißig arbeiten. Die Kraft würde ich mir geben, daß ich mit einem Auge in die Zukunft, mit dem anderen in die Vergangenheit schauen könnte. Statt des Sandes in der Elbe würde ich kostbare Perlen hineinzaubern. Die lästigen Insekten vernichtete ich und eine Kornähre müßte bei der Wurzel anfangen. Daß sich der Handel schneller vollziehe, zauberte ich Löcher durch die Erde, von hier bis nach Amerika. Deshalb soll mir niemand diese Zauberkraft verschaffen, sonst hätte die Menschheit manchmal den Kopf verdreht.“

(a) Ablehnung der Schule, welche wahrscheinlich der Situation des entthronten Kindes (jüngerer Bruder, den er tyrannisiert) zu verdanken

ist. Die damit zusammenhängenden starken Minderwertigkeitsgefühle werden in einem starken Geltungsstreben kompensiert (b). Er möchte am liebsten Herr aller Welten werden und aller Zeiten. Er hat noch Sinn für die Gemeinschaft (e), doch immer läßt er persönliche Interessen durchscheinen (Untertanen: silberne Häuser — er selbst: goldenes Schloß).

Für die Erziehung ist es wichtig zu erkennen, daß der Junge vor allem dort arbeiten wird, wo er auch Anerkennung findet. Es muß beachtet werden, daß er nie unten zu stehen kommt, vor allem nicht durch offensichtliche Fehler der Erzieher. Gegen Ungerechtigkeiten wird er protestieren. Wir werden auch nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß der Schüler kein ausdauernder Arbeiter sein wird, daß er sich auch Schlampereien wird zuschulden kommen lassen. Wenn solche aufgedeckt werden, werden die notwendigen *sachlichen* Konsequenzen müssen daraus gezogen werden. Pardonieren wäre verfehlt. Persönliche Strenge der Erzieher aber würde bloß zu Unaufrichtigkeit und Lüge führen. Vorbeugung ist also hier geboten, er darf aber nicht locker gelassen werden. Wenn man irgendwo spürt, daß er für etwas Schulisches Interesse zeigt, wird man dort sofort einhaken müssen, damit er bald selbst erlebt, daß er arbeiten kann und dabei auch Erfolge hat. So wird er langsam spüren, daß er im Unterricht unentbehrlich wird (das kann man ihn unauffällig spüren lassen), wird festen Fuß fassen und sich der schulischen Ordnung und dem schulischen Betrieb ohne alle Schwierigkeiten einordnen.

III.

Es wird nicht allzu schwer fallen, sich aus den vorgeführten Einzelbildern ein Gesamtbild vom Klassengeist zu machen. Fast alle Schüler erschienen uns als auf Schwierigkeiten nicht genügend vorbereitet. Verzärtelte und verschüchterte Schüler ohne ein besonderes Gemeinschaftsbewußtsein, mit der Tendenz auf Erhöhung der eigenen Sicherheit und der eigenen Geltung bilden die Klasse. Der Grad der individuellen Intelligenzen war über Durchschnitt, nur sind sie charaktergemäß meist auf der unnützlichen, ichhaften, negativen Seite aktiv. Weiter ist klar geworden, daß die Eltern an diesen Erscheinungsformen schuld sind (vor allem vgl. die Aufsätze zum ersten Thema).

Die Führung der ganzen Klasse wird daher mit großen Schwierigkeiten verbunden sein. Die „Klasse" wird zunächst nicht nach einem Ideal eingerichtet, sondern eher der Anschein und die Funktion einer „Organisation" der minderwertigen Schüler sein. Der Zusammenhalt wird erst da sein, wenn er notwendig wird, um etwas zu schützen, was ein einzelner oder eine kleine Gruppe von Schülern nicht selbst verantworten will (Notgemeinschaft). Positiv ist dabei nur, daß doch das Gefühl der Zusammengehörigkeit hier ist. Daran muß die Erziehung anknüpfen. Eben hier aber werden sich die größten Schwierigkeiten einstellen, denn: wann kommt eine solche Klasse am ehesten in „Not"? Wenn gegen die Disziplin verstoßen worden ist, deren Hüter die Lehrer sind. Also werden die Lehrer als feindliche Front erlebt werden. Gerade sie aber sollen helfend eingreifen. Sie werden ohnedies schon einen schweren Stand deshalb haben,

weil die meisten Schüler, wie wir gesehen haben, vor der Leistung flüchten und deshalb die Lehrer nicht als Freunde anerkennen werden, die den Schüler nach seiner Leistung zu beurteilen haben. Es werden also vor allem jene Lehrer Schwierigkeiten mit der ganzen Klasse erleben, welche auf die Leistung ihn ihrem Fache allzu viel Gewicht legen. Gemeinsame Klassenarbeit (Gemeinschaftsleistungen) werden besonders in dieser Klasse geboten sein.

Die tendenziöse Apperzeption, welche bei jedem einzelnen Schüler zu bekämpfen ist, wird sich auch im „Klassengeist“ ungünstig bemerkbar machen. Alle Maßnahmen und Vorschläge, welche von den Lehrern werden getroffen werden, müssen logischerweise auf den Widerstand der unbewußten „Organisation“ stoßen. Der Lehrer mag eine Angelegenheit noch so gerecht erledigen, immer wird er vor der Klasse als der Gemeine, Hinterlistige dastehen; woraus wir Lehrer folgern müssen, daß besonders die tendenziöse Apperzeption sowohl bei jedem Einzelnen als auch bei der ganzen Klasse wohlwollend und klar entlarvt werden muß. Alles wird darauf ankommen, ob die Lehrer es verstehen werden, immer und unter allen Umständen gerecht, beherrscht (d. h. der Situation gewachsen), aufrichtig (nicht den Detektiv spielen!), wohlwollend und in allen diesen aber konsequent zu sein. Das bedeutet für jeden Lehrer, daß er sich immer in die Situation des Schülers hineindenken muß, bevor er etwas veranlaßt; das ist geradezu der kategorische Imperativ des Lehrers.

Eine alltägliche Erscheinung wird das Einsagen und Abschreiben sein, das entspricht der Solidarität der Schüler. Verbote und Strafen würden aber die Solidarität verletzen und das gerade Gegenteil erreichen. Die Klasse würde sich im Notfalle solidarisch gegen den betreffenden Lehrer stellen. Auch dieser Unfug kann positiv ausgewertet werden, wenn man ihn als Gruppenarbeit wertet (Arbeitsschule, Gemeinschaftsarbeit!). Das gegenteilige Verhalten der Lehrer kann sehr bald so weit führen, daß auch die wenigen mehr positiv eingestellten Schülerpersönlichkeiten in der — vom Standpunkt der Schüler gesehen — ungerecht behandelten Masse der negativ eingestellten untergehen. Dem muß vorgebeugt werden. Es besteht gar kein Grund, gegen dieses Verhalten der Schüler mit Strafe einzuschreiten, weil es sich im Grunde genommen — so sieht es der Schüler (dazu kommt noch die tendenziöse Apperzeption!) — nicht um strafbare Vergehen, sondern um bedauernswerte und verbesserliche Fehlentwicklungen handelt.

Das Verantwortungsbewußtsein der Klasse kann nur geringfügig sein. Oben schon sagte ich, daß sie sich aus Verantwortungsflüchtigen zusammensetzt. Die Klasse als solche kann erst dann positives Verantwortungsbewußtsein haben, wenn die einzelnen Schüler es haben. In vielen Aussprachen mit Einzelnen als auch mit der ganzen Klasse können die Ursachen aufgedeckt und der geheime Lebensplan bewußt gemacht werden. Dadurch würde die tendenziöse Apperzeption unterbunden und mit der Zeit ganz umgekehrt (die tendenziöse Apperzeption hat auch der positiv eingestellte Mensch!).

Es ließe sich jetzt hier eine ganze Menge grundsätzlicher Betrachtungen anschließen. Ich kann mir sie indessen ersparen; weil ich ja nur Mög-

lichkeiten aufzeigen könnte, würde der Aufsatz endlos. Ich darf aber hier an die ausgezeichneten Ausführungen von *Ferdinand Birnbaum* hinweisen, die in dieser Zeitschrift in dem Aufsatz „Die praktischen Auswirkungen der Individualpsychologie in der Schule", IX. Jg., Heft 3 (Sonderheft: Das Kind in der Schule, 1931) zu lesen sind. Es sei aber betont, daß für den hier geschilderten Fall die Situation für die Lehrer weitaus schwieriger ist als für den Lehrer der Volks- und Bürgerschule. Da wie dort können positive Erziehungserfolge wesentlicher Art ohne Hilfe der Eltern nicht erzielt werden (nebenbei bemerkt: in den Sprechstunden muß den Eltern diese ihre ausschlaggebende Rolle in der Umerziehung ihrer eigenen Kinder immer klar bewußt werden, sonst packen sie es viel zu flau an). Aber während die Schüler bis zum 14. Lebensjahr hauptsächlich unter dem Einfluß von Haus und Schule stehen, wirken auf den höheren Mittel- und Fachschüler unkontrollierbare andere Faktoren ein, die zunächst nicht ausgeschaltet oder in die neue Erziehungsform organisch eingeschaltet werden können (Vereine, Kameraden, praktische Eigenerfahrungen usw.). Deshalb wird sehr viel oder vielleicht überhaupt alles darauf ankommen, wie der Klassengeist gestaltet wird. Und da wird es sicherlich der erfolgreichste Weg sein, mit der Methode der Arbeits- und Gemeinschaftsschule die Klasse immer im Sinne der Individualpsychologie und der von ihr vertretenen Idee (!!) einer Gemeinschaft zu führen.

Buchbesprechungen.

BÉLA SZÉKELY: *A te gyereked...* (Dein Kind...) (Ein Handbuch der modernen Kindererziehung.) 1934. Budapest, Verl. „Bibliotheka" Pantheon. 144 Seiten.

Das Buch will allen Erziehern, Lehrern, Eltern, eine handliche Einführung in die Gedankengänge und auch in die Praxis der modernen Kindererziehung geben. Trotz der Anführung einer Reihe *Freud*'scher Theorien, denen gegenüber aber meistens doch *Adler* Recht gegeben wird, weist das ganze gut und klar geschriebene Buch deutlich den tiefen Einfluß der Ips. auf, und kann folglich allen, die sich in ungarischer Sprache über unser Gebiet orientieren wollen, aufs wärmste empfohlen werden. Wir gestehen, daß wir in keiner anderen Sprache ein so lesenswertes, und trotz seiner populären Zwecke, ein von solchem intellektuellen Niveau zeugendes Buch kennen, das man Eltern und Erziehern mit solcher Zuversicht in die Hände geben könnte, wie eben dieses.

Es wäre ein Gewinn für die Individualpsychologie, wenn dieses Büchlein auch in anderen Sprachen erscheinen könnte. (Des öfteren verschriebene ausländische Namen möchten wir in einer hoffentlich bald notwendigen zweiten Auflage fehlerlos geschrieben sehen.)

Dr. *Oliver Brachfeld* (Barcelona).

REVISTA DE PSICOLOGIA I PEDAGOGIA. Herausgegeben vom Psychotechnischen Institut der katalanischen autonomen Generalität (Dir. Prof. *Mira*) und vom Pädagogischen Seminar der Universität (Dir. Prof. *Xirau*). 1933. Hefte 1—4. Barcelona.

Der erste Band des nunmehr abgeschlossenen ersten Jahrgangs dieser verdienstvollen neuen Zeitschrift legt Zeugnis für die kulturellen Bestrebungen des erst durch die Revolution von 1931 errungene Autonomie Katalaniens ab. Sie erscheint in vier großen Heften im Jahr, von denen je zwei der Psychologie, bzw. den Fragen der Pädagogik gewidmet sind. Den Arbeiten, die in katalanischer und spanischer Sprache erscheinen, ist immer eine kurze Zusammenstellung in englischer Sprache bei-

gegeben. Aus dem Nachrichtenteil erfahren wir über die große Aktivität der beiden herausgebenden Institute, mit ausführlichen Programmen und Resumés der Kurse, Vorträge usw.

Ein gewissenhaft geführter Referatenteil ergänzt die Hefte nützlich. Die neue Zeitschrift, deren Ausstattung auch die höchsten Ansprüche zufriedenstellen würde, besitzt an Referenten auch einen Vertreter der Individualpsychologie, der demgemäß breite Spalten in der neuen Zeitschrift gewidmet werden sollen. Dr. *O. B.* (Barcelona).

DR. A. CHLEUSEBAIRGUE: *Orientacion profesional.* Bd. I. "Coleccion Labor, Editorial Labor", Barcelona, 1934.

In der handlichen Sammlung "*Labor*" kommt das erste, unmittelbar auf Spanisch verfaßte Werk des russischen Psychologen in einer durchaus würdigen Ausstattung heraus. Der erste Band ist bereits an und für sich ein abgeschlossenes Werk, das uns eine knappe und überaus klare Darstellung des Problemkreises der Berufsberatung entwirft. Zum erstenmal erscheinen hier die Arbeiten Prof. *Mira's* (Barcelona) und seiner Schule systematisch zusammengestellt, mit den allerwichtigsten Tests, die in Spanien bisher Verwendung gefunden haben.

Es ist wohl überflüssig, zu bemerken, daß in der Beschreibung der neueren psychologischen Methoden der Menschenkenntnis, auch der Individualpsychologie vollauf Rechnung getragen wird; der Name *Alfred Adler* ist einer der meistangeführten im Namenregister, und bereits auf der ersten Seite begegnen wir einer würdigenden Bemerkung über das Werk des Schöpfers der Individualpsychologie. (Einmal wurden in der Fußnote zwei Titel *Adler*'scher Werke miteinander verwechselt).

Man kann nach diesem Anfang mit Erwartung dem zweiten Band entgegensehen.

Dr. *O. Brachfeld* (Barcelona).

N. BRAUNSHAUSEN: *Le bilinguisme et les méthodes d'enseignement des langues étrangéres.* Centrale du P. E. S. de Belgique. Cahiers de la Centrale, vol. VII., S. d. (1933), Pp. 135.

Mit sicherer Hand greift der bekannte Luxemburger Psychologe — Dozent an der Univ. Lüttich und an der Athénée zu Luxemburg — in das gefährliche Wespennest des Bilinguismus-Problems. Wie schon der Titel seines Buches es verrät, bringt er diese Frage durchaus in Zusammenhang mit dem Problem des neusprachlichen Unterrichts, eine Ansicht, die Ref. mit Konsequenz zu Ende zu führen pflegt, indem er den Bilinguismus als eine Spezialfrage des neusprachlichen Unterrichtes, diesen aber als ein individualpsychologisches Problem betrachtet wissen will. (Vgl. diese Zeitschrift, 1932, 3, und Revista de Psicologica i Pedagogia, Nr. 5, 1934.)

In der von politischen Ambitionen und Ressentiments durchgesetzten Literatur des Bilinguismus-Problems ist selten eine so klare und so sachliche Darstellung zu finden, wie die *B*.s. Im zweiten Teil des Büchleins entwirft er eine synthetische Geschichte der Problematik des neusprachlichen Unterrichts, und erklärt dem Leser an Hand einer eigenen experimentellen Methode die Vor- und Nachteile der sog. „direkten", wie auch der indirekten Methode. Er gelangt zur Schlußfolgerung, daß die beiden Methoden sich nicht beiderseits verdrängen, sondern vielmehr gegenseitig ergänzen müssen.

Dr. *O. Brachfeld* (Barcelona).

JOSEF DONAT, Professor an der Universität Innsbruck: *Über Psychoanalyse und Individualpsychologie.* Verlag Felix Rauch, Innsbruck 1932.

Wir wollen bei dieser Besprechung den ganzen ersten Teil, der sich mit der Psychoanalyse beschäftigt, beiseite lassen. Da die Darstellung der individualpsychologischen Lehre selbst korrekt ist, können wir uns auf die Kritik beschränken, die *Donat* an der Individualpsychologie übt. Es handelt sich um eine *dreifache* Kritik: um die Kritik am psychologischen System selbst, an den weltanschaulichen Voraussetzungen und an den pädagogischen Folgerungen. Wir finden diese Dreiteilung im Aufbau des Werkes selbst vor, wie denn überhaupt die Klarheit des Aufbaues unsere Anerkennung erzwingt und sich wohltuend von der nebulosen Unklarheit unterscheidet, unter deren Rauchschleier man sich gewöhnlich der Individualpsychologie kritisch zu nahen pflegt.

Zunächst wendet sich *Donat* gegen die angebliche Vernachlässigung der Erbgrundlagen. Dagegen läßt sich sagen, daß *Adlers* klinische Arbeiten zur Organminderwertigkeitslehre unsere Einsicht in die Erbgrundlagen sehr vertieft haben, daß aber auch ganz abgesehen davon, die Individualpsychologie manches geleistet hat, um die lange und dunkle Strecke zwischen Erbgrundlage und dem sichtbaren Charakter aufzuhellen. So in den Arbeiten zum Begabungsproblem. Was die Argumentation mit den eineiigen Zwillingen betrifft, so dürfen wir auf die Arbeit des Ehepaares *Holub* und innerhalb dieser auf die genauen Untersuchungen des Columbia Medical Center in New York und auf die Bemerkungen von *Poll* verweisen. *Donat* fragt: Ist es denn wahr, daß der Charakter durch ein individuelles Lebensziel bestimmt wird? Er führt dagegen an, daß viele Geschehnisse unwillkürlich verlaufen und daß auch von den willkürlich ablaufenden viele Ambivalenzen zeigen. Daß die Ambivalenzen einen einheitlichen Sinn haben, ist durch die Arbeiten der Individualpsychologie mindestens als denkbar erwiesen. *Donat* spricht dem Kleinkind die Fähigkeit ab, ein Lebensziel zu besitzen. Er bestreitet nicht gewisse Eigenarten, will diese aber auf das Manifestwerden von angeborenen, also vorgeprägten Eigenarten zurückführen. *Donat* stützt sich hiebei auf den Gedanken, daß die Bildung eines wirksamen und doch nicht aus der Erbprägung entsprungenen Lebenszieles eine Menge von intellektuellen Voraussetzungen im Kinde selbst voraussetze. Wenn man *Bühlers* Dreigliederung von Instinkt, Dressur und Intellekt heranzieht, läßt sich die Konzeption einer frühkindlichen Einstellung sehr wohl als Folge von Selbstdressur begreifen, ohne erst den Intellekt bemühen zu müssen. Der Verfasser polemisiert ferner gegen die Monopolstellung des Geltungsstrebens. *Adler* selbst hat es für richtig befunden, den Namen Streben nach Vollkommenheit einzuführen, um die universelle Bedeutung dieses Strebens anzudeuten und so jede Beiordnung zu anderen Trieben auszuschließen. Wenn *Donat* den pädagogischen Bemühungen *Adlers* die Unveränderbarkeit des Lebensstiles entgegensetzen zu müssen glaubt, so hat er dabei auf den entscheidenden Nachsatz vergessen: „Solange nicht eine Veränderung des Zieles eintritt!“ Auf diese Veränderung aber hat es die Individualpsychologie abgesehen! — Der Verfasser leugnet die Allgemeinheit des Minderwertigkeitsgefühles bei den Kindern, er will solche Gefühle nur als Ausnahmeerscheinungen gelten lassen. Auch der Individualpsychologie sind bewußte Minderwertigkeitsgefühle nur Ausnahmen; das primäre Minderwertigkeitsgefühl, von dem die Individualpsychologie spricht, ist keineswegs eine phänomenal vorweisbare Erscheinung, sondern die einzig verständliche Voraussetzung das Korrelat des Strebens nach Vollkommenheit.

Zur weltanschaulichen Kritik *Donats* ist zu bemerken: die Gemeinschaftsidee ist bei *Adler* keineswegs eine Idee, die *erst später* realisiert werden kann, wie im Marxismus, sondern eine unaufhebbare Verpflichtung *schon für das Jetzt und Hier.* Die „transzendentale Bezogenheit des einen menschlichen Bewußtseins auf eine unbestimmte Vielheit solcher“ (*Max Adler*) hat der Marxismus implizite mit vielen anderen Systemen gemein. Die große Betonung des Gemeinschaftsgefühles läßt sich auch vom Standpunkt anderer Anschauungen rechtfertigen. *Allers* macht mit Recht darauf aufmerksam, daß auch nach thomistischer Lehre die Liebe zum Nächsten hinsichtlich ihres Vollzuges vorangeht, wenngleich sie nach der Ordnung der Vorzüglichkeit und des Ranges innerhalb des Theismus hinter der Liebe zu Gott rangiert.

Nun zu den pädagogischen Folgerungen! Die Individualpsychologie gibt der Gemeinschaft einen rein formalen Charakter; eben deshalb ist sie mit jedem beliebigen Material zu erfüllen; sie verhält sich neutral gegenüber jeder materiellen Erfüllung der Gemeinschaftsidee. *Dunin-Borkowski* sagt z. B., daß die überragende Selbständigkeit erzieherischer Gesetze gerade darin liegt, daß sie sich gegen viele, einander ausschließende Systeme neutral verhalten. Derselbe Verfasser legt es der Erziehungsphilosophie als Problem vor, den Punkt zu bestimmen, in dem die Erziehungsmaßnahmen an bestimmte Weltanschauungen anknüpfen

müssen, die Wege zu erkunden, auf denen dieselben Gesetze erzieherischer Weisheit aus entgegengesetzten philosophischen Systemen hervorgehen — und in sie münden können!

Die Wiener Schulreform mit den Bestrebungen der Individualpsychologie gleichzusetzen, ist denn doch wohl nicht gut möglich, wenn auch *Donat* einen Gewährsmann nennt, der dies behauptet hat. Wir — d. h. die individualpsychologisch eingestellten Lehrer — haben z. B. niemals die Abschaffung der Klassifikation für gut geheißen, sondern die Ergänzung des juridischen Aktes durch den pädagogischen gefordert (*O. Spiel*). Unsere Abwehr der egoistischen Prestigeautorität war niemals eine Abwehr der sozialgegebenen Autorität. Das Wort *Adlers:* „Wenn das Kind keine Schwierigkeiten hätte, so müßte man sie erfinden", die ständige Verurteilung der Verzärtelung, die stete Betonung des Charaktertrainings, all das mag andeuten, daß wir noch mehr das Konstruktive betont wissen wollten. Wir haben immer und in allen Situationen die Meinung vertreten, daß die bloße Befreiung des Kindes nichts nütze, sondern ergänzt werden müsse durch Maßnahmen des Trainings. Man hat unsere Bestrebungen auch immer als etwas Neues erkannt und als Neues verständnisvoll gefördert.

Man kann die letztliche Unzulänglichkeit des lumen naturale festhalten; dem steht niemals gegenüber, daß man alle Anstrengungen machen müsse, den Leuchtkreis dieses natürlichen Lichtes so weit als nur möglich auszudehnen. Diese Tendenz entspricht thomistischer, also bester katholischer Tendenz. —

Das Buch *Donats* verdient, daß man es lese; gerade durch seine präzise Kritik, die Punkt für Punkt das ganze System ableuchtet und sich nicht mit den landläufigen Gemeinplätzen (Die Individualpsychologie ist zu einfach, sie kann deshalb nicht richtig sein!) begnügt, kann es allen Kennern der Individualpsychologie eine außerordentlich produktive Anregung sein.

Ferdinand Birnbaum (Wien).

GEORGES DESTOUNIS, Athen: *Délire d'interprétation chez un daltonien.* (Beziehungswahn bei einem Farbenblinden.) L'Encéphale, 1934, 4.

Der Autor schildert hier einen Fall, der ip. sehr interessant ist, da er die Zusammenhänge zwischen dem Typus der Halluzinationen und dem Typus der Sinnesorientierung zeigt; hier visuelle Halluzinationen bei einem jungen Menschen mit einer ausgesprochenen Minderwertigkeit des Sehorgans. Gleichzeitig erhellt aus der Krankengeschichte auch der innige Konnex zwischen dem Ausbruch der Krankheit und der tendenziösen Verwertung der äußeren Ereignisse. Der Patient, der als bereits vor der Erkrankung egoistische, auf sich konzentrierte Persönlichkeit geschildert wird, dem es an Beziehungen zu den Mitmenschen mangelte, erlebt zwei große Niederlagen: einerseits wird ihm wegen der Rot-Grün-Blindheit die Aufnahme in die Marineakademie verweigert, andrerseits erfährt er eine Zurückweisung in einer Liebesbeziehung. Der Kranke entwickelt einen von starken visuellen Halluzinationen begleiteten, systemisierten Verfolgungswahn.

Dr. *L. Sicher* (Wien).

A. ROUQUIR und JEAN MICHEL: *Anorexie pithiatique élective.* Rôle respectif de la suggestion et des réflexes conditionnels dans la genèse des troubles; amélioration par contre-suggestion armée (Elektive hysterische Anorexie. Die Rolle der Suggestion und der bedingten Reflexe für die Entstehung der Erkrankung; Besserung durch physikalisch unterstützte Gegensuggestion.) L'Encéphale, 1934, 4.

Die hier gebotene Krankengeschichte weist deutlich auf eine familiäre Minderwertigkeit des Magen-Darmtrakts hin: Vater magenkrank, muß Diät halten; der 21jähr. Patient zeigt eine deutliche Magen-Anamnese: 1. Kindheitserinnerung: Als Kind von ungefähr zwei Jahren ißt er Erde, die er von den Rädern eines Karrens abkratzt. Mit vier Jahren Gastritis, seither lebt er von vorwiegend geröstetem Brot und Butter (letztere in ungeheuren Quantitäten), trinkt nur Wasser, sehr selten einmal frisch gemolkene Kuhmilch. Alle anderen Nahrungsmittel werden sofort erbrochen.

Die Untersuchung des Falles stammt aus der Militärzeit des Patienten. Im Militärspital, wo er gezwungen wurde, andere Speisen zu essen (der Nahrungszwang wurde durch Starkstrom-

faradisation des Epigastriums und der Bauchpartien unterstützt), erfolgte beim bloßen Anblick des Essens der Würgreflex, dasselbe geschah beim bloßen Ansetzen der Elektrode, später kam es zu schweren hysterischen Anfällen, die epileptoiden Charakter trugen.

Da Patient nach einem Monat entlassen werden muß, ohne daß es dazu gekommen wäre, ihn andere Nahrungsmittel aufnehmen lassen zu können, ist die im Titel der Arbeit angekündigte Besserung nicht klar, obwohl die Verfasser versichern, daß Patient in dieser Zeit bereits von dem Nichtbestehen seiner Magenerkrankung überzeugt war und nur deshalb superarbitriert werden mußte, weil die Anzahl der epileptoiden Anfälle, die sich nach der „physikalischen" Antisuggestion eingestellt hatten, sich ständig häuften.

Dr. *L. Sicher* (Wien).

Chronik.

Prof. Alfred Adler in New York.

Professor Dr. *Alfred Adler* sprach am 15. September im Ungarischen Verein für Individualpsychologie in *Budapest* „über den verzärtelten Lebensstil und seine aktive und passive Gestaltung". Den Vorsitz führte Dozent Dr. *Stefan von Maday.*

Am 19. September sprach *Alfred Adler* in *Prag* „über die Angst", — am 20. September in *Brünn* „über Angst und Zwangsneurose", — am 25. September in der Gesellschaft für Individualpsychologie in *Zürich* (Vorsitz: *Spring-Zürcher*) über „Verhütung von Neurosen und Kriminalität". Das Auditorium war überall überfüllt, in Prag bekamen 100 Personen keinen Einlaß.

Am 27. September fuhr Prof. *Adler* über *Paris* mit dem Dampfer „Paris" nach *New York*, um seine klinischen Jahresvorlesungen als Professor am Long Island Medical College wiederaufzunehmen. Er konnte seine Klinik für Neurosen und Psychosen, an der Dr. *Frank Pearcy* mitwirkt, der die Leitung in den Sommermonaten innehatte, namhaft erweitern. Ferner wird Professor *Adler* zwei weitere Jahresvorlesungen über Individualpsychologie in englischer Sprache für fortgeschrittene Psychologen, Lehrer und Erzieher abhalten, eine im Roerich-Museum, New York, die andere im Institute of Science and Art in Brooklyn.

The Medical Society of Individual Psychology, London Session 1934-5.

Chairman and Editor: *J. C. Young*, M.C., M.D., M.S.

Vice-Chairman: Prof. *W. Langdon-Brown*, M.D., F.R.C.P.

Hon. Treasurer: *H. C. Squires*, C.M.G., M.D., F.R.C.P. (19, Queen Anne Street, W. 1.)

Members of Committee: *M. Marcus*, M.B., B.S. (Assistant Editor), *Mary Bell Ferguson*, M.B., *Alexander Baldie*, M.B., D.P.M., *C. M. Bevan-Brown*, M.B., Ch.B., *N. R. Beattie*, M.D., B.S., B.Hy., D.P.H., *E. L. Taylor*, M.R.C.S., L.R.C.P.

Hon. Secretary: *O. H. Woodcock*, M.D., 22, Ridge Hill, Golders Green, N.W. 11. Telephone Speedwell 4995.

Hon. Auitors: *George Gordon*, M.B., *W. R. Reynell*, M.D.

The Society meet on the second Thursday in each month from October to July inclusively. Ordinary Meetings are held in October, November, December, February, March, April, May and June, at 11, Chandos Street, W. 1., (Telephone: Langham 1043), at 8.30 p. m., preceded by a Committee Meeting at 8 p. m. *The Annual Dinner* of the Society is held in January and *The Annual General Meeting* in July of each yeare.

The Annual Subscription is, for Members £ 1. 1s. 0d. and for Associates 10/6, payable in advance in October of each year and giving right to the quarterly issues of *Individual Psychology Pamphlets.*

Programme 1934-5:

1934

Oct. 11th. 8.30 p. m. Extraordinary General Meeting followed by Address by *The Chairman.*

Nov. 9th. 8.30 p. m. Dr. *Hilda Weber:* Post-Menopausal Neuroses.

Dec. 13th. 8.30 p. m. Dr. *F. H. Bodman:* Some cases of Colitis.

1935

Jan. 10th. 7.30 p. m. *Annual Dinner:* The Florence Restaurant, W. 1. Guests are welcomed. Dinner or Evening Dress.

Feb. 14th. 8.30 p. m. Dr. *C. W. J. Brasher:* The Pragmatic Value of Individual Psychology.

Mar. 14th. 8.30 p. m. Dr. *G. E. S. Ward:* "Heart and Mind."

Apr. 11th. 8.30 p. m. Dr. *M. S. Thomson:* The Psychological Aspect of Skin Disease.

May 9th. 8.30 p. m. Dr. *Neil Beattie:* Individual Psychology and Preventive Medicine.

June 13th. 8.30 p. m. Debate: Homosexuality is Decadence. Opener: Dr. *A. Baldie.*

July 11th. 7.30 p. m. *Annual General Meeting:* Dinner: The Florence Restaurant, W. 1. No Guests: Morning or Dinner Dress. After Dinner: Officers' Reports; Election of Officers and Committee; General Discussion.

Bericht über Krakau 1934.

Anläßlich des *6. internationalen Kongresses für moralische Erziehung* hatte ich Gelegenheit, die individualpsychologische Arbeit in *Krakau* kennenzulernen. Zunächst aber ein paar Worte über den Kongreß:

Er war in sachlicher Hinsicht für mich eine gewisse Enttäuschung, obwohl man ja von der Arbeit an Kongressen nie allzu viel erwarten darf. Drei Dinge waren allerdings an diesem Kongreß begeisternd: Die administrative Leitung unter der Führung von Mme. *François Sokal,* welche fast unlösbar scheinende Schwierigkeiten bewundernswert überwand und die Gäste mit unvorstellbarer Liebenswürdigkeit betreute; weiters der Vorsitzende, Prof. *Halecki,* der mit seiner Rede- und Sprachengewandtheit, seiner feinen Geistigkeit und liebenswürdigen Geschicklichkeit das Publikum immer wieder begeisterte; schließlich dieses Publikum selbst, das knapp vor Beginn des Kongresses auf die unerwartete Zahl von 700 Teilnehmern anschwoll und sich hauptsächlich aus Lehrern und Pädagogen, sowohl weltlicher wie geistlicher Art, zusammensetzte und den oft ermüdenden Ausführungen der Referenten mit unbeschreiblicher Geduld und Ausdauer folgte.

In den Hauptsitzungen des Kongresses, welche das Thema: *„Die allen Menschen gemeinsamen moralischen Kräfte, deren Quelle und deren Weiterentwicklung durch Erziehung"* behandelten, traten als Referenten hervorragende Philosophen und Pädagogen der verschiedensten Länder auf. Ich will und kann mich hier nicht mit einzelnen Ausführungen befassen. Zusammenfassend scheint mir nur bei aller Vielfalt des Gebotenen der praktische Wert der Ausführungen für Erzieher relativ gering zu sein. Wohl hat es immer Anklänge an unsere individualpsychologische Einsicht gegeben, am stärksten in den Ausführungen Prof. *Haleckis,* als er die Worte der Mme. *Curie* zitierte. Einmal in Genf bei der Debatte um Moral und moralischer Erziehung meinte sie, es käme nur auf die „Collaboration" an. Die *Kooperationsfähigkeit* als Ausdruck des *Gemeinschaftsgefühles* und das Training und die Entwicklung desselben scheint mir ja doch das Hauptproblem der moralischen Erziehung zu sein, welche man nicht durch Teilfragen der Erziehung, etwa gar mit den Methoden der experimentellen Psychologie erreichen kann, wie es unter anderem auch auf diesem Kongreß vorgeschlagen wurde.

Mehr praktische Arbeit gab es in den Sektionen: Moral und Arbeit, Coeducation, Verständigung der Völker durch die Jugend, Jugendliteratur.

Neben der Arbeit am Kongreß interessierte mich natürlich vor allem *die individualpsychologische Arbeit in Krakau.* Sie wird geführt von Lehrer *J. I. Kohn* und von Frau Dr. *Glaßner.* Lehrer *Kohn* führte durch 1½ Jahre die Arbeitsgemeinschaft aller öffentlich angestellten Lehrer. Jetzt leitet er die Arbeitsgemeinschaft der Lehrer und Professoren im jüdischen Gymnasium samt Volksschule, wo er auch eine Erziehungsberatungsstelle führt. Die Leiter des Pädagogischen Instituts und des Psychologischen Instituts in Krakau, Prof. *Rowid* und Prof. *Szuman* stehen der individualpsychologischen Arbeit äußerst wohlwollend gegenüber und anerkennen ihre Vorteile gegenüber anderen psychologischen Richtungen. Sicher wird es durch Ausbau der individualpsychologischen Arbeitsgemeinschaft und der Vortragstätigkeit gelingen, das Interesse weiter Kreise von Pädagogen zu vertiefen. Die individualpsychologi-

sche Arbeitsgemeinschaft umfaßt jetzt schon gegen 40 Personen, welche allerdings in der letzten Zeit nicht regelmäßig zusammenkamen.

Vielleicht ist es mir durch meine Tätigkeit in Krakau gelungen, die Arbeit etwas zu fördern. Ich hielt vor allem einen Vortrag im Ärzteverein, der trotz Ferien, ungewohnten Sitzungstages in der Sommerpause und trotz Verständigung im letzten Moment, unerwartet gut besucht war und in der Diskussion bei aller Kritik freundlich aufgenommen wurde. Vor allem konnte der Präsident, Dr. *Blasberg*, in die Diskussion eingreifen, indem er aus seinen persönlichen Gesprächen mit Prof. *Alfred Adler* ein Argument zur Widerlegung von Einwänden beibrachte. Außerdem hielt ich zwei Vorträge vor Lehrern und Professoren und einen öffentlichen Vortrag im Collegium Wickladow na ukowych, der als Ergebnis die Anmeldung von 30 Personen, darunter hauptsächlich Ärzten und Lehrern, zur Teilnahme an der individualpsychologischen Arbeitsgemeinschaft brachte. Die Arbeitsgemeinschaft wird nun regelmäßig einmal in der Woche Sitzungen abhalten und sich zunächst mit der Lektüre individualpsychologischer Bücher befassen. Das Krakauer Publikum scheint für die individualpsychologische Pädagogik recht zugänglich zu sein, sodaß die Aussichten der dortigen Arbeitsgemeinschaft für Individualpsychologie sehr günstig sind.

Dr. med. *Rudolf Dreikurs* (Wien).

Nachrichten.

Die Leser der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie" werden gebeten, die *Abonnementbeträge für 1935 ehebaldigst überweisen* zu wollen an die Administration der Zeitschrift, Wien, VI., Joanellıgasse 6.

*

Frau *Sofie Lazarsfeld* (Wien) hielt am 18. Juli in *Zürich* (im Schwurgerichtssaal) einen Vortrag über „Vom Ich zur Gemeinschaft", und an drei darauffolgenden Tagen einen Kurs zum gleichen Thema. Die Vorträge erfolgten auf Einladung der Zürcher individualpsychologischen Arbeitsgemeinschaft.

*

Paul Fischl (Prag) hält im Prager Volksbildungshaus „Urania" einen Kurs über „Umgang mit Kindern."

Einige wenige Exemplare des *vollständigen ersten* und *vierten* sowie des *unvollständigen zweiten* und *dritten* Jahrganges der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie" sind durch die *Administration, Wien, VI., Joanelligasse 6,* und vom V. Jahrgang an durch die Buchhandlung Perles, Wien, I., Seilergasse 4, zu beziehen.

Einzelhefte der Jahrgänge I—IV, auch die *Sonderhefte* (Schulkinderpsychologie, Sozialpsychologie, Psychologie der Frau) kosten Schilling 6.— plus Porto.

*

Die Mitarbeiter der Zeitschrift werden ersucht, nur einseitig mit Maschine geschriebene Manuskripte einsenden zu wollen.

*

Die in diesem Heft besprochenen und angekündigten Bücher sind durch die *Buchhandlung Perles*, Wien, I., Seilergasse 4, zu beziehen.

Vereine und Arbeitsgemeinschaften für Individualpsychologie:

Verein Wien: Wien, I., Dominikanerbastei 10/15. (Prof. Dr. Alfred Adler.)

Arbeitsgemeinschaft Dresden: Dresden-A. 1, Grunaer Straße 15, II. (Rechtsanwalt Dr. Roth I. Telephon 196.58.)

Arbeitsgemeinschaft Hamburg: Oberstr. Nr. 50. (Dr. Eleonore Rieniets.)

Ungarischer Verein: Ungarischer Verein für Individualpsychologie (Magyar Individualpsychologiai Egyesület), Geschäftsstelle: Budapest: IV. Petöfi-u. 11. (Doz. Dr. Stephan v. Maday.)

Arbeitsgemeinschaft Karlsruhe: Schwarzwaldstraße 26. (Karl Sulzer.)

The Medical Society of Individual Psychology: 11, Chandos Street. Cavendish Square. London W. 1 (Langham 1043). (Chairman: J. C. Young, M.C., M.D., M.S. Vice-Chairman: Prof. W. Langdon Brown; Hon. Se-

cretary: Dr. O. H. Woodcock, 22, Ridge Hill, London, N. W. 11. Tel.: Speedwell 4995.

The Individual Psychology Club: 62 Torrington Square, London, W. C. 1. (Chairman: W. T. Symons Esqu.; Hon. Secretary: Miss P. Dudley Short.)

Arbeitsgemeinschaft Breslau: Alfred Pietsch, Oberlehrer, Wohlau, Prov.-Erzieh.-Anstalt, und Marianne Lebek, Breslau, Lenaustr. 17. (Telephon: Nr. 83.609, Studienrat Dr. Lebek.)

Arbeitsgemeinschaft Köln: Köln-Lindental, Lortzingstraße 4. (Hedwig Bloemendal.)

Arbeitsgemeinschaft Brasov (Kronstadt, Rumänien: Brasov, Str. Portii 8. (Dr. Ernst Kahana.)

Arbeitsgemeinschaft Freudenstadt: Freudenstadt im Schwarzwald, Haus Hohenfreudenstadt. (Dr. J. Bauer.)

Arbeitsgemeinschaft Stuttgart: Stuttgart-Hedelfingen. (Stadtpfarrer Dr. J. B. Schairer.)

Arbeitsgemeinschaft Chemnitz: Mittweida, Bahnhofstr. 4. (Clemens Pauli.)

Arbeitsgemeinschaft Zagreb (Agram, Jugoslawien): Zagreb, Strossmayerov trg 4. (Dr. Beno Stein.)

Milwaukee Society for Individual Psychology: Dr. med. S. Plahner, Chairman, 161 W. Wisconsin Ave., Milwaukee, Wis., U.S.A. Dr. Elisabeth S. Seiler, Vice-Chairman, 1489 No Farwell Ave Apt 3, Milwaukee, Wis., U.S.A.

Arbeitsgemeinschaft Kopenhagen: Kopenhagen, Hellerup 8. (Bildhauerin Thyra Bohldsen.)

Arbeitsgemeinschaft Palästina: Tel-Aviv, Allenby. 43 (Dr. Jehoschua Bierer.)

Arbeitsgemeinschaft Krakôw (Polen): Krakôw (Polen), Paulinska 18./9. (Lehrer J. I. Kohn.)

Individualpsychologische Gruppe in Berlin: Berlin NW 40, In den Zelten 9. (Annie Heinrichsdorff.)

Arbeitsgemeinschaft Cernauti (Rumänien): Cernauti (Rumänien), Str. Hormuzachi 5. (Lehrerin Dorothea Bräuer.)

Arbeitsgemeinschaft individualpsychologischer Ärzte Berlin: Berlin-Neukölln, Weserstraße 72. (Dr. med. Wilhelm Brandt.)

Arbeitsgemeinschaft Düsseldorf: Düsseldorf, Rochusstraße 59. III. (Dr. med. Karl Lenzberg, Frau G. Krieger.)

Arbeitsgemeinschaft Wuppertal: W.-Elberfeld, Platzhoffstraße 26. (Prof. Dr. M. H. Göring.)

Arbeitsgemeinschaft Konya (Türkei): Konya, Türkei (Prof. E. Hamdi Bey.)

Arbeitsgemeinschaft Zürich: Zürich, Besenrainstr. 19. (Inès Spring-Zürcher.)

Individualpsychologisch - pädagogische Arbeitsgemeinschaft an der Aussiger Handelsakademie: Aussig, Nibelungenstr. 1. (Dr. Walter Schuster.)

Verein zur Förderung der Individualpsychologie, Athen: Sankt Sofiastr. Nr. 174, Athen, Griechenland. (Dr. phil. Demetrios Moraitis.)

Arbeitsgemeinschaft Utrecht: Utrecht, Willemsplantsoen 7. (Dr. P. H. Ronge.)

Arbeitsgemeinschaft Paris: 89, rue Erlanger, Paris XVI. (Frau Dr. M. Rapaport. Leitung: Dr. med. et phil. Alexander Neuer.)

Arbeitsgemeinschaft Amsterdam: Amsterdam, Frans van Mierisstraat 59. (Sekretärin: Frau Paula Allmayer.)

Arbeitsgemeinschaft Amsterdam: Amsterdam, De Lairessestraat 121. (E. d'Oliveira.)

Arbeitsgemeinschaft Dordrecht (Holland): Dordrecht, Hallinglaan 4. (Fräulein M. J. A. M. van Geelen.)

Arbeitsgemeinschaft Rotterdam: Rotterdam, Eendrachtsweg 12. (Ir. J. W. C. Boks.)

Arbeitsgemeinschaft Brünn (Tschechoslowakei): Brünn, Neugasse 20. (Obmann: Dr. Neumarck; Schriftführerin: Fachlehrerin Soffe.)

Arbeitsgemeinschaft Trieste (Italia): Geschäftsstelle: Trieste, Barcola-Riviera 25 (Frau Dr. Stock. — Leiterin: Dr. med. Adele Horvat, Abbazia, Casa di Cura Dr. Horvat).

Chicago Society for Individual Psychology: Mrs. C. L. Menser, secretary, 1120 Lake Shore Drive, Chicago, Ill., U. S. A. — Chairman: Prof. Dr. A. R. Radcliffe-Brown, Chicago.

Die einzelnen Vereine und Arbeitsgemeinschaften erteilen Auskunft in allen einschlägigen Fragen.

Herausgeber, Eigentümer, Verleger: Dr. Alfred Adler, Wien, I., Dominikanerbastei 10. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Ladislaus Zilahi. Wien, VI., Joanelligasse 6.